BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Burckhardt, Eduard,

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit von der Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm III. (1815 - 1840)

Bd.: 3

Leipzig 1841

H.un. 98 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031382-7

Allgemeine

Geschichte der neuesten Zeit.

Von der

Stiftung der heiligen Allianz bis zum Tode Friedrich Wilhelm's III.

(1815 — 1840.)

Von

Dr. Eduard Burckhardt.

Dritter Band.

Leipzig,
Verlag von J. J. Weber.

1841.

154. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dritter Abschnitt.

Von der Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten bis zur Erstürmung Warschau's und den Bundes-Ordonnanzen vom 28. Juni 1832.

Unter allen Ereignissen der auswärtigen Politik, die den Freunden staatsbürgerlicher Freiheit eine Aenderung in dem politischen Systeme des englischen Ministeriums nach Castlereagh's Selbstmorde bezeugten, erschien als eins der bedeutsamsten die durch George Canning durchgesetzte Anstellung britischer Consuln in den amerikanischen Colonien, die sich durch Losreißung von der spanischen Herrschaft zu Freistaaten erhoben hatten. Bald darauf, am 1. Januar 1825, verkündete das englische Ministerium zur freudigen Ueberraschung aller Freiheitsfreunde in der ganzen civilisirten Welt die förmliche Anerkennung dieser amerikanischen Freistaaten, zunächst jener von Mejiko, Columbia und Buenos-Ayres. Um aber dieses Ereigniß gehörig würdigen zu können, müssen wir einige Rückblicke auf die Geschichte jenes großen Staatenbundes werfen, der für den Politiker und den Historiker, für den Philosophen und Culturfreund von gleich großem Interesse ist, wie verschie-

den, ja oft entgegengesetzt auch immer die Urtheile lauten mögen, die durch die Betrachtung der amerikanischen Zustände hervorgerufen worden sind.

Wenn das Gemälde, das uns Europa zeigt, äußerst düster ist, — also läßt sich ein hochherziger, freigesinnter Geschichtschreiber, Sismondi, vernehmen — so ist das, welches Amerika bietet, noch kläglicher! In diesem ungeheuern Welttheile haben uns alle Länder, die den Spaniern und Portugiesen gehört hatten, bis jetzt nur eine bleibende Scene von militärischen Gewaltthätigkeiten, Revolutionen und Plünderungen gezeigt, obschon sie von sogenannten freien und den neuesten Mustern Frankreichs und der Vereinsstaaten nachgebildeten Verfassungen regiert werden; dergestalt, daß diese Länder, die man einstimmig unter die am schlechtesten regierten des Erdbodens gezählt hatte, seit dem Zeitpunkte ihrer vermeintlichen Befreiung unaufhörliche Rückschritte in Beziehung auf Civilisation und Wohlfahrt gemacht haben. Die von den Engländern colonisirten Gegenden dagegen eilen noch mit raschen Schritten einer hohen materiellen Wohlfahrt zu; und doch betrüben sie die Freunde der Freiheit vielleicht noch mehr. Alles begünstigt sie: der Friede nach Außen, wie die unermeßliche Ausdehnung ihres der Industrie ganz überlassenen Gebiets, der jedem Arbeiter gebotene hohe Lohn, wie die leichte und gewinnreiche Anlegung aller Capitalien, die Vernichtung aller alten Mißbräuche, wie die Erloschenheit aller alten Parteien. Das Volk, das sich in diesen glücklichen Regionen rasch vermehrt, ein aus englischem Blute entsprossenes Volk, ist vermöge des Erbrechts im Besitze der vollendetsten Gesetzgebung, der seinen Bedürfnissen angemessensten Verwaltung, aller Kenntnisse, jeder Erfahrung eines alten Volks, bei der Jugendkraft eines neuen, endlich aller Früchte der höchsten Civilisation. Und doch machen die Amerikaner, seit einigen Jahren, die Freunde der Freiheit täglich erröthen. Mit dem Verbrechen, die Sklaverei beibehalten zu haben, paarten sie das Verbrechen, der Negerrace jede Erziehung zu verbieten;

das Verbrechen, den freien Negern, die jeden Augenblick in Gefahr schweben, aus ihren Wohnungen geschleppt und in die Sklaverei zurückgestürzt zu werden, fast jede Garantie zu verweigern; das Verbrechen, durch Volkshinrichtungen jede Aeußerung von Menschlichkeit und Gerechtigkeit gegen diese unglückliche Race zu bestrafen; das Verbrechen, kein einziges Mal die öffentliche Gewalt zur Unterdrückung der Schandthaten, welche den amerikanischen Namen besudeln, angewendet zu haben. Ueberall sonst konnte man es den Umständen zuschreiben, daß die Freiheit, die modernen Grundsätze und die Republik die erwarteten Früchte nicht trugen. Man konnte sagen, daß man noch nicht genug freisinnige Institutionen errichtet, daß man noch nicht alle Bürgschaften, welche die Gleichheit verleihen könne, errungen habe. In Amerika findet sich das Resultat gegenüber der ganzen Energie und der ganzen Reinheit der demokratischen Einrichtungen. Wenn dieses Resultat schimpflich ist, so müssen die Institutionen schlecht sein. —

Gegen die Bündigkeit dieser Schlußfolgerung erhoben sich die Vertheidiger der amerikanischen Institutionen und führten an: „daraus, daß ein Volk eine freisinnige Institution mißbraucht, folgt nicht, daß diese Institution verwerflich ist. Auch die Freiheit kann mißbraucht werden, ja sie wäre nicht Freiheit, wenn sie nicht mißbraucht werden könnte. Ein ganzes Volk kann ebenso thörigt und ungerecht handeln, als ein einzelnes Individuum; und es giebt wohl keine Institution, die ein ganzes Volk oder ein Individuum gleichsam nöthigte, in allen Fällen vernünftig und gerecht zu handeln. Dies ist eine der Unvollkommenheiten aller menschlichen Dinge. Das Einzige, was die Staatsweisheit in dieser Hinsicht thun kann, ist, daß sie Niemand ein Interesse giebt, die Freiheit zu mißbrauchen. Ferner kann eine einzige Frage nicht über die Trefflichkeit oder Verwerflichkeit einer Einrichtung entscheiden, noch viel weniger aber, so lange diese Frage noch schwebt, wie jene der Neger-Emancipation in Amerika. Die Neger werden emancipirt wer-

den; eben die strengen Maßregeln, die man gegen die Prediger dieser Emancipation ergriffen hat, beweisen, wie groß die Zahl der Negerfreunde ist. Diese Prediger haben jene Maßregeln durch ihre unbesonnene Heftigkeit theilweise selbst veranlaßt; auch wäre eine allzuschnelle Emancipation vielleicht gefährlich; ferner liegt es in dem Wesen der Freiheit, daß kein Unions-Staat zur plötzlichen Annahme einer Maßregel, die er zurückstößt, und die eine Verfassungsfrage betrifft, bei welcher individuelle Abstimmung erfordert wird, gezwungen werden kann; und endlich vertheidigen ja nicht alle Staaten der Union die Negersklaverei. Die Emancipation der Neger ist nur aufgeschoben, nicht aufgehoben, und zudem ist sie kein Produkt der amerikanischen Freiheit, sondern des europäischen Despotismus." —

Ueber den atlantischen Ocean, hinüber nach dem dreimal glücklich gepriesenen Amerika richten sich die Blicke Aller, denen die gesellschaftlichen Zustände Europa's oder die Formen des politischen Lebens mißfallen; hier finden die wegen politischer Meinungen oder Thaten Verfolgten ein gastliches Asyl und ein neues Vaterland, das nichts von all den europäischen Vorurtheilen und Privilegien kennt. Fast scheint es, als habe Europa seine weltgeschichtliche Rolle ausgespielt und siehe, wie das osmanische Reich, einem Ermattungstode entgegen, während das jugendlich kräftige Amerika für die nächstkommenden Jahrhunderte in den Vordergrund der Tagesgeschichte tritt. Vor allen zieht Nordamerika unsre Aufmerksamkeit auf sich, jene großartige Föderativ-Republik der „Vereinigten Staaten", deren Geschichte wir jetzt mit kurzen Worten nachholen müssen, da sie wie die der übrigen außer-europäischen Staatenwelt von mannichfachem Einfluß auf unsern Erdtheil gewesen, jedenfalls aber rücksichtlich des Zusammenhangs der allgemeinen Geschichte der Civilisation von hohem Interesse ist.

Nach einem glorreichen zehnjährigen Kampfe hatten die nordamerikanischen Colonien ihre Unabhängigkeit von dem

englischen Mutterlande errungen und durch weise Verfassungen ihre innere und äußere Freiheit befestigt. An der Spitze der stolzheranblühenden Freistaaten, die sich bewunderungswürdig schnell entwickelten, standen Männer, gleich ausgezeichnet durch Weisheit und Thatkraft, wie durch republikanische Einfachheit und jegliche Bürgertugend. Unter ihrer Obhut — wir nennen nur die hochgefeierten Namen: Washington, Benjamin Franklin, John Adams, Thomas Jefferson, Hamilton, Maddison, Jackson und Monroe — wurden eine Menge trefflicher Gesetze erlassen, die dem geistigen und politischen Leben der nordamerikanischen Nation einen nie gesehenen Schwung gaben, während glückliche Handelsverträge, verbunden mit einem wohlgeregelten Zollsystem, lebendige Schifffahrt, fortschreitender Anbau und eine großentheils durch Einwanderung vermehrte Bevölkerung das commerzielle Leben zu einer staunenswerthen Größe erhoben. Inzwischen konnten die jungen Freistaaten nur erst nach langem Kampfe einer theilweisen Ruhe genießen; England's engherzige Handelspolitik, vor allen das von Castlereagh mit einer eisernen Hartnäckigkeit behauptete Recht der Matrosenpresse auf amerikanischen Schiffen, entzündete zuletzt die Flammen eines blutigen Krieges, der am 18. Juni 1812 förmlich zwischen beiden Staaten erklärt ward. Nach mannichfachen Gräueln, die von beiden Seiten geübt wurden und von denen wir nur als eines ewigen Schandflecks in der englischen Geschichte die Einäscherung der schöngebauten Hauptstadt Washington durch General Roß (1814) anführen, nach Thaten der ruhmvollsten Tapferkeit, vor allen bei der Vertheidigung von Neu-Orleans, vor dessen Mauern der Anführer des englischen Belagerungsheeres, Sir Edward Packenhamm, blieb, wurde endlich am 24. December 1814 zwischen beiden Mächten der Friede zu Gent geschlossen, in welchem die vereinigten Staaten die Hauptpunkte, die den Krieg zunächst herbeigeführt, fahren ließen, beide Staaten ihre Gefangenen und Eroberungen herauszugeben versprachen und die indianischen Stämme wieder in den Rechts-

und Besitzstand von 1811 eingesetzt wurden. Noch ward der Abschaffung des Negerhandels mit einigen Worten gedacht und die Entscheidung älterer Grenzstreitigkeiten dem Urtheile einer beiden Mächten befreundeten Regierung übertragen. Erst im Jahre 1818 endete ein zu London abgeschlossener Vertrag diese Grenzwirren. Das Hauptverdienst um die Rettung des Vaterlandes gebührte vor allen Heerführern der Union dem so tapfern als umsichtigen General Andrew Jackson.

Kaum war die äußere Ruhe hergestellt, als sich auch bald eine in Republiken häufige Erscheinung darstellte, welche von den Gegnern dieser Staatsform nur zu häufig benutzt worden ist, um das Verdammungsurtheil über alle republikanische Verfassungen auszusprechen. Die durch den Kampf mit England hervorgerufene Gährung äußerte sich jetzt nach Innen und rief eine große Spaltung unter den Bürgern der Union hervor, die in zwei Parteien, der Demokraten und der Föderalisten, zerfielen; die erste Partei war die Vertreterin des Ackerbaus, die andere die des Handels- und Sklavensystems. Frankreich und England unterstützten die Spaltung nach dem Interesse ihrer Politik. Dennoch gelang es den beiden europäischen Mächten nicht, die beneideten Freistaaten durch eine Trennung zwischen Nord und Süd zu entzweien und gegenseitig zu lähmen.

Wir bemerken bei der ferneren Betrachtung der Schicksale dieses glücklichen Staatenbundes unter vielen interessanten Einzelnheiten dennoch eine große „Stätigkeit und Allmähligkeit" seines Fortschreitens, weshalb wir uns um so eher kürzer fassen zu können glauben, als dieses Werk hauptsächlich nur eine ausführliche Darstellung der Schicksale der europäischen Menschheit von 1815 an zu liefern bezweckt. In dem Schicksalsgemälde der außer-europäischen Welt erblicken wir während einer ganzen Reihe von Jahren immer nur einen und denselben Charakter, für die einzelnen Jahre aber nur wenig Bezeichnendes.

Gegen die Gewaltthaten der afrikanischen Raubstaaten

ließen die amerikanischen Freistaaten im Jahre 1815 eine Flotte auslaufen, welche die Residenz des Dey's von Algier — wie solches früher vom englischen Admiral Ermouth geschehen — durch ein heftiges Bombardement züchtigte, in Folge dessen der Dey die Vergleichsvorschläge annahm und alsbald (1816) den Frieden unterzeichnete. Allein der Plan, durch diese Expedition eine Insel des mittelländischen Meeres zur Unterstützung des amerikanischen Handels mit Europa zu gewinnen, scheiterte an der Eifersucht von Großbritannien, das dagegen energische Einsprache erhob. Inzwischen war schon am 3. Juli 1815 ein Handelsvertrag mit England zu Stande gekommen, welcher basirt auf Grundsätze der Gegenseitigkeit, hinsichtlich der Handels- und Zollfreiheit, den Fahrzeugen der vereinigten Staaten den freien Zugang in die britisch-ostindischen Häfen eröffnete, ohne ihnen jedoch das Recht des freien Küstenhandels und der Ausladung ihrer ostindischen Waaren, ausgenommen in amerikanischen Häfen, zu ertheilen. Die Staaten der Union mußten aber schon im nächsten Jahre, und noch vollständiger mittelst einer am 1. März 1817 ausgefertigten Bill, durch eine sogenannte Navigations-Akte die Engherzigkeit der englischen Handelsprinzipien zu ihrem Vortheile und zum großen Mißvergnügen des ehemaligen Mutterlandes, zu neutralisiren.

Die Sklaverei, deren wir schon früher als eines Schandfleckens in einem republikanischen Staate gedacht haben, ward zwar in den nördlichen Theilen der Union aufgehoben, blieb aber im ganzen Süden, vom 30. Grade nördlicher Breite an, so auch im Missouri-Staate, als unentbehrlich fortbestehen, obschon gleichzeitig angeführt werden muß, daß auch in den letztgenannten Staaten mehrere Gesetze über eine menschlichere Behandlung der Neger und über den Schutz der Sklaven gegen brutale Willkür erlassen wurden. Man kann jedoch nicht in Abrede stellen, daß die Politik der Föderation in vielen Punkten, wo es der leidige Vortheil erheischte, die früher proklamirten Grundsätze der Freiheit und Rechtlichkeit auf das Schnödeste verletzte. Nicht

mit Unrecht erinnert E. Münch an die gewaltthätigsten Perioden der siegreichen römischen Republik und an die schwärzesten Thaten des in Lastern und Cäsarengräueln untergehenden Reichs, wenn er der gleich treulosen als brutalen Weise gedenkt, mit welcher man die eingebornen wilden Stämme in der Nachbarschaft mit einander zu veruneinigen, die einzelnen mit Hülfe ihrer eignen Brüder zu befehden und um den Boden ihrer Väter zu berauben gewußt hat; die Anreden, Botschaften und Verwahrungen der Betrogenen — so meint er — enthalten oftmals Dinge, welche in einem des Rechtsgefühls, der Moral und der Humanität nicht ganz entwöhnten Ohre seltsam genug ertönen müssen und gerade keine Complimente für unsere sogenannte höhere Bildung sind.

Zu der Gunst, welche die Staaten der Union für die gegen das spanische Mutterland aufgestandenen Colonien bewiesen hatten, gesellten sich noch mehrfache Grenzwirren in Louisiana und den Florida's, um die Regierung Ferdinand's VII. von Spanien immer mehr mit Nordamerika in Zwiespalt zu bringen. Als nun alle Vorstellungen der Union: „daß die beiden Florida's Spanien doch zu nichts nützen, in der Länge unerhaltbar und auch in solchem Zustande seien, daß von dort aus den vereinigten Staaten vielfacher und empfindlicher Schaden zugefügt werden könne," an der Hartnäckigkeit Ferdinand's VII. scheiterten, unternahm das freie Amerika einen europäischen Staatsstreich und ließ (1819) mitten im Frieden durch General Jackson das wehrlose Pensacola mittelst eines plötzlichen Angriffs erobern. Das allseitig bedrängte Spanien, dessen Finanzen sich gerade in den ungünstigen Umständen befanden, mußte sich endlich bequemen, in die völlige Abtretung der beiden Florida's gegen Abrechnung einer amerikanischen Geldforderung von fünf Millionen Dollars einzuwilligen. Der hierüber abgeschlossene Vertrag ward zu Washington am 22. Februar 1819 und zu Madrid am 22. Februar 1821 unterzeichnet. Dieser neue Vertrag war, nach dem Urtheile des schon angeführten Ge-

schichtsschreibers, für die Union von ungemeiner Wichtigkeit; er verschaffte ihr die zwei Punkte St. Agostino und Pensacola, neue Ausfuhrhäfen am Golfe von Mejiko und am Canale von Bahama, sowie verschiedene Festungen, welche die Vertheidigungslinie im Süden vollendeten. Uebereinkünfte endlich mit Rußland und England sicherten der Union eine hinfür unbestrittene Herrschaft am stillen Ocean, und die Grenzen zwischen ihren Besitzungen und denen jener zwei Mächte in diesem Welttheile wurden durch die, westlich von Missisippi gezogene und von Woodlake, unter dem 49. Grade nördl. Br. nach Westen bis zu den Rocky-Mountains fortlaufende Linie für immer fest bezeichnet. Auch das Schiffrecht der Nordamerikaner zwischen den Küsten von Neufoundland und von Labrador ward auf's Neue von jenen Mit-Colonialmächten feierlich anerkannt.

Noch ward das Staatsgebiet der Union um diese Zeit durch den Ankauf von 192 Mill. Acres Land vergrößert, zu deren Abtretung die indianischen Stämme — man kann wohl sagen — diplomatisch gezwungen wurden. Hierdurch ward die Kette der militärischen Posten bis an den Missisippi und Missouri verlängert. Eine zweite Vergrößerung fand durch eine Niederlassung am obern Missouristrome statt, die unter dem Namen Oregan eine neue Bundesprovinz bilden und angeblich die Civilisation der Neger als Hauptzweck verfolgen sollte, eigentlich aber nur dazu bestimmt war, die Engländer von der Theilnahme am Pelzhandel im innern Lande abzuhalten und diesen als Monopol für Nordamerika zu bewahren. Dagegen zeigten sich die vereinigten Staaten wahrhaft großartig in der Gründung der freien Negercolonie Liberia am Cap Nessandro an der Nordküste Afrika's, einer Gründung, die der britischen Niederlassung auf Sierra Leone ähnelte und alsbald die glänzendsten Resultate gewährte. Noch verdient die Besetzung Neu-Albions erwähnt zu werden, die, jetzt Columbia geheißen, unter Zustimmung von England und Rußland (des letzten zumal durch den Vertrag vom 17. April 1824) die Herr-

schaft der vereinigten Staaten am stillen Meere vollends befestigte.

Die Grundsätze der auswärtigen Politik der Union innerhalb dieses Zeitraums waren die der vollkommensten Neutralität bei allen amerikanischen wie europäischen Verwicklungen. Deshalb erfreute sie sich auch mehrfacher Beweise von Achtung — da Freundschaft nicht gut stattfinden konnte — von Seiten des absolutistischen Frankreichs wie des auf Macht und Handel eifersüchtigen Rußlands. Einen deutlichen Beweis der französischen Achtung gab der mit Nordamerika 1822 abgeschlossene Handels-Traktat. In dem blutigen Kampfe zwischen Spanien und dessen Colonien enthielt sich die Union aller bewaffneten Einmischung, wenn sie auch ihre Sympathie für die insurgirten Nachbarstaaten, nach Art Preußens für Rußland während der letzten polnischen Revolution, durch Zufuhr von Lebensmitteln und Waffen zu bethätigen suchte. Erst im Jahre 1824 erkannte sie die im spanischen Amerika insurgirten Staaten förmlich an.

In das Jahr 1824 fällt auch der erhebende Empfang des um die politische Freiheit zweier Welttheile hochverdienten Generals Lafayette, der, wie bekannt, früher für die Unabhängigkeit Nordamerika's ruhmvoll gestritten und jetzt eine Reise über den atlantischen Ocean unternommen hatte, um, ein „Gast der nordamerikanischen Nation", die früheren Mitstreiter für eine heilige Sache noch einmal zu begrüßen. Seine Reise durch Nordamerika war der größte Triumphzug, die Fahrten aller Fürsten Europa's seit undenklichen Zeiten an Herrlichkeit und Würde weit übertreffend. Die ihm in großartigem Sinne geweihte Nationalbelohnung ehrte gleich sehr den „Helden zweier Jahrhunderte und zweier Welttheile", wie die nordamerikanische Nation.

Endlich verdient noch der riesenhafte Plan einer rühmlichen Erwähnung, den der edle Präsident der Union Monroe in der letzten Periode seiner Wirksamkeit entwarf: die Verbindung des stillen Oceans mit dem atlantischen, zu dessen Verwirklichung ganze Felsengebirge durchschnitten und

Seen und Flüsse durch Anlegung schiffbarer Canäle verbunden werden mußten. Ehe noch sein Plan ins Leben eingeführt war, verließ er seine hohe Würde, zu welcher jetzt (1825) durch Stimmenmehrheit in einer vielgetheilten Wahl der Sohn des ehevorigen hochverdienten Präsidenten, John Quincy Adams, gewählt ward, ein Mann, gleich ausgezeichnet durch Intelligenz, Willenskraft und Patriotismus, wie durch gemäßigte, politische Gesinnung *). —

Weit schwieriger als in dem englischen Amerika war der Sieg der Freiheit in dem spanischen, wo außer dem europäischen Feinde zwei im inneren Lande erstandene bekämpft werden mußten, die bürgerliche Zwietracht und die immer tiefer um sich greifende moralisch-intellectuelle Verwilderung. Drei Jahrhunderte einer bodenlos schlechten Verwaltung hatten das spanische Amerika, ein Land, von der Natur mit allen Reizen und all ihren Reichthümern verschwenderisch ausgeschmückt, immer tiefer an den Rand des Verderbens gebracht; eine stupid-bigotte, träge und üppige Geistlichkeit

---

*) Man vergleiche über die Geschichte von Nordamerika außer den in der ersten Abtheilung dieses Werkes genannten Schriften von Löwig, Murat u. Toqueville noch: Ed. Widenmann, die nordamerik. Revolution und ihre Folgen. Erlang. 1826. — H. Elsner, Befreiungskampf der nordamerik. Staaten. 1—4. Lief. Stuttg. 1835. — *G. Washington*, official lettres to the american Congress. 2 T. Lond. 1795. — *J. Adams*, défense des constitut. américaines. 2 T. Paris 1792. — Die Verfassungen der vereinigten Staaten Nordamerika's. Aus d. Engl. v. Engelhard. 2 Th. Frankf. a. M. 1834. — R. Mohl, das Bundesstaatsrecht der verein. Staaten von Nordamerika. Stuttg. 1824. — J. Kent, das Verfassungsrecht der verein. Staaten, v. Fr. Bissing. Heidelberg 1836. — G. Duden, die nordamerikan. Demokratie ꝛc. Bonn 1837. — C. Sidons, die verein. Staaten von Nordamerika nach ihrem polit., religiös. und gesellschaftl. Verhältnisse. 2. Th. Stuttg. 1827. — K. H. L. Pölitz, Staatensysteme Europa's und Amerika's seit 1783. 3. Th. Leipz. 1826. — A. H. Everett, Amerika. 2. Th. Hamburg 1828. — Rivinus, Atlantis. Jahrg. 1826 und 27; und endlich Kufahl, Geschichte von Nordamerika. 3 Theile. 1834.

zehrte an dem Marke des unglücklichen Landes, verhinderte jeden Aufschwung des Geistes und tödtete methodisch jede sittliche Kraft im Volke; und dennoch brach auch hier der Geist der Freiheit sich Bahn. Das Beispiel von Nordamerika und Hayti wirkte zauberisch auf die lange Geknechteten, sie gedachten der vieljährigen Drangsale und der Kampf begann gegen das tyrannische Mutterland.

In dem paradiesischen Mejiko (Vicekönigreich Neu-Spanien) zeigte sich schon während der nordamerikanischen Revulution und noch deutlicher zur Zeit des spanischen Kampfes gegen Napoleon das Verlangen nach politischer Unabhängigkeit. Darauf erhob Hidalgo, Pfarrer von Dolores, ein Mann von Ehrgeiz und Talent, die Fahne des Aufstandes, unter welcher sich großentheils die niedergedrückten Indianer sammelten; allein nur zu bald scheiterte sein Unternehmen an dem Kirchenbanne, womit die hohe Geistlichkeit dasselbe belegte. Hidalgo büßte seine That auf dem Blutgerüste; aber gleichzeitig fanden sich Sinnesgenossen und Nachfolger, die zu einem Befreiungsbunde zusammentraten und selbst unter der Priesterschaft ihre Mitglieder zählten. Die Seele des Ganzen war Morelos. Allein auch ihn ereilte dasselbe Schicksal, das seinem Freunde Hidalgo geworden; General Calleja löschte die schon ziemlich weit verbreiteten Flammen des Aufruhrs und herrschte hierauf mit eiserner Strenge über das unglückliche Land. Ihm folgte als Vicekönig Don Apodoca, der durch milde Nachgiebigkeit die aufgeregten Gemüther versöhnte und die Wuth der Parteien zu beschwichtigen schien. Aber unter der Asche glimmten die Funken fort und schlugen in lichten Flammen auf, als D. Xaver Espoz y Mina, Neffe des spanischen Helden, an der Spitze eines Heerhaufens erschien und die Mejikaner zur Befreiung ihres Landes aufrief. Auch ihn traf das Schicksal seiner beiden Vorgänger, nachdem er eine kurze Zeit durch Wunder der Tapferkeit geglänzt hatte. Die Mehrzahl der Mejikaner verzweifelte jetzt, nach so vielen mißglückten Versuchen, an dem endlichen Siege der Freiheit und nur Torres,

ein früherer Waffengenosse Morelos', setzte noch mit einer kleinen verwegenen Schaar den Guerillakrieg im innern Lande fort. Neben ihm verdient noch wegen seiner an das Unglaubliche grenzenden Tapferkeit und Ausdauer der Kreole Fernandez Vittoria, auch nach der wunderthätigen Jungfrau Maria Guadelupe genannt, der rühmlichsten Erwähnung. Mehrfache Verbindungen mit Nordamerika und Unterstützungen aus diesem Lande machten es den Insurgenten möglich, sich so lange zu halten, bis die Patrioten wieder Muth zu einer neuen Schilderhebung gewannen. An die Spitze derselben trat der Obrist Don Agostino Iturbide, der von dem Vicekönig für einen eifrigen Royalisten gehalten und deßhalb zu der Bekämpfung des Independentenführers Guerrero abgesendet, plötzlich (Januar 1821) die Maske abwarf und die Unabhängigkeit Mejiko's proklamirte. Das Manifest, das die Unabhängigkeitserklärung darlegte, war aus Iguala (24. Febr. 1821) erlassen; es ist bekannt unter dem Namen: el grito de Iguala (Ruf von Iguala). Nach dem von ihm verkündigten Verfassungsentwurfe sollte Mejiko ein selbstständiges Reich bilden und entweder von Ferdinand VII., oder von einem andern Prinzen des königlichen Hauses Bourbon regiert werden. Dieser Plan fand allgemeinen Anklang, tüchtige Heerführer, wie Bustamente und Negrette, schlossen sich an Iturbide an, und die neuerrichtete Junta central übernahm statt des Vicekönigs die Leitung des Staates. Vergebens sandte König Ferdinand VII. den General D'Donoju, als Apodoca's Nachfolger, mit den freisinnigsten Proclamationen nach Mejiko, indem er den Untergang seiner dortigen Herrschaft ahnte; schon war es zu spät und selbst Odonoju billigte zuletzt kurz vor seinem Tode den Plan von Iguala. Inzwischen erklärten sich die spanischen Cortes dagegen und nunmehr fand sich Iturbide bewogen, die günstige Stimmung des Volkes zu benutzen, an die Spitze des Staates zu treten und dadurch den Abfall von Spanien zu vollenden. Bald waren durch seine Schlauheit die verschiedenen Parteien gewonnen und so empfing er durch ein mit großer

Opposition abgefaßtes Proclam des Congresses, am 21. Mai 1822, als Don Agostino I. die Kaiserkrone von Mejiko. Die Mehrheit des Congresses blieb aber dem neuen Kaiser, der seine Erhebung nur den sogenannten Leperos (Aussätzigen), der schlimmsten Hefe des Pöbels, verdankte, feindlich gesinnt. Der alte Adel trat ihm bei jeder Gelegenheit entgegen und benutzte die einzelnen Gewaltstreiche, die Iturbide zur Aufrechthaltung seines Thrones sich erlaubte, um alle Kalssen der Bevölkerung gegen ihn einzunehmen. Es glückte, und schon am 2. Dec. 1822 fiel General Santa Anna von ihm ab und proclamirte zu Vera-Cruz die Republik; Guerrero, Nicolas Bravo, Guadelupe Vittoria u. A. gesellten sich dem Abtrünnigen zu und selbst Echevarri, der von Iturbide zur Dämpfung des Aufstandes entsendet worden war, übte Verrath und ging zu Santa Anna über. In dieser Noth legte der Kaiser am 19. März 1823 die Krone nieder und wurde vom Congreß nach Italien verwiesen. Eine neue republikanische Verfassung ward proclamirt. Allein schon im nächsten Jahre glaubte Iturbide die Verhältnisse in Mejiko so günstig verändert, daß er durch seine Rückkehr aus Europa den Thron wieder zu erlangen hoffte. Er täuschte sich; niedrige Verrätherei überlieferte den geächteten Kaiser in die Gewalt der republikanischen Regierung, die ihn nach kurzem Processe erschießen ließ *).

Gleiche, nur noch blutigere Kämpfe hatten die Patrio-

---

*) *J. Guerra*, Historia de la Revolucion de Mejico. 1817. — *Basil Hall*, Extracts from a journal written on the coat of Chili, Peru and Mexico in the years 1820, 1821 and 1822. Lond. 1823. (Deutsch, Stuttg. 1824.) II Vol. — Röding, Freiheitskampf in Südamerika. Hamburg 1830. — Kobbe, Darstellung der Geschichte des Freiheitskampfes im span. und portug. Amerika. Hannover 1832. — J. Kottenkamp, Der Unabhängigkeitskampf in den span.-amerik. Colonien. Stuttg. 1838. — D. Lorenzo de *Zavala*, Ensayo historico de las revoluciones del Mejico, desde el año 1808 hasta 1830. Madrid 1836. — Iturbide, Denkwürdigkeiten. Aus dem Engl. Leipz. 1824.

ten im Vicekönigreich Neu-Grenada und im Generalcapitanat Caraccas zu bestehen, bevor sie sich einer politischen Unabhängigkeit erfreuen konnten. Empört über die zahlreichen Grausamkeiten, welche die spanischen Chefs Monteverde und Goyeneche ungestraft verübten, griffen die Bewohner der beiden Provinzen zu den Waffen, riefen den früheren Feldherrn der republikanischen Franzosen Miranda an ihre Spitze und ernannten einen Congreß zu Venezuela, der alsbald die Selbstständigkeit der sieben Staaten Caraccas, Cumana-Barinas, Barcellona, Merida, Trujillo und Margarita erklärte. Zwei blutige Jahre hindurch (1810—1812) behaupteten sie mit den Waffen ihre Unabhängigkeit gegen den wilden Monteverde, dann ergaben sie sich, der Amnestie vertrauend, die aber sofort schmählich gebrochen ward. Ihr Führer Miranda, in Ketten nach Spanien abgeführt, büßte am Schwersten; man ließ ihn im Kerker langsam „vermodern" (1816). Zu diesem Siege des Despotismus kamen noch furchtbare Naturerscheinungen, wie der totale Untergang der Hauptstadt Caraccas durch Erdbeben, was von der aller Freiheit feindseligen Geistlichkeit den dummgläubigen Massen als sichtbare Strafe des Himmels verkündet ward. Aber trotz diesem allgemeinen Unglücke verzagten die Patrioten nicht; ja die früher in zwei Parteien gespaltenen vereinigten sich jetzt um so fester und riefen den Kreolen Narino, einen reichen Kaufmann von Santa fé di Bogota, der der Freiheit seines Vaterlandes schon früher vielfache Opfer gebracht hatte, an die Spitze des Ganzen. Allein auch er erlag dem Mißgeschicke und büßte, wie Miranda, sein Unternehmen in einem europäischen Kerker, aus dem er jedoch, nach den Ereignissen auf Isla de Leon, wieder entlassen wurde. Ihn ersetzte als Präsident des Congresses Alvarez, während der Cumaner Mariño seine verzweifelnden Landsleute vom Neuen gegen Monteverde in's Feld führte. Schon hörte man jetzt unter den Tapfersten den Heldennamen Simon Bolivar. Dieser Sprößling eines reichen und angesehenen Geschlechts zu Caraccas hatte

bei großem Thatendrange und hoher vaterländischer Begeisterung auf mehrjährigen Reisen durch Europa sich vielfache Kenntnisse erworben, dann unter Miranda rühmlich gefochten und trat jetzt, zum Oberbefehlshaber des Patriotenheeres von Caraccas und kurz darauf auch von Venezuela ernannt, dem Nachfolger Monteverde's, Salmon, muthig entgegen. Nach der Eroberung von Portobello verließ ihn aber das Glück und nöthigte ihn, nach einer verlornen Schlacht bei Araguito, sich nach Cartagena einzuschiffen. Allein noch immer verzagte er nicht; es galt, die letzte Kraft zusammenzuraffen, denn Spanien hatte jetzt seinen tüchtigsten Feldherrn zur Bekämpfung der Insurrection nach Südamerika abgesendet. Im Jahre 1815 erschien hier mit neuen Truppen Don Pablo Morillo, derselbe, den wir schon in der Geschichte der spanischen Cortesrevolution auftreten sahen, ein Mann von großen Feldherrntalenten, unbeugsamem Muthe und unbegrenzter Wildheit des Gemüthes; ihn begleiteten der als Heerführer gleich ausgezeichnete Morales und der zum Inquisitor von Cartagena ernannte Peter Torres, vor dessen bekannter Grausamkeit die Muthigsten erbebten. Bolivar konnte mit der durch innere Streitigkeiten geschwächten Besatzung von Cartagena dieser vereinigten Macht nicht widerstehen und entwich nach einer äußerst glänzenden Gegenwehr auf die Insel Jamaika, wo er aber bald neue Mittel zur Fortsetzung des Kampfes fand. Der Präsident von Hayti, Pétion, unterstützte ihn mit Soldaten und Waffen, und plötzlich erschien er wieder, begleitet von einer treuen Schaar Mulatten und Neger — unter ihnen der wildtapfere Mulatte Paez, der Admiral Brion, die Häuptlinge Priar, Monaga, Arismendy, Zaraza und der Parteigänger MacGregor, ein geborner Irländer — auf Margarita. Allein auch diesmal siegte Morillo's Kriegsglück über die Tapferkeit der Insurgenten. Nach der Einnahme von Santa Fé begann die Rache ihr blutiges Werk. Die Grausamkeiten Morillo's und seiner Helfershelfer überschreiten alle Beschreibung: man sperrte die Männer in Käfichte und mordete sie

nur nach entsetzlichen Qualen, Kinder wurden lebendig in die Erde eingegraben und vor allen Frauen und Jungfrauen, die sich der Sache der Freiheit ergeben bewiesen hatten, einer beispiellosen Verfolgung preisgegeben. (Man vergleiche hierüber den interessanten Aufsatz in den Leipz. Blättern für lit. Unterhaltung: die südamerikanischen Frauen. 1830.) Wird hierauf nicht Jedermann die Mulatten und Neger weniger streng beurtheilen, wenn sie zuweilen in wilder Rachsucht Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchten?! —

Noch immer vertheidigten Arismendy, Urdaneta und Santander mit ihren zersprengten Haufen die hartbedrängte Sache der Freiheit, als die kleine Flotte Brions durch eine gelungene Seitenbewegung zur See die Patrioten zu neuen Hoffnungen berechtigte. Bolivar und Paez waren unermüdlich thätig, neue Schaaren zu werben und dem Feinde Abbruch zu thun. Die Verschwörung Piar's, der seine Mulatten den Spaniern zuführen wollte, ward noch zur guten Stunde entdeckt und dadurch das Leben des heldenherzigen Bolivar gerettet, obschon derselbe den Dolchen des Spaniers Lopez nur dadurch entfliehen konnte, daß er nackt über die Dächer von Angostura sich flüchtete. Bald darauf siegte Paez bei Nurita; von England kamen beträchtliche Unterstützungen an und so ward es den Insurgenten möglich, binnen vier Monaten nicht weniger als zwölf Schlachten und Treffen zu liefern, die meist glücklich für sie ausfielen. Endlich nach den bewunderungswürdigsten Hin- und Herzügen Bolivar's über die Cordilleras traf er am Orinoko mit der Hauptmacht Morillo's zusammen und hier war das Glück dem muthigen Freiheitshelden günstig. Der überwundene Spanier bat um einen sechsmonatlichen Waffenstillstand, der auch wirklich am 26. November 1820 abgeschlossen, aber einen Monat vor Ablauf von Bolivar wieder aufgekündigt wurde; jetzt nach der verlornen Schlacht bei Carabobo (24. Juni 1821) mußte er auch die aus den beiden Hauptmassen Venezuela und Neu-Grenada gebildete Republik Columbia anerkennen. Dem Befreier Bolivar aber

gebührt vor allen übrigen Heerführern das Verdienst, die Freiheit seines Vaterlandes gerettet zu haben. Er regelte jetzt als Dictator die innern Angelegenheiten, war die Seele des Congresses und verkündete bald darauf als Präsident desselben die neu entworfene und angenommene Verfassung der jungen Republik (am 30. August 1821) *).

Das reiche Chili, obschon an geistiger Bildung den übrigen Provinzen Amerika's nachstehend, hatte bereits im Jahre 1810 eine Schilderhebung gegen die Tyrannei seiner Vicekönige unternommen, die jedoch unglücklich endigte. Die entflohenen Häupter rüsteten sich aber zu neuem Kampfe von der Insel Fernandez und von Buenos-Ayres aus. Mit ihnen verband sich San Martin, der sich im Kampfe gegen Napoleon auf der pyrenäischen Halbinsel ruhmvoll ausgezeichnet, dann eine Befehlshaberstelle in der Armee von Buenos-Ayres und nachmals die Statthalterschaft von Cuyo erhalten hatte, jetzt aber, unterstützt durch die Reichthümer der einflußreichen Brüder Carrera, mit einer Kriegsschaar in Chili einfiel und die Unabhängigkeit dieser Provinz proclamirte. In ihm vereinigte sich, wie in Bolivar, die List und Geschmeidigkeit des Kreolen mit der Hartnäckigkeit des Spaniers. Neben San Martin glänzte vor allen durch Tapferkeit und Freiheitsliebe der Häuptling O'Higgins. Allein durch Sorglosigkeit der Brüder Carrera ging das erste Treffen (bei Rancagua) für die Insurgenten verloren; O'Higgins flüchtete nach Buenos-Ayres, San Martin aber

---

*) *J. M. Restrépo*, historia de la revolucion de la republica de Colombia. Paris 1827. X Vol. — v. Schepeler, Geschichte der Revolutionen des span. Amerika's von 1808—1823. 1. u. 2. Thl. 1833 und 34. — Mémoires du Général *Morillo*. Paris 1826. — Lallement, Geschichte von Columbien. Quedlinburg 1827. — Ch. St. Cochrane, Reise in Columbien in den Jahren 1823 und 24. Jena 1825. — G. Mollien, Reise nach Columbien, deutsch v. Fr. Schöll. Berlin 1825. — Noch vergl. m. die historischen Zeitschriften von Bran und Rivinus. — Histoire de Bolivar par le Général Ducoudray. Paris.

war inzwischen über die Gebirge vorgedrungen und lieferte den feindlichen Truppen bei Chacabuco (am 12. Febr. 1817) eine Schlacht, worin er siegreich blieb und den feindlichen Feldherrn Marco del Pont gefangen nahm. Jetzt traten die Brüder Carrera in den Hintergrund und die mit ihnen längst schon rivalisirende Familie Larrain unterstützte durch Geld und Einfluß die Plane San Martin's, der ziemlich unumschränkt die Land- und Seemacht befehligte, während O'Higgins zum Dictator ernannt ward. Bald darauf (am 8. April 1818) endeten beide Carrera's, über neuen revolutionären Planen entdeckt, auf dem Blutgerüste.

Die bei Chacabuco übermannten Spanier sammelten sich unter Osorio vom Neuen bei Talcahuano und drangen in das Gebiet des jungen Freistaates ein. Den Insurgenten fehlte Geld zur gehörigen Ausrüstung der Truppen. Da rettete der Patriotismus der Bürger von St. Jago, die all' ihre Schätze zum Opfer brachten, das bedrängte Land. San Martin, obwol anfangs zurückgedrängt, zog schleunigst alle Reserven an sich und schlug am 5. April 1818 die Spanier bei dem Flusse Maypo dergestalt auf's Haupt, daß sie sich sofort nach Aracaunien wendeten und die neue Republik auf längere Zeit von ihnen befreit blieb. Die Empörung der zu einer neuen Expedition bestimmten Schiffsmannschaft in der Nähe von Cadiz sicherte die Ruhe der Chilesen, die nun dem bedrängten Peru, das ebenfalls die Fahne des Aufruhrs erhoben hatte, die ersehnte Hülfe senden konnten. Jetzt nahte auch fremder Beistand. Der aus dem englischen Parlemente verstoßene Lord Cochrane, ein kühner Abentheurer und tüchtiger Seemann, kam im April 1819 in Südamerika an und weihte zunächst dem Staate von Chili seine Dienste. Zum Admiral einer ansehnlichen Flotille ernannt, lief er von Valparaiso aus, versetzte die ganze Küste von Peru in Blokadestand und sperrte den wichtigen Hafen von Callao; auch gelang es ihm, eine ganze spanische Handelsflotte zu kapern. Inzwischen war San Martin zu wiederholten Malen den Peruanern vom Lande her zu Hülfe gezogen, nachdem er

den mit dem Vicekönig von Peru, Don Pezuela, abgeschlossenen Waffenstillstand früher, als dieser gehofft, wieder aufgekündigt hatte. Schon war die wichtige Provinz Guayaquil von den Chilesen eingenommen, als Unruhen in Chili selbst, an deren Spitze der Spanier Benavides stand, eine Theilung der Truppen und dadurch einen Stillstand der Operationen für Peru nöthig machten. Aber auch im Heere des Vicekönigs fand eine Empörung statt, in deren Folge Laserna, der unter Palafox in Saragossa gestritten, an die Spitze des Heeres trat. Kaum hatte nun San Martin das eigene Land beruhigt, als er sofort von der Spaltung im königlichen Heere Nutzen zog und ohne große Mühe das wichtige Lima besetzte. Hier wurde sofort die spanische Constitution für aufgehoben erklärt, die Sklaverei abgeschafft, die Indianer wieder in den alten Rang und Namen als Peruaner eingesetzt und eine Pacifications-Junta zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ernannt. Bürgerschaft, Adel und Klerus — voran der Erzbischof — hatten diesen Neuerungen beigestimmt. San Martin ward Protector der Republik. Aber nur kurze Zeit behauptete er diese Würde, zu deren freiwilliger Niederlegung ihn mehrfache innere Streitigkeiten bestimmten. Von dem Congresse mit dem Titel: „Gründer der Freiheit von Peru" belohnt, schiffte er sich in Callao nach Chili ein, um erst später, nachdem die Columbier die letzten Spanier vertrieben, wieder zurückzukehren.

Zu schwach, den Rest der Feinde selbst zu vertreiben, sahen sich die unter sich selbst uneinigen Häuptlinge des republikanischen Peru genöthigt, den hochgefeierten Libertador Columbiens, Bolivar, um Unterstützung anzugehen, zumal nachdem General Santa-Cruz von dem spanischen Heerführer Canterac auf's Haupt geschlagen worden war. Kaum war aber Bolivar zum Dictator von Peru ernannt, als er sogleich mit seinem Heere durch die hohen Gebirgsschluchten der Anden marschirte und den Krieg in das Innere von Peru verlegte. Sein Unterfeldherr Sucre — der, als Bolivar wieder nach Lima zurückgekehrt war, den Oberbefehl

führte — vernichtete auf der Ebene von Ayacucho (im December 1824) in einer heißen Schlacht den größten Theil des spanischen Heeres, nahm den Vicekönig Laserna gefangen und zwang den General Canterac sich als Kriegsgefangner mit den Trümmern der Armee zu ergeben. Nur das feste, von Rodil vertheidigte Callao leistete noch einen kurzen, aber ehrenvollen Widerstand, mußte aber auch — da der größte Theil seiner Vertheidiger bereits dem Hungertode erlegen war — capituliren (am 19. Januar 1826). Mit Rodil's Abzug verschwand die spanische Fahne auf den Küsten der Südsee, wo sie seit Pizarro als Zeichen der europäischen Herrschaft entfaltet war. Peru war frei *).

Mit wenigeren Schwierigkeiten hatten die Bewohner der weitgedehnten Länder des La Plata-Stromes, oft mit dem Namen der Argentinischen Republik bezeichnet, oder noch gewöhnlicher nach der Hauptstadt Buenos-Ayres genannt, zu kämpfen. Bereits 1810 hatten sie ziemlich einmüthig ihre Unabhängigkeit verkündigt und alle Bemühungen des wackern Vicekönigs Liniers, diese schönen Provinzen seinem hochverehrten Königshause zu erhalten, scheiterten an dem festen Widerstande der weniger durch farbige Stämme gemischten Bevölkerung. An die Spitze der Geschäfte trat eine Centraljunta, in welcher den Vorsitz Elio führte, der jedoch bald, da er sein Amt schlecht verwaltete, nach der Banda oriental entsendet ward. Als Chile und Süd-Peru der spanischen Herrschaft den Gehorsam aufgekündigt, wagte Liniers noch einmal durch Waffengewalt das Ansehen seines Königs zu retten; allein er verlor die Schlacht, seine Truppen verließen ihn und er fiel, flüchtend, in die Hände der Sieger, die ihn nach kurzem Processe hin-

---

*) Ueber San Martin vergl. den Artikel von F. v. Kaußler in E. Münch's teutschem Museum 1824. — Dann Minerva 1825. — A. Caldcleugh, Reisen in Südamerika während der Jahre 1819, 1820, 1821. Weimar 1826.

richten ließen. Mit diesem Siege hörte jeder fernere Widerstand auf. Aber kaum war der äußere Feind bezwungen, als ein weit gefährlicherer im Innern dieser Ländermassen auftrat: Zwietracht der einzelnen Häupter, wie selbst einzelner Provinzen. Zwar einigte man sich noch zur Bildung eines Congresses und eines aus drei Personen bestehenden Vollziehungsrathes, aber die oberste Leitung des jungen Staates beanspruchten Mehrere, die sich gleicher Verdienste um die Befreiung des Vaterlandes rühmten und jetzt keinem Andern unterordnen wollten. Herrschsucht und Beutegier mochten Einige gleich sehr zum Kampfe angetrieben haben, als Gerechtigkeitsgefühl und Freiheitsverlangen die Andern. Den ersten Streit rief der Besitz von Montevideo oder der Banda oriental hervor, welche Provinz der daselbst zum Oberbefehlshaber ernannte Parteigänger Artigas für unabhängig vom Congresse zu Buenos-Ayres erklärte und durch Waffengewalt siegreich behauptete. Inzwischen sah die portugiesische Regierung zu Rio-Janeiro mit immer ängstlicheren Blicken auf die fortschreitende Republikanisirung der angrenzenden Provinzen, die am Ende auch Brasilien anstecken konnte. Deßhalb überzog sie die Banda oriental mit Truppen und erklärte, sie einstweilen in Besitz zu nehmen. Dies geschah im Januar 1817. Artigas und der Congreß leisteten keinen ernstlichen Widerstand dagegen. Eine ähnliche Losreißung von der früher zum Vicekönigreich Buenos-Ayres gehörigen Ländermasse fand in Paraguay und Urraguay statt, woselbst sich der räthselhafte Doctor Francia als Director und nachmals als Dictator, die Herrschaft halb despotisch, halb republikanisch führend, behauptete *).

Nach langem Streite zwischen den Anhängern des Föderalismus und des Centralismus entschied sich endlich der im Anfange des Jahres 1816 versammelte Congreß von

---

*) Manifestacion historica y politica de la Revolucion de la America.

Tucuman für den letztgenannten, als zweckdienlicher für Erhaltung und Stärkung der jungen Freiheit. Zum Präsidenten der Republik ward Don Martino de Puyrredon ernannt, der den Sitz der Regierung nach Buenos-Ayres verlegte und alsbald im Vereine mit San Martin, der noch immer am La Plata und in Chile beschäftigt war, die geeignetsten Maßregeln zur Unterdrückung der Anarchie und des vielfachen Widerstreits der Provinzial-Interessen traf. Der Congreß erließ hierauf ein Manifest, in welcher er die Beschwerden, die zur Losreißung von der spanischen Herrschaft bewogen hätten, dem Urtheile der öffentlichen Meinung von Europa und Amerika vorlegte. Endlich gab sich die Republik vom La Plata den Namen der „Vereinigten Staaten von Südamerika" und proclamirte unter dem 3. December 1817 ihre provisorische Verfassung.

Der Präsident Don Puyrredon war seinem schwierigen Amte durchaus gewachsen; Weisheit und Gerechtigkeit, Mäßigung und Entschlossenheit, waren die Principien, die seine Regierung leiteten; dabei huldigte er der Gleichheit und schützte die Freiheit der Presse wie der Gewissen. Die inzwischen vollendete Constitution ward am 25. Febr. 1819 feierlich verkündigt. Bald darauf legte er seine hohe Würde nieder — „ein Beispiel patriotischer Entsagung als Mittel gegen gefährlichen Ehrgeiz." — Sein Name blieb als der eines ächten Volksfreundes im Segen. Auf ihn folgte Rondo, ein Schwächling ohne Energie und guten Willen. Jetzt begannen auch die alten Zwistigkeiten wieder, und die Massen der Bevölkerung, die schon genug durch die Intriguen der einzelnen Häuptlinge litten, wurden jetzt abermals von den Föderalisten aufgeregt, welche das Haupt kecker als je erhoben. Rondo ward endlich durch Rodriguez ersetzt, welcher in Verbindung mit dem geistreichen und energischen Staatssecretär Bernardino Ribadavia die Parteien kraftvoll zurückhielt und den anarchischen Widerstand unterdrückte, nachdem im Jahre 1821 eine andere Regierungsform, der Föderalismus, eingeführt worden war. —

Umgrenzt von Brasilien, Oberperu und Entre Rios erblicken wir einen kleinen Staat, der nicht nur seine Unabhängigkeit glücklich behauptete, sondern sich auch dergestalt von allen benachbarten wie fernern Staaten abschloß, daß er auch den kleinsten Verkehr mit ihnen abbrach. Es ist dies der Staat Paraguay, früher Santa Fé, an dessen Spitze bis zum Jahre 1840 Dr. Francia stand. Dieser Don Jose Gasparo Rodriguez de Francia, über welchen noch bis zur Stunde die widersprechendsten Urtheile herrschen, war nach der wahrscheinlichsten Annahme der Sohn einer Kreolin und eines gebornen Franzosen, der sich nachmals in Portugal einbürgerte und von da nach Paraguay übersiedelte. Nach dem Ausspruche der wenigen glaubwürdigen Zeugen, die den Dr. Francia zu beobachten und über ihn zu berichten Gelegenheit fanden, war er ein Mann „von äußerst rechtlicher Gesinnung, von großer Uneigennützigkeit, aber hartem, unbiegsamem Charakter, bizarrem Wesen und geringer Achtung der Menschen"; seine dreißigjährige Regierung ist das bunteste Gemisch von wildem, launenhaftem Despotismus und einer durch weise und liberale Gesetze sich beschränkenden Dictatur; er war zugleich Theolog und Rechtsgelehrter, und dennoch kannte sein Haß gegen die Priester keine Grenzen. Im Jahre 1809 übertrugen ihm seine Mitbürger, entrüstet über die mannichfachen Unbilden, die sie von Artigas zu erdulden hatten, die oberste Gewalt, die er unter geringer Beihülfe von 24 Mitgliedern eines Repräsentanten-Rathes, ziemlich unumschränkt, abgeschlossen und unbekümmert um das Urtheil der Welt, bis zu seinem Tode behauptete. Zwei spätere Congreßversammlungen ernannten ihn erst zum Consul, dann zum Dictator der Republick. Als solcher waltete er bis zu seinem Tode. In dem von ihm erlassenen Gesetzbuche wurde allen Sklaven die Freiheit zurückgegeben und ein ewiger Friede verkündigt, dessen Störung wie jeden Neuerungsversuch die unnachsichtlichste Strenge rächte. Er schirmte die Gewissensfreiheit, hob aber alle Mönchsklöster auf und vernichtete den letzten Einfluß der Priesterkaste. Der entschie-

denſte Feind aller europäiſchen Cultur begünſtigte er Induſtrie und Ackerbau und wußte durch Heranbildung eines tüchtigen Wehrſtandes den ausgeſprochenen Frieden ehrenvoll zu behaupten. Dabei verſtand er — weſſen ſich keine europäiſche Regierung rühmen kann — Ausgaben und Einnahmen in ein ſolches Verhältniß zu bringen, daß ſein Staat keine Schulden hatte. In der Preßfreiheit erblickte er eine Unruhſtifterin, die die Ruhe des Staates untergrabe, wie er überhaupt allen übrigen Bedingungen eines Repräſentativſyſtemes Feind war. Merkwürdig iſt es, daß ihm die Abſonderung Paraguay's von allen angrenzenden Staaten vollkommen gelang, aber mit derſelben Hartnäckigkeit, mit welcher er ſich früher geweigert hatte, auch nur Einen Mann für den Kampf gegen Spanien zu ſtellen, verweigerte er nachmals die wiederholten Aufforderungen, mit den andern Republiken irgend eine Verbindung einzugehen. Die ſchwer zugängliche Lage von Paraguay erleichterte ihm übrigens die Abſchließung von allem Verkehr mit Fremden, die bis in die neueſte Zeit nirgends ihres Gleichen gefunden hat. Vielleicht, daß es jetzt, nach Francia's Tode, gelingt, nähere und unparteiiſche Nachrichten über dieſen räthſelhaften Mann und ſeine Regierung zu erhalten *). —

Der reiche Negerſtaat Hayti, aus dem ehemaligen Hiſpaniola oder St. Domingo, der größten Inſel der weſtindiſchen Antillen gebildet, früher von den Spaniern, dann von den Franzoſen ſchmählich mißhandelt, hatte endlich (1792), aufgeregt durch die, Freiheit und allgemeine Menſchenliebe athmenden, Proclamationen des franzöſiſchen Nationalconvents, ſeine Ketten abzuſchütteln unternommen, als die Tyrannei der Pflanzer ſie länger zu tragen unmöglich machte. Nach einer Reihe von Schreckensjahren, reich an Blut und Gräueln aller Art, war es auch dem edlen, hoch-

---

*) Renger, J. R., und Longchamp, hiſt. Verſuch über die Revolution von Paraguay und die Dictatorial-Regierung des Dr. Francia. Stuttg. und Tübing. 1827.

herzigen Neger Toussaint-Louverture gelungen, die Dränger zu vertreiben und seinem Volke eine passende Verfassung zu geben. Darüber ergrimmte das französische Directorium, das zwar die Anerkennung der republikanischen Freiheit für Frankreich verlangte, aber brutal genug war, dieselbe Anerkennung der mulattischen und schwarzen Bevölkerung von Hayti zu verweigern. Allein noch ehe es seinen Waffen gänzlich gelungen war, die trostlosen Zustände der Vergangenheit zurückzuführen, erhoben sich die Bewohner Hayti's abermals zu einem furchtbar blutigen Kampfe, — Dessalines und Christoph an ihrer Spitze — der mit der Ermordung sämmtlicher auf der Insel anwesenden Franzosen endigte. Bei diesem Blutbade hatte sich vor allen durch Thaten der wildesten Grausamkeit Dessalines hervorgethan; er erlag jedoch seinen beiden Nebenbuhlern Pétion und Christoph, die sich in die Herrschaft der Insel theilten, dieser als König Heinrich I., jener als Präsident einer Republik. In Beiden zeigte sich das ernstliche Streben, Ordnung und Achtung vor dem Gesetze in die wildgährenden Gemüther zurückzuführen; vorzüglich machte die Republik glänzende Fortschritte, als General J. R. Boyer, ein Mulatte, reich ausgerüstet mit allen Talenten zur Leitung des Staates, an Pétion's Stelle mit der Präsidentenwürde bekleidet ward (1813). Ihm gelang es auch, als Heinrich I. bei einem Aufstande, während des Septembers und Octobers 1820, ermordet worden war, beide Hälften der Insel wieder zu einem Freistaate zu vereinigen, zu welchem er noch die kleine, zeither von den Spaniern behauptete Parzelle St. Domingo brachte, die sich bereits an die Republik Columbia anschließen wollte. Nach langen Verhandlungen glückte es ihm endlich (1825) einen Vertrag mit Frankreich abzuschließen, worin dieses, gegen eine Summe von 150 Mill. Franken zur Entschädigung der ehemaligen Pflanzer, die Unabhängigkeit der Republik Hayti, zunächst im Bezug auf den ehemals französischen Antheil, förmlich anerkannte, wie wir in der Geschichte Frankreichs näher betrachten werden. Spanien

protestirte, jedoch nutzlos, ja selbst nach der Juliusrevolution von 1830 nahm Ferdinand VII. die Oberherrschaft über Hayti in einem an Boyer gerichteten Manifeste für sich in Anspruch *). —

Während aber in allen spanischen Colonien republikanische Staatsformen eingeführt wurden, erhob sich das mächtige Brasilien zu einem erblichen Kaiserreiche.

Als im Jahre 1808 die Königin Maria Franziska und ihr Sohn Dom João VI. von Lissabon vor der Allgewalt der französischen Waffen nach ihrer transatlantischen Colonie Brasilien hinüberflüchteten, brachten sie dieser außer einem glänzenden Hofstaate kein anderes Geschenk mit. Das ganze Regierungsunwesen, mit dem sie ihr europäisches Reich belasteten, bedrückte jetzt auch die lange vernachlässigte Colonie, in welcher sich, nach dem Urtheile eines Geschichtsschreibers, der Ministerdespotismus, das Privilegien- und Monopolunwesen, der entsetzliche Abgabendruck, die heillose Finanzwirthschaft, die ungetreue Administration, die schlechte Gesetzgebung, endlich der Mangel an allem geistigen Schwung und der Einfluß des Priester- und Mönchthums vereinigten, um aus der Regierung, zu welcher Dom João VI. seinen Namen lieh, ein Musterbild zu liefern, wie eine Regierung nicht beschaffen sein soll. Noch als Prinz-Regent, im Jahre 1815, verkündete Dom João die Selbstständigkeit Brasiliens, das, gleichberechtigt mit Portugal, zum Range eines Königreichs erhoben ward. Fast schien es, als ob durch die Vermählung des Thronerben Dom Pedro mit einer östreichischen Kaisertochter (Maria Leopoldine) außer neuem Glanze auch neues Leben in den absterbenden Staatskörper von Brasilien gebracht werden würde; neue Verbindungen waren mit Europa angeknüpft; zur Hebung der Industrie wurden die

---

*) F. Philippi, Geschichte des Freistaats von St. Domingo. 3 Bändchen. (Histor. Taschenbibliothek.) Dresden 1826. — v. Pradt, Aktenstücke in Bezug auf St. Domingo und Amerika. Aus d. Franz. Leipzig 1818.

Einwanderungen fremder Colonisten vielfach unterstützt, allein das Uebel lag zu tief, als daß es durch vereinzelte Anstrengungen hätte gehoben werden können. Es fehlte das erste Lebensprincip eines Staates, Freiheit; wie die Presse waren auch die Gewissen gefesselt und wie das geistige Leben durch den krassesten Aberglauben und eine von den Pfaffen gepflegte fanatische Intoleranz darniedergehalten ward, so wurden auch die materiellen Zustände durch das verkehrteste Verwaltungssystem in jedem Aufschwunge gehindert.

Zu der innern Noth gesellten sich die Verwickelungen der äußern Politik. Noch immer dauerten die Streitigkeiten mit Spanien wegen Olivenza fort, während Montevideo das bedrängte Königreich auch mit den neuen Freistaaten verfeindete. Von den letztern war die meiste Gefahr zu befürchten, das verführerische Beispiel lockte an und einzelne Lichtblitze der Freiheit zuckten bereits durch die Nacht des stumpfsinnigen Landes. Schon hatte **1817** Fernambuco auf kurze Zeit die Fahne der Freiheit entrollt, als die portugiesische Revolution von **1820** und die durch dieselbe herbeigeführte Rückreise des Hofes nach Lisboa die verhängnißvolle Katastrophe herbeiführte, die das junge Königreich auf immer vom Mutterlande trennte. Dom Pedro, der als Reichsverweser in Brasilien zurückgeblieben war, übernahm jetzt eine etwas zweideutige Rolle zwischen seinem Vater und den Brasilianern, obwohl nicht geläugnet werden kann, daß er großentheils durch die Verhältnisse in dieselbe hineingedrängt ward. Zunächst verkündigte er, als Vertheidiger der brasilianischen Nationalität, die portugiesische Verfassung; kaum aber waren die in derselben enthaltenen nachtheiligen Bestimmungen für Brasilien bekannt, als sich auch allgemein das Verlangen einer völligen Trennung vom Mutterlande kund that. Dom Pedro stellte sich selbst, um nicht Alles zu verlieren, an die Spitze dieser patriotischen Partei, die auch nach blutigem Kampfe die Oberhand behielt und in einem National-Congreß zu Rio-Janeiro den „beständigen Beschützer des Reiches" Dom Pedro am 25. September **1823** zum constitu-

tionellen Erbkaiser von Brasilien ausrief. Eine neue Verfassung ward ausgearbeitet, in welcher die monarchische Gewalt vielfach beschränkt war, weßhalb sich auch der neue Kaiser weigerte sie zu beschwören. Die Opposition, welche ihre Aufrechthaltung selbst durch Emeuten durchsetzen wollte, wurde von der dem Kaiser ergebenen Militärpartei zu Paaren getrieben, und auf Befehl Dom Petro's ein neuer Verfassungsentwurf von seinem Staatsrathe ausgearbeitet. Nachdem derselbe einem neu zusammenberufenen Nationalcongresse vorgelegt und von diesem genehmigt worden war, erhielt er die Zustimmung des Kaisers, und ward von ihm am 25. März 1824 feierlich beschworen. Kurz vorher war es Dom Pedro auch gelungen, die Provinz Montevideo, die während der Schilderhebung der La Plata-Staaten abwechselnd von Spaniern, von Portugiesen und von dem republikanischen General Artigas besetzt worden war, seinem Reiche als einen föderirten Staat einzuverleiben. Die Portugiesen, die sie zuletzt im Besitz hielten, räumten sie zufolge einer am 2. März 1824 abgeschlossenen Capitulation.

Endlich nach langen Verhandlungen, deren wir in der Geschichte von Portugal weiter gedenken werden, bequemte sich Dom João VI. in einem durch englische Vermittelung abgeschlossenen Tractate, vom 29. August 1825, die Unabhängigkeit Brasiliens und die Kaiserwürde Dom Pedro's förmlich anzuerkennen, wobei zugleich in einem geheimen Artikel festgestellt ward, daß beide Kronen von Brasilien und Portugal niemals auf einem Haupte wieder vereinigt werden sollten*). —

Noch immer bedrohte aber das durch die Bajonnette Frankreichs restaurirte Spanien die seinem Scepter entrissenen transatlantischen Colonien mit einem neuen Angriffe,

---

*) E. Münch, Geschichte Brasiliens. 2 Bändchen. Dresden 1829. — E. Münch, Geschichte des Repräsentativ-Systems in Portugal. Leipzig 1827. — (G. W. Becker), Don Pedro und Brasilien. Leipzig 1831. — E. Große, Dom Pedro ꝛc. Leipzig 1836.

obwohl derselbe, bei der innern Zerrüttung des ehemaligen Mutterlandes, für die jungen Freistaaten weniger gefahrvoll erscheinen mußte. Auch von den übrigen europäischen Staaten, in denen fast allerwärts mehr oder minder bedeutsame revolutionäre Symptome sich gezeigt hatten, war für die amerikanische Freiheit wenig zu befürchten. Demohnerachtet glaubte Bolivar durch die Zusammenberufung eines General-Congresses sämmtlicher amerikanischen Republiken Verabredungen zu gemeinsamer Vertheidigung im nöthigen Falle treffen zu müssen, wobei zugleich Maßregeln zur Förderung der innern Wohlfahrt ergriffen werden sollten. In dieser Absicht forderte er in einem unter dem 7. December aus Lima erlassenen Kreisschreiben die Regierungen aller amerikanischen Freistaaten auf, Abgeordnete zu einem in Panama zu haltenden General-Congresse zu senden. „Europa, ermüdet und übersättigt durch die auf seinem Boden in der neuesten Zeit gehaltenen Monarchen-Congresse, blickte mit gespannter Erwartung auf den unter ganz andern Auspicien vorbereiteten republikanischen Congreß, dessen Ergebnisse jedoch den Erwartungen nicht entsprachen." (Rotteck.)

Fortan blieben in dem amerikanischen Welttheile nur noch Canada und eine reiche Inselgruppe als Stützpunkte des europäischen Handels in der Gewalt von England, Spanien, Frankreich, Holland und Dänemark. Vielleicht ist aber die Stunde nicht fern, wo auch diese Besitzungen ihnen verloren gehen. Sicher geschieht es, so bald die dortige vielfach gedrückte farbige Bevölkerung ihrer furchtbaren Macht sich bewußt wird und mit vereinigten Kräften gegen das Joch ihrer Dränger sich auflehnt. Die Schuld dieses Verlustes würde dann einzig und allein in der engherzigen, zum Theil bodenlos schlechten Verwaltung der europäischen Regierungen zu finden sein.

Ueber die einstige Wiege des Menschengeschlechts, über Asien, können wir flüchtiger hinwegeilen, da seine Geschichte

nur sehr geringes Interesse für die Civilisation im Allgemeinen darbietet; die asiatische Türkei — eine abgelebte Greisin, die nur gestützt auf die feile Politik ihrer Nachbarn und Gönner ein mühseliges Jammerleben langsam zu Grabe schleppt, hat bereits bei Darstellung der griechischen Revolution, wo sie ihre letzte thierische Kraft verwendete und aufbrauchte, Erwähnung gefunden. Ihr Schicksal in der nächsten Zukunft läßt sich, ohne eben Prophet zu sein, leicht verkündigen: sie stürzt zusammen, entweder erdrückt oder verschlungen von der, ganz Asien mit seiner Politik immer enger umspinnenden, Riesenschlange Rußland, die sie schon jetzt halb in seinem Rachen hält, oder sie wird die Beute eines sich neu bildenden ägyptischen Kaliphats. Von Persien hat sie sicher weniger zu befürchten, denn wie eifersüchtig auch Englands selbstsüchtige Politik alle auf Persien gerichtete Schritte, ja Blicke überwacht, so hat Rußlands feine und vorsichtige Diplomatie dem Cabinet von St. James in Bezug auf diese Provinz den Vorsprung abgewonnen. Hat doch bereits in dem sogenannten ewigen Frieden von Gulistan (1812) Rußland ganz Daghestan, nebst den Khanschaften von Kuba, Shirwan, Baku, Salian, Taljschab, Karaachb und Gandscha an sich gerissen, während Persien auch Shulareghi, Kharthli, Kachethi, Imerithi, Guria, Mingrelien und Abchasien feierlich verzichten mußte! Und daß es sein Ziel unverrückt im Auge behalten, werden wir später nachweisen, wenn wir die innere Geschichte des schnellen Friedensschlusses von Adrianopel erzählen. —

Die Besitzungen der ostindischen Compagnie waren bei der bekannten Krämerpolitik der Herren Compagnons durch Lug und Trug, durch Abtretungen, Testamente, Umtriebe und Kämpfe mit den Sultanen, Nabobs und Häuptlingen der Eingebornen, so bedeutend gewachsen, daß sie beinahe ganz Hindostan umfaßten; selbst das reiche Ceylon kam der Compagnie huldigend entgegen. Wie sehr man aber auch Achtung vor den bürgerlichen Sitten und religiösen Gebräuchen der Hindostaner versprochen hatte, so wurde diese doch fast

immer verletzt. Man civilisirte, jedoch auf eine gewaltsame und zugleich rohe Weise; die Sprache der Eingebornen ward verdrängt, ja unter dem Generalgubernium Barnes ward der Grundsatz förmlich aufgestellt und verfolgt: „daß eine geistige Emancipation der Eingebornen für gefährlich in politischer Beziehung zu halten sei.“ Schon begann man, um das Werk der Knechtung zu vollenden, die Braminen in das Interesse zu ziehen; aber alle Einreden und Klagen, welche von den Tribünen des englischen Parlaments über Tyrannei und Geistesdruck der armen Hindostaner erklangen, verhallten spurlos an der einmüthigen Opposition der Geldaristokratie. Der Spannung mit dem Kaiserreiche Birma, die durch hinterlistige Unterstützung flüchtiger Rebellen von Seiten der Compagnie eingetreten war, folgte nachmals ein förmlicher Krieg, zumal als der Kaiser von Birma, „der Monarch mit den goldenen Füßen“, das nördliche Gebirgsland Assam eingenommen und dadurch Nachbar des britischen Indiens geworden war. Der Kampf war siegreich für die Waffen der Compagnie und sicherte derselben in dem am 24. Febr. 1826 abgeschlossenen Frieden einen höchst kostbaren Erwerb an Land und Beute. Dagegen blieb noch ein zweiter, gleich gefährlicher Feind zu bekämpfen, die Maratten*).

Außerdem gerieth noch England mit dem Königreiche der Niederlande, wie friedlich auch ihre gegenseitigen Verhältnisse in Europa waren, wegen der asiatischen Colonien, die der letztgenannten Macht angehörten, in vielfache unangenehme und selbst ernstliche Verwickelungen. An die Stelle der alten holländischen Compagnie war die Regierung selbst getreten, die sofort den Baron van der Capellen mit sehr energischen Vollmachten als Generalgouverneur nach den holländisch-indischen Colonien entsendete, während 10,000 Mann regulärer Truppen und eine zahlreiche malayische Miliz, verbunden mit einer Achtung gebietenden Flotte, den Worten des General-Gouverneurs den gebührenden Nach-

*) *J. Crawfort*, history of the Indian Archipel. Lond. 1820.

druck geben sollten. Zu den Verwickelungen, welche der gemeinsame Besitz von Sumatra herbeiführte, woselbst die Briten viele Factoreien besaßen und die gegenseitigen Grenzen ziemlich ungewiß waren, kam bald ein neuer, wenn auch etwas gesuchter Grund, den Krieg wenigstens mit einem Verbündeten Englands zu beginnen. General Stamford Raffles, englischer Gouverneur auf Bencoolen, Verfasser der unten genannten Geschichte von Java, hatte einen Entdeckungszug unternommen und mit dem Sultane von Palembang, Mahmud Bandruddin, als einem unabhängigen Souverän, ein Bündniß abgeschlossen, wogegen sich die Niederlande auflehnten, indem sie den Sultan für einen ihrer ostindischen Vasallen erklärten. Mahmud Bandruddin wollte nichts von solcher Vasallenschaft wissen, ward jedoch sofort von den Niederländern mit Krieg überzogen, gefangen genommen und des Thrones entsetzt, welchen sein Bruder, nach feierlicher Anerkennung der Oberherrschaft Königs Wilhelm I., erhielt — Während nun das englische Parlament über Friedensstörung und Traktatbruch tobte, jubelte man in Holland über den errungenen Sieg und feierte ihn auf glänzende Weise. Die Sache blieb ruhen. Niederland erfreute sich des Besitzes vom ganzen östlichen Archipel bis auf Sumatra, während England Penang und Singapore, und hierdurch die nächste Seestraße von Bombay, Madras und Calcutta nach China, behauptete. Zugleich blieb die Herrschaft des erstern anerkannt auf Malacca und Rhios, wie es auch auf Borneo die meisten Handelsgeschäfte machte. Jetzt wurde auch das Colonialwesen in den holländisch-indischen Besitzungen vielfach verbessert, die Zweige der Verwaltung wurden getrennt und die oberste Gewalt, ohne Controle der Generalstaaten, vom General-Gouverneur im Namen des Königs geübt. Gleichzeitig suchte man den Ackerbau zu heben und die Bevölkerung durch Einwanderungen aus Europa zu vermehren; endlich gab man, scheinbar aus liberalen Grundsätzen, eigentlich aber nur um dem englischen Handel zu schaden, die Beschränkung des auswärtigen Handels auf dem Stapelplatze

Batavia's auf und unterstützte die Eingebornen beim Kaffee- und Zuckerbau; dagegen wurden die Häfen von Celebes und Borneo den fremden Schiffen verschlossen. England fühlte wohl, worauf alle diese Unternehmungen der Niederlande zielten und versäumte nicht, den letztern einen Feind zu unterhalten, der um so gefährlicher war, als er sich bereits einer Literatur und einer Art von Bildung rühmen konnte; es waren dies die Malayen, welche die holländische Herrschaft auf das Tiefste haßten und von den Engländern in diesem Gefühle erhalten wurden. Bald kann es zwischen der niederländischen Regierung und den Malayen zu einem furchtbar blutigen Kampfe *). —

Das Absonderungs- und Stabilitätssystem des Kaiserreichs China gewährt ein sehr untergeordnetes Interesse. Es blieb genau dasselbe, wie es seit Jahrhunderten gewesen war. „Das himmlische Reich des Weltalls", wie es sich selbst großprahlerisch nannte, verhinderte hartnäckig alle Anknüpfungspunkte mit dem cultivirten Europa, und nur selten gelang es einem Reisenden oder dem außerordentlichen Gesandten einer Großmacht, Nachrichten über die innere Geschichte dieses größten aller asiatischen Staaten mitzutheilen. Merkwürdig ist, daß auch in diesem Staate reformatorische Umtriebe stattfinden; so existirt hier eine weitverzweigte, politisch-religiöse, geheime Gesellschaft, die „weißen Wasserrosen in Lehre", deren Zweck darauf gerichtet ist, das verhaßte Joch der mongolischen Eindringlinge abzuschütteln und die Lehre des Fohi in ihrer Reinheit wiederherzustellen. Trotz aller Ueberwachung der klugen Polizei der Mandarine und trotz der furchtbarsten Strafen, womit ganze Geschlechter der entdeckten Verschwörer belegt werden, ist es bis jetzt doch nicht gelungen, der Verbreitung der Gesellschaft Einhalt zu

---

*) *Raffles*, history of Java. II Vol. — *Stuerens*, hist. de la guerre sur l'isle Java. — Die Berichte von De Kock in der Minerva (1822) und die Apologie des Hrn. van der Capellen gegen seine Amtsführung.

thun. — Die meiste Verbindung unterhält nach China mit England, das ihm wegen Zuführung des Thrans u. dergl. unentbehrlich ist; aber auch mit dieser Macht, die argwöhnisch von ihr beobachtet wird, lebt es nur selten im guten Einverständniß, obwohl es der Beherrscher des himmlischen Reiches zu keinem ernstlichen Kampfe weder mit Großbritannien, noch mit Rußland kommen läßt. Vielleicht fürchtet er die Tapferkeit seiner Soldaten, die das Ehrenzeichen des Muthes, statt vorn auf der Brust, hinten auf dem Rücken tragen müssen*). —

Das Innere der ungeheuren Halbinsel Afrika mit seinen riesigen Schöpfungen ist noch immer nicht durchdrungen, aber das wenige Licht, was einzelne muthvolle Forscher darüber verbreitet haben, läßt uns noch manche Entdeckung von weltgeschichtlicher Bedeutsamkeit hoffen. Auch hierhin drangen nach manchen Gegenden, wenn auch äußerst langsam, einzelne Lichtblicke europäischer Civilisation. Mächtiger sehen wir dagegen letztere in dem sogenannten Vicekönigreiche Aegypten sich geltend machen, das Mehmed Ali fast ganz selbstständig und nur dem Titel nach abhängig von der Pforte beherrschte. Ueberzeugt von der Zweckmäßigkeit der europäischen Kriegsbewaffnung und Taktik, unternahm er das schwierige Werk, gegen den hartnäckigen Widerstand seines ganzen Landes die Heerreform nach europäischem Muster allmälig durchzusetzen; Obrist Seve, früher Adjutant des Marschalls Ney, stand ihm, nebst mehrern andern europäischen Officieren, helfend zur Seite und bereits im Jahre 1821 hatte er ein gutexercirtes Corps von 4000 Mann — darunter seine eigene Leibwache — nach europäischer Weise und als Cadre eines dereinstigen größeren Heeres eingeübt. Seiner Thätigkeit während der griechischen Revolution haben wir schon früher gedacht **). —

---

*) *Staunton*, Miscellan. notices relating to China. Lond. 1822. — G. Timkowsky, Reise nach China durch die Mongolei in den J. 1820 und 1822 (deutsch von Schmidt 1825). 3 Bde. — Gutzlaff, Geschichte des chinesischen Reichs 2c.

**) *J. Planat*, histoire de la régéneration de l'Egypte. Par. 1830.

Ueber die Raubstaaten Marokko und Fetz, Algier, Tunis und Tripolis, die fast durchgängig von der Großmuth oder, besser gesagt, von dem Vortheile der christlichen Seemächte geschützt und gepflegt wurden, und deren innere Geschichte nur eine lange Reihe bedeutungsloser Revolutionen und empörender Blutscenen enthält, können wir füglich hinwegeilen, zumal da der einzelnen Expeditionen, die hin und wieder von europäischen Staaten zur Züchtigung der Seeräuberei dorthin entsendet wurden, bei der Geschichte dieser Staaten bereits gedacht worden ist oder noch gedacht werden wird. —

Wir wenden jetzt unsere Blicke wieder nach Europa zurück.

Der Tod Kaiser's Alexander von Rußland war für die in Frankreich herrschende Dynastie Bourbon ein äußerst wichtiges Ereigniß, zumal da Villèle jetzt eine allmälige Abtrennung vom Systeme der heiligen Allianz und eine größere Annäherung an England beabsichtigte. Die innigen Bande, die den russischen Kaiser an das Haus Bourbon geknüpft, hatte der Tod gelöst, und obschon Nicolai gleich nach seiner Thronbesteigung einen zärtlichen Brief an den König von Frankreich schrieb, worin er diesen um die Fortdauer der zeither bestandenen freundschaftlichen Verbindungen ersuchte, obschon die erneuerte Bestätigung des Grafen Pozzo di Borgo in seinem wichtigen Posten als Gesandter des russischen Cabinets am französischen Hofe dafür zeugte, daß in dem Systeme der russischen Politik nichts geändert werden sollte, so wurden doch Villèle's Plane durch den Tod Alexander's vielfach unterstützt, denn es hatte den Anschein, als ob die heilige Allianz mit Alexander ihren Halt- und Mittelpunkt verloren hatte.

Das wichtigste Ereigniß in der äußern Politik der französischen Regierung während des Jahres 1825 war die Emancipation und Anerkennung von Hayti, welche Villèle

glücklich zu Stande brachte. Nicht der Präsident des Conseils oder das Haupt der royalistischen Mehrheit, sondern der klug berechnende Finanzminister hatte diesen Plan entworfen, durch dessen Ausführung er einestheils eine nicht unbedeutende Anzahl royalistischer Pflanzer von St. Domingo oder deren nachgelassene Familien sich verpflichtete, indem er die Entschädigung derselben mittelst 150 Mill. Franken als erste und Hauptbedingung der Anerkennung voranstellte, während er anderntheils indirekt auch Spanien zu ähnlichen Schritten rücksichtlich seiner ehemaligen südamerikanischen Colonien bestimmte. Letztere waren für Spanien ebenso unwiederbringlich verloren wie Hayti für Frankreich; bei einer förmlichen Anerkennung von Seiten Spaniens eröffnete sich aber für Frankreich die freudige Aussicht, daß Spanien dann mit den ansehnlichen Summen, die es bis jetzt an die Wiedererlangung seiner überseeischen Colonien nutzlos verschwendet hatte, einen Theil der großen Schuld abzutragen vermöchte, welche der Interventionsfeldzug und die vor demselben contrahirten Anleihen in Frankreich aufgehäuft hatten.

Nach einigem Sträuben unterzeichnete Karl X. eine Ordonnanz, durch welche gegen die gedachte Entschädigungssumme die Republik Hayti anerkannt ward; Baron von Mackau überbrachte sie in Port-au-Prince und nach mehrtägigen Unterhandlungen, die eine Forderung Frankreichs — die Oeffnung des Hafens von St. Domingo für alle Nationen — herbeigeführt, nahm sie der Präsident der Republik, Boyer, „mit unbedingtem Vertrauen auf die Loyalität des Königs von Frankreich" in Empfang. Die streng-republikanische Partei auf Hayti zürnte; ihr schien das Verlangen der Hafeneröffnung unvereinbar mit der Ordonnanz selbst, die ja den Haytiern die „ganze und vollständige Unabhängigkeit" ihrer Regierung zusicherte; auch die liberale Partei in Frankreich war mit der beliebten Form unzufrieden, obschon sie mit der Unabhängigkeitserklärung gänzlich übereinstimmte, und nur die ministerielle Coterie freute sich in jeder Weise des gelungenen Sieges, als am 10. August 1825 eine telegra-

phische Depesche von Brest aus die Ankunft von drei Abgeordneten des Präsidenten mit der Nachricht meldete, daß die Ordonnanz auf Hayti „mit Ehrfurcht und Dank" angenommen worden sei. Bald darauf wurde durch eine aus den Herren Lafitte, Gebrüder Rothschild, Hagenau, Blanc-Collin, Ardouin-Hubard, Cäsar Lapanouze, Paravey et Comp. und dem Syndicate der General-Einnehmer bestehenden Gesellschaft eine Anleihe abgeschlossen, die zur Deckung der ersten Entschädigungs-Rate erforderlich war.

Villèle hatte sich aber in dem Glauben, daß das Beispiel der französischen Regierung die spanische zu ähnlichen Maßregeln rücksichtlich seiner südamerikanischen Colonien bestimmen würde, getäuscht. Ferdinand VII. war nicht der Mann, der sich freiwillig einer Forderung des Zeitgeistes fügte; eine ähnliche Antwort, obwohl etwas höflicher, wie sie kurz vorher Canning im Auftrage der spanischen Majestät durch Zea de Bermudez empfangen, ward jetzt durch Calomarde an Villèle erlassen, und gleichzeitig eine neue Ausrüstung nach der Havannah und nach Vera cruz betrieben; ja Zea, der sich dem Ansinnen des französischen Conseilspräsidenten minder abgeneigt zeigte, mußte sein Portefeuille an den finstern Herzog von Infantado abgeben. Viel trug übrigens zu dem Mißlingen des Villèle'schen Planes der eigene Abgeordnete Frankreichs am spanischen Hofe, de Moustier, bei, der, ein willenloses Werkzeug der Congregation, nur nach den Aufträgen handelte, die ihm von letztrer zukamen.

Am 31. Januar 1826 wurden die Kammern mit einer Thronrede wieder eröffnet, deren Hauptpunkte sich über den mit Großbritannien abgeschlossenen Schifffahrts- und Handelstraktat, über die Schicksale der Pflanzer von St. Domingo, dann über die Möglichkeit einer Verbesserung der finanziellen Verhältnisse der Geistlichkeit und einer Herabsetzung der indirecten Steuern von 15 Mill. Fr., da sich der Ertrag der Verbrauchssteuern vermehrt, und endlich über ein neues Erbfolgegesetz verbreiteten, das nach den Worten der Thronrede, die Stabilität, das erste Bedürfniß der Staaten, befestigen sollte.

Die entschiedene Mehrheit in beiden Kammern, mit trefflicher Satyre in dem um diese Zeit erschienenen Werke: „Biographie des Députés de la Chambre septennale“, gezeichnet, war zwar dem Ministerium durchaus ergeben, aber dennoch mußte sich Villèle auf neue und ebenso bedeutsame Angriffe, wie im verflossenen Jahre gefaßt machen, da die ultraroyalistische Contreopposition kein Haar breit von ihren Forderungen zurückgewichen war und die Reihen ihrer Streiter eher gemehrt als gelichtet hatte. Auch diesmal ward wieder Ravèz zum Präsidenten ernannt und vom Könige bestätigt. Drei neue Finanzgesetzentwürfe beschäftigten zunächst die Thätigkeit der Kammer. Der erste, ein rückwirkendes Gesetz, bestimmte das Budget von 1824 zu 986,073,842 Franken Ausgabe und 994,971,962 Fr. Einnahme; der zweite betraf eine Forderung von nachträglichen Crediten zu 18,749,268 Franken, der dritte endlich das Ausgabe-Budget für 1827 mit 915,773,042 Fr. (darunter 238,840,121 Fr. als Zinsen der Staatsschuld und Beiträge für die Tilgungskasse), während noch ein Nachlaß von 6,678,066 Fr. an Grund-, Personal-, Möbel-, Thüren- und Fenstersteuern, der zum Theil schon erfolgt war, angekündigt wurde.

Mit wenigem Widerspruch gingen diese Gesetzentwürfe in beiden Kammern durch; auch der „Entwurf zur Vertheilung der Entschädigung“ (von 150 Mill. Fr.) unter die Pflanzer von St. Domingo, sowie der von dem Präsidenten des Handelsbureaus, St. Cricq, ausgearbeitete Mauth-Tarif wurde beifällig angenommen. Der König genehmigte die Vorschläge Villèle's, einen Rechnungshof zu errichten und eine gleichmäßigere Vertheilung der indirecten Steuern eintreten zu lassen, wodurch das Ministerium die verlorene Popularität wieder zu gewinnen hoffte, und schon schmeichelte sich Villèle, die feindlichen Parteien versöhnt zu haben, als neue und ernstlichere Angriffe ihm diesen Wahn benahmen. Die Stimmführer der Contreopposition hatten bereits darauf aufmerksam gemacht, daß die eigenmächtige Erlassung von Tarifen eine verfassungswidrige Ausdehnung der königlichen

Prärogative sei; der bereits früher erwähnte Proceß des Großlieferanten Duvrard gab ihnen jetzt erwünschte Gelegenheit, ihre ganze Wuth gegen das Ministerium auszulassen, zumal als der gefangene Duvrard Gelegenheit fand, Memoiren über seine berüchtigten Gaunerstreiche in Druck zu geben, worin er das Ministerium der Mitwissenschaft und der Theilnahme an seinen verübten Betrügereien öffentlich bezüchtigte. Jetzt erst erkannte man, mit welchen Hülfsmitteln oder Streitkräften die spanische Cortesconstitution umgestürzt worden war. Allerwärts herrschte die tiefste Indignation gegen die zeither beliebte Verwaltungsweise; die Pairskammer erklärte sich in der Duvrardischen Proceßsache für incompetent und der Zuchtpolizeihof sprach Duvrard als „das Werkzeug oder den Gehülfen von höhergestellten Personen" frei.

Auf diese erste moralische Niederlage folgte bald eine zweite und noch empfindlichere. Sie ward dem auf die sogenannte „unbewegliche" Kammermehrheit trotzenden Ministerium durch die Pairskammer beigebracht, welche jetzt mit großer Majorität das Erbschaftsgesetz — den alleinigen dritten Artikel, über die Substitutionen, ausgenommen — geradezu verwarf. Dieser dritte Artikel, welcher nur die Befugniß einräumte, „die Güter, worüber das bürgerliche Gesetzbuch keine bestimmte Verfügung enthielt, ganz oder zum Theil, durch einen Vertrag unter Lebenden oder durch Testament, unter der Bedingung zu vergeben, sie den Kindern des Schenkers bis in's zweite Glied wieder auszuliefern", wurde zwar am 11. Mai 1826 in der Deputirtenkammer angenommen, allein auch hier fand er die heftigste Opposition. Das Volk jubelte über das würdige Benehmen der Pairskammer, deren sämmtliche Fractionen der gestürzten Ministerien sich mit der liberalen Opposition vereinigt hatten, um diese Niederlage Villèle's herbeizuführen und einen Gesetzentwurf zurückzuweisen, der unverholen die Wiederherstellung der durch die Revolution gestürzten Aristokratie ankündigte. —

Von Neuem zeigte sich die furchtbare Gewalt der öffent-

lichen Meinung, die man so oft verachtet hatte, als kurz darauf Peyronnet sich gegen den von Chateaubriand gestellten Antrag wider den Sclavenhandel in der Levante im Interesse des französischen Commerzes erhob. Jetzt wurde mit aller Schonungslosigkeit die ganze Schändlichkeit des von dem Ministerium verfolgten Systems enthüllt; mit bittern Worten warf man ihm die vielfache Unterstützung vor, welche französische Fahrzeuge und Rheder während der griechischen Revolution den Türken und Aegyptern geleistet, die fast öffentlich betriebenen Werbungen von Offizieren und Matrosen, die Schiffsbauten in Marseille und Havre de Grace für Mehmed Ali und Ibrahim u. A. m. Jedermann theilte den Enthusiasmus für die Freiheit der Griechen und derselbe Chateaubriand, der vor wenigen Jahren als Minister des Auswärtigen die Hand zu all' jenen Schändlichkeiten geboten, der die durchziehenden Philhellenen auf Schubkarren nach der Grenze zurücktransportiren ließ, derselbe war, ein zweiter Saulus, der eifrigste und unermüdlichste Vertheidiger der griechischen Sache durch Wort und Schrift. Ganz Frankreich drängte sich jetzt dazu, das frühere Unrecht wieder gut zu machen und mit allem Glanze der Ostentation dem Ministerium in dieser Angelegenheit zu trotzen. Aber es waren nicht nur die niedern Stände, die ein warmes Herz für die Leiden ihrer christlichen Mitbrüder zeigten; auch die höhern Klassen der Gesellschaft theilten dieses Gefühl und die vornehmsten Damen scheuten sich nicht, von Haus zu Haus zu wandern und Gaben der Liebe für die bedrängten Griechen zu sammeln.

In dieser Lage griff das Ministerium zu dem gewöhnlichen Mittel der Ohnmacht: es ließ seine Satelliten neue Angriffe gegen die Preßfreiheit unternehmen. Wirklich gelang es auch, mehrere Journal-Redactoren vor Gericht zu ziehen und zu harten Strafen zu verurtheilen. Dagegen benutzten aber die Liberalen jene durch die griechische Revolution hervorgerufene Gährung der Gemüther und ließen eine nicht unbedeutende Anzahl politischer, größtentheils mit buonapartistischer

Färbung geschriebener Flugschriften verbreiten, zu denen sich alsbald auch Geschichtswerke von tieferem Gehalte über die Revolution und die Tage des Kaiserreichs (z. B. von Thiers, Mignet, Herault, Fain, Segur, Norvins u. A. m.) gesellten. Die noch immer in Frankreich vorherrschende Frivolität der Gesinnung suchte sich auch dadurch geltend zu machen, daß sie eine Masse scandalöser Chroniken verbreitete, deren Helden Deputirte, Hofdamen und andre Mitglieder des Hofstaates waren. Diese Schmutzschriften wurden von der gierigen Lesewelt verschlungen und hatten zur Folge, daß die französische Literatur, wenigstens die des Tages, mit einer Menge solcher neuerfundenen oder neu aufgelegten Unfläthereien überschwemmt ward.

Größere Fortschritte, als der neu sich regende Liberalismus, machte aber die Congregation, die zu große Kräfte in Bewegung setzen konnte, um nicht zu ihrem Endziel gelangen zu müssen. Ihren sorgsamen Händen war die Erziehung des muthmaßlichen Thronerbens, des Herzogs von Bordeaur, anvertraut, der vor kurzer Zeit durch ein erzwungenes „Nationalgeschenk" die Besitzung Chambord erhalten hatte, und dessen Heranbildung außer dem Herzoge de Rivière, einem allbekannten Jesuitenfreunde, dem Bischofe von Straßburg, Tharin, überwiesen war; welcher Geist dem jungen Herzoge aber eingeimpft werden würde, ließ sich leicht bestimmen, so bald man sich erinnerte, daß Tharin mit der empörendsten Intoleranz eine bejammernswerthe geistige Armuth verband und durch ganz Frankreich als Patron des Missionsunwesens berüchtigt war. Die gewaltigste Macht entfaltete um diese Zeit der Abbé de Lamennais, der in geistvollen Schriften immer vermessener die Obergewalt der Kirche über den Staat verkündete und oftmals angeklagt in der Freisprechung der Gerichte seinen höchsten Triumph feierte.

Als aber das Unwesen des Ultramontanismus, mit welchem der in Frankreich wieder eingenistete Jesuitismus Hand in Hand ging, seinen Höhepunkt erreicht hatte, schaarten sich

auch seine Gegner enger zusammen und unternahmen geregeltere Angriffe. Den Reihen führte der schon genannte Graf von Montlosier, der jetzt in einem freimüthig geschriebenen „Mémoire" den Ursprung, das Wachsthum, die Verzweigung und Tendenz der Congregationen schilderte und auf die Gefahren aufmerksam machte, womit Thron und Altar durch dieselbe bedroht würden. Authentische Aktenstücke und unwidersprechliche Thatsachen unterstützten die Anklage, ja selbst der Cultminister Frayssinous konnte das Dasein der einflußreichen Jesuiten so wenig wie die Leitung abläugnen, die ihnen von den Bischöfen über viele kleine Seminarien übertragen worden war. Achtzig Advokaten traten hierauf öffentlich mit der Erklärung hervor, „daß das Dasein aller nichtgenehmigten Verbindungen und Congregationen für strafbar nach dem Gesetze, die Wiederherstellung des durch Reichsgesetze aufgehobenen Jesuitenordens ebenfalls für verfassungswidrig sowohl in staats- als kirchenrechtlicher Hinsicht sei, weßhalb die Auflösung dieser verbotenen Vereine, Verbrüderungen und Orden von der Regierung erzwungen werden müsse." Allein die Regierung blieb stumm, und Männer wie Claussel de Coussergues und Bonald übernahmen die Vertheidigung des Congregationswesens, suchten auch allerwärts die Ansicht zu verbreiten, der wackere Montlosier sei ein träumerischer Schwätzer und ein eifer- und ränkesüchtiger Unzufriedener, dessen Angriffe nur persönliches Interesse geleitet hätte, jene achtzig Rechtsgelehrte aber schilderte man als „laute Zeugen der steigenden Preßfreiheit und Irreligiosität, welche aus Haß gegen die Kirche deren wahre und eifrige Stützen zu verläumden und zu verfolgen gesucht hätten." Die Congregation selbst beobachtete ein unverbrüchliches Schweigen, und veranstaltete nur als Antwort eine überaus glänzende Feier des großen Jubiläums. Durch Processionen, Missionsscandale und Wallfahrten aller Art versicherte sie sich der stumpfsinnigen Masse und lachte der Raketen und Petarden, welche frecher Muthwille, gereizt durch den Bigotismus der Congregation, während der heiligen

Handlungen, ja selbst in dem Inneren der Kirchen, abzubrennen wagte.

Wie weit die Anmaßung der Päbstlinge ging, bewies am Besten die am 18. April dem Könige überreichte Erklärung von fünf und vierzig französischen Bischöfen über die wahre Natur des Kirchenregiments und dessen Verhältniß zur Staatsgewalt, eine Erklärung, in welcher die Grundsätze der gallikanischen Kirche so gut wie abgeschworen und die kirchliche Allgewalt des Pabstes feierlich bestätigt ward. Der Erzbischof von Besançon ging aber in seinem frommen Eifer, angeregt von Rom und den Jesuiten, noch weiter und stiftete am 8. März eine fast militärisch organisirte „Gesellschaft zur Fortpflanzung und Verbreitung des Glaubens"; aus Gläubigen beiderlei Geschlechts gebildet, theilte sich diese Gesellschaft in Divisionen, Centurien und Sectionen, wurde durch einen in Paris residirenden obersten Rath geleitet und stand mit der Congregation und Polizei in engster Verbindung. Ein Paternoster und ein Ave Maria, wozu noch die kurze Anrufung des Schutzpatrons Franz Xaver und eine Abgabe von 15 Centimen kamen, genügten nach dem Statute dieser verruchten Gesellschaft, die dem Tezelschen Ablaßkrame glich, um aller Sünden los und ledig zu werden. Zu diesem abscheulichen Frohnglauben an eine Sünden-Abbüßung durch Werkheiligkeit, welche sogar **per procura** besorgt werden konnte, gesellte sich wie immer eine fanatische Verfolgungswuth gegen alle Andersgläubigen; so wurde Toquet, der Verfasser einer Schrift unter dem Titel: „des Evangeliums moralischer und historischer Theil", zu einer neunmonatlichen Gefängnißstrafe und einer Geldbuße von 100 Fr. verurtheilt, weil er in dem genannten Buche keins der Wunder im Leben Jesu mitgetheilt, sondern diese für den zweiten Theil aufgehoben hatte, eine solche Trennung des Wunderbaren aber von dem Historischen und Moralischen ein grobes Vergehen gegen die religiöse Moral wie gegen die Staatsreligion sei. In gleichem Geiste suchten die Pfaffen den großen Schauspieler Talma, als er bereits mit

dem Tode rang, in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen; allein dieser wies alle Bekehrungsversuche zurück und starb, ohne das heilige Oel erhalten zu haben. Gern hätte ihm die Priesterschaft ein Begräbniß in geweihter Erde verweigert, allein sie fürchtete, dadurch eine zu lebhafte Opposition hervorzurufen. Noch ärgerlicher war für die Ultramontanen der Uebertritt des in Straßburg wohnhaften Fürsten Salm-Salm zur protestantischen Kirche, welcher selbst durch ein ministerielles Schreiben, das den Fürsten bei Ausführung seines Vorhabens aus Straßburg verwies, nicht verhindert werden konnte. War es aber doch kurz vorher dem Erzbischofe von Paris gelungen, den Herzog und die Herzogin von Anhalt-Köthen in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen!

Nur schwach konnte die liberale Opposition gegen die immer weiter um sich greifende Wuth der Ultramontanen ankämpfen, ihre Zahl war zu klein und es fehlten ihr in den Kammern die hervorragenden Talente. Am meisten suchte General Sebastiani sich auszuzeichnen und die durch den Tod des edlen Foy erledigte Stelle einzunehmen; vor allen fehlten ihm aber hierzu dessen politische Reinheit, unbeugsame Charakterfestigkeit und moralische Würde. Dieser eitle Mann, — so zeichnet ihn Münch sehr trefflich — ohne innere moralische Kraft und eigentliche militärische und diplomatische Verdienste, aber voll brennenden Ehrgeizes nach einer wichtigen Stellung im Staate, spielte mehr als einmal in den Tagen, wo die Reihe seiner Parteigenossen, dünn und gelichtet, zahlreichen Feinden gegenüber stand, mit affectirtem Pathos die Rolle des Horatius Cocles, und es gab damals gläubige Seelen genug, welche an die Wahrhaftigkeit der verbrauchten Tiraden dieses von Napoleon einst blos aus landsmannschaftlichen Gründen gehätschelten Korsen glaubten und durch ein künstlich abgespultes Gewebe von geistreichen Plaudereien sich rühren und bestechen ließen, die größtentheils nicht einmal sein eigenes Geisteswerk, sondern das von hülfeleistenden Freunden gewesen waren. Dieser Sebastiani

trat jetzt (am 1. Juni 1826), als das Ministerium nicht müde ward, den die ganze französische Armee und vorzüglich das Offiziercorps beseelenden herrlichen Geist zu rühmen, mit lauter Anklage in der Deputirtenkammer auf und wies nach, daß mehr als 2000 Offiziere und Unteroffiziere ihre Entlassung verlangten, weil jüngere, die kaum einen Feldzug mitgemacht hätten, mit dem Kreuze der Ehrenlegion geschmückt würden, das man älteren entzöge, die bereits zwölf Feldzügen beigewohnt; weil das Einschreiten der Congregation in Militärsachen so weit ginge, daß nicht selten die Beförderungen nach den Noten der Regimentsprediger vorgenommen würden; weil die Kriegszucht täglich mehr in Knechtschaft und nichtswürdige Bigotterie sich verwandele und weil endlich, außer dem willkürlichen Verfahren des Kriegsministers, die Unterscheidung zwischen Offizieren von Geburt und Offizieren von Glück wieder geltend gemacht würde. — Villèle versuchte zwar diese Anklagen zu widerlegen, allein es mißlang und Sebastiani errang einen parlementarischen Sieg.

Schon am 26. Januar 1826 war mit dem alten Nationalfeinde England ein Handels- und Schifffahrtsvertrag abgeschlossen worden, der nach den ministeriellen Blättern den französischen Seehandel bedeutend fördern sollte und durch königliche Ordonnanz vom 8. Februar in Vollziehung gesetzt ward. Ueberhaupt scheint es, als ob Frankreich bei den Verhandlungen über die sogenannte türkisch-griechische Frage eine der gewichtigsten Stimmen behauptete, denn Rußland und England suchten bei Maßregeln in dieser Angelegenheit jedesmal zuvor die Billigung des Cabinets der Tuilerien nach. Um diese freundschaftlichen Verhältnisse zu erhalten und zugleich das ministerielle Terrain zu recognosciren, unternahm jetzt das Haupt der quasi-liberalen Diplomatie, George Canning, eine Reise nach Paris, angeblich blos zur Erholung und zu seinem Privatvergnügen, eigentlich aber und zunächst zur Besprechung über gemeinsame Maßregeln in den spanischen, portugiesischen und griechischen Angelegenhei-

ten. Es lag im Plane der englischen Politik, eine liberale Constitution in Portugal aufrecht zu halten, dieses Reich immer mehr mit Großbritannien zu assimiliren und von hier aus seinen Einfluß auf dem Continent geltend zu machen. Um nun einen Kampf zwischen englischen und französischen Truppen auf der Halbinsel zu vermeiden, wodurch am Ende ein förmlicher Krieg zwischen beiden Auxiliarmächten, England und Frankreich, herbeigeführt werden konnte, trafen Canning und Villèle die Uebereinkunft, „daß jede der beiden unter Frankreichs und Englands Vormundschaften stehenden Mächte auf der pyrenäischen Halbinsel, welche einen Angriff auf die andere machen würde, sich selbst überlassen bleiben sollte." Rußland, das zur Schlichtung der orientalischen Wirren der Beihülfe Englands und Frankreichs nicht gut entbehren konnte, sollte gemeinsam von den beiden letzgenannten in seinem Vordrängen zurückgehalten werden. Canning's äußerliche Liebenswürdigkeit gewann ihm bald das Herz des französischen Königs, der ihn bei den zu seiner Ehre gegebenen Gastmalen höchlichst auszeichnete, während Villèle, allerwärts von dem englischen Staatssecretär des Auswärtigen geschmeichelt, dem überragenden Genie sich beugte, zumal da seine finanziellen Zwecke mit Canning's politischen Grundsätzen jetzt zufällig übereinstimmten. Nur Eine Macht, und zwar die Hauptmacht, die jetzt das französische Staatsruder führte, hatte der sonst so umsichtige Canning für sich zu gewinnen vergessen — die Priesterpartei, deren allgewaltiger Einfluß ihm oftmals hemmend entgegentrat und seine Pläne scheitern machte, als er bereits wieder über den Canal zurückgereist war.

Am 12. December 1826 traten die Kammern wieder zusammen. Mit dem Jahre 1827 hatte das fünfte der siebenjährigen Kammer begonnen und selbst die Gemäßigten glaubten, daß nach dem Wortlaute der Charte jetzt die Vollmachten der Abgeordneten erlöschen müßten; allein sie täuschten sich, die Septennalität ward in ihrer ganzen Strenge beibehalten. Die königliche Eröffnungsrede versprach einige

wesentliche Verbesserungen im Steuersystem, zürnte über die Mißbräuche der Presse und kündigte damit den Sturm an, der Frankreich in eine neue, moralisch-politische Insurrection versetzte. Wie sehr übrigens der friedliebende Villèle von der Congregation überflügelt wurde, bewies, daß er den König nicht abhalten konnte, am Schlusse der Thronrede in hochtönenden Phrasen von dem Glanze zu sprechen, welchen Frankreichs kriegerische Tugenden erwerben würden, falls die Ehre eine Entwickelung derselben erheischen sollte. Als nun die Dankadresse besprochen wurde, kam es zu heftigen Reibungen. Casimir Perrier und Benjamin Constant drangen wiewohl vergebens, auf die Vorlage verschiedener Aktenstücke, welche über einzelne Punkte der Thronrede ein klareres Licht verbreiten sollten. Die Contreopposition trat mit offener Anklage gegen Villèle über die auf der pyrenäischen Halbinsel befolgte Politik hervor, woselbst der englische Einfluß weitaus überwiegend geworden sei, während Villèle „knechtisch am Schlepptau" des englischen Cabinets gehangen habe. Der hartbedrängte Minister vertheidigte sich nicht ohne Gewandtheit, indem er nachzuweisen suchte, daß es für Spanien und Portugal, ja für die Ruhe von ganz Europa im Allgemeinen am Zweckdienlichsten gewesen sei, die englische Politik in den Angelegenheiten der pyrenäischen Halbinsel durchaus ungestört walten zu lassen. Er gab die ihm gemachten Vorwürfe reichlich zurück und die Kammer nahm endlich die Dankaddresse beinahe ganz so an, wie sie die Commission entworfen hatte. Ihr Hauptinhalt war ein Wiederhall der Thronrede und verbreitete sich nur noch mit wenigen devoten Worten über einige Fragen der auswärtigen Politik, die sie auf friedliche Weise gelöst zu sehen wünschte. Der König empfing sie mit einer huldvollen und beruhigenden Antwort.

Auch in der Pairskammer kam es zu einigen Erörterungen und Anfragen, vorzugsweise über die portugiesischen Angelegenheiten, über die Carta de Ley und den Antheil Englands an der Erlassung derselben, endlich über die Sen-

dung Sir Charles Stuarts. Einer der heftigsten Gegner des Ministeriums war jetzt Chateaubriand, der sich in seiner Eitelkeit tief verletzt fühlte, daß Canning in der Zerstreuung während seiner Anwesenheit in Paris vergessen hatte, ihm seine Aufwartung zu machen. Dennoch siegte auch hier das Ministerium, aber schon zogen sich immer düsterere Wolken über seinem Haupte zusammen, mit stummen Zeichen den baldigen Sturz seiner Herrschaft verkündend. Die von den Ministeriellen so oftmals geschlagenen Parteien schlossen sich nach und nach enger an einander und verabredeten einen gemeinsamen Plan zum Angriff; die Contreopposition eines Hyde de Neuville und Labourdonnaye ging Hand in Hand mit der liberalen eines Benjamin Constant und Lafayette. Einem solchen Bunde der beiden äußersten Seiten war aber die zwar zahlreiche, jedoch wenig thatkräftige Partei Villèle's keineswegs gewachsen.

Die lebhafteste Aufmerksamkeit nahm in der Kammer der Pairs zunächst die erneuerte „Denuntiation Montlosier" in Anspruch. Vom königlichen Gerichtshof wegen Mangels der gehörigen Form zurückgewiesen, brachte der Graf seine Anklage vor die Pairskammer, die eine eigene Commission zur Prüfung der Petition ernannte und bald darauf durch den Grafen Portalis einen meisterhaft ausgearbeiteten und erschöpfenden Bericht abstatten ließ. In diesem unterschied Portalis vier Hauptpunkte, durch welche Montlosier das System der gegen Thron und Altar gerichteten Congregation zu beweisen und seine Anklage vor der Kammer der Pairs zu begründen suche: „1) die Menge von religiösen und politischen Congregationen in ganz Frankreich; 2) die verschiedenen Anstalten der Gesellschaft Jesu; 3) das offenbare oder doch schlecht verhüllte Bekenntniß des Ultramontanismus und 4) der beklagenswerthe Geist eines Theils der Clerisei, der sich durch fortgesetzte An- und Eingriffe auf und in die bürgerliche Gewalt, so wie durch eine Masse willkürlicher, an den Gläubigen verübten Handlungen kundgegeben." Das Begehren des Grafen Montlosier reducire sich

auf nachstehende Hauptpunkte: „1) die Pairskammer möge den gegenwärtigen Zustand, in welchem sich die verschiedenen Niederlassungen der Congregationen und der Jesuiten befänden, sorgfältig prüfen und die schnellsten Maßregeln zu ihrer Auflösung ergreifen; 2) sie möge nothwendige Maßregeln treffen, um die Declaration des Clerus vom Jahre 1682 auf die feierlichste Weise und in ihrem ganzen Umfange zur Anerkennung zu bringen, so wie die Unterweisung in derselben durch alle Schulen und Seminarien des Königreichs anordnen; 3) eine Commission möge aus ihrer Mitte ernannt werden, welche, unabhängig von den provisorischen Maßregeln, beauftragt werde, die alten Gesetze und die alten Rechtssprüche des Königreichs zu sammeln, insofern sie auf die Freiheit der Religion und auf den Schutz derselben gegen Anmaßungen ihrer Diener sich bezögen; endlich 4) sollten solche Zusätze oder Veränderungen in der gegenwärtigen Gesetzgebung vorgeschlagen werden, welche für nöthig erachtet würden, um die Wirksamkeit der ordentlichen Tribunale auch auf ruhestörerische Versuche jener Art auszudehnen.“ Die drei ersten Punkte — also fuhr Portalis in seinem Berichte fort — enthielten eben so viel als förmliche Gesetzvorschläge; da aber die Initiative der Gesetze der Krone zustehe, so könne die Kammer darauf sich nicht einlassen. Die Commission, auf welche Graf Montlosier dringe, könne auch nichts Weiteres thun, was nicht bereits schon geschehen sei. Vom Gesichtspunkte des Rechts aus betrachtet, würde der Vorschlag, die Einsicht in vorhandene Mißbräuche den ordentlichen Tribunalen zu gestatten, bei dem gegenwärtigen Stande des öffentlichen Rechts in Frankreich große Schwierigkeiten darbieten; aus andern Gründen aber und da die Frage einmal zur Sprache gebracht worden sei, dürfte es ihrer Wichtigkeit willen ganz angemessen sein, die Petition oder doch den angedeuteten Theil derselben, dem Bureau der Ausschüsse zurückzustellen. Freilich werde auch dadurch nichts wesentlich Neues erzweckt, da man bereits bei andern Anlässen analoge Vorschläge der Regierung übermacht und der Gegenstand in

seinem Material dabei so ziemlich erschöpft worden sei. Das Lehren der bekannten Declaration von 1682 scheine durch keine wirkliche Nothwendigkeit hinlänglich begründet. Hinsichtlich der verschiedenen Congregationen und Orden erscheine die Sache schon wichtiger; es handle sich dabei zugleich um das öffentliche Recht und um die Vollziehung bestehender Polizei- und Sicherheitsgesetze; allein da die Gerichtshöfe sich incompetent erklärt, so bleibe die Verwaltung allein berechtigt, genaues Aufsehen über jene Verletzung von Gesetzen zu halten und es trage daher die Commission darauf an, die Petition des Grafen Montlosier dem Präsidenten des Ministerraths zu übergeben. —

Villèle war von der Richtigkeit der von Montlosier angeführten Thatsachen vollkommen überzeugt und mochte sich im Stillen wohl oft über das entehrende Joch der Jesuiten schämen, unter welchem er so gut wie der ganze Staat gebeugt stand; allein es fehlte ihm die Kraft, die schimpfliche Bürde abzuwerfen. Zugleich beging sein College, der Bischof von Hermopolis und Minister des Cultus, Frayssinous, die Unbesonnenheit, in seiner Vertheidigungsrede die Congregation und das Institut der Jesuiten förmlich in Schutz zu nehmen; hierdurch wurde aber Villèle jeder Rückweg versperrt. Nach dem Cultminister unternahm Cardinal La Fare den Bericht des Grafen Portalis in allen seinen einzelnen Punkten zu widerlegen, wobei er selbst so weit ging, die Nothwendigkeit einer Wiederherstellung des schwer verfolgten Ordens in allen Staaten darzuthun, in denen die revolutionäre Herrschaft aufgehört habe. Am wüthendsten eiferte jedoch der Vicomte Bonald: „zur selbigen Zeit, — rief er — wo ein deutscher Mönch unter dem Namen Reformation eine Lehre der Unabhängigkeit, die in Wahrheit nichts als eine Lehre religiöser und politischer Frechheit war, predigte, gründete ein spanischer Soldat eine Lehre treuen Gehorsams unter dem Namen Institut der Jesuiten! Und welche Männer gingen aus jenem Institute hervor! Drei arme Studenten legen am Fuße der Altäre den Eid ab, die Welt zu bekeh-

ren, und zwanzig Jahre später katechisiren sie die Kinder in Europa und taufen die Könige in Ostindien. Hier bekämpfen sie den Irrthum, dort civilisiren sie die Barbarei. Sie sind in Asien Mathematiker, Astronomen, Aerzte, Künstler; in Europa Philosophen, Historiker, Literatoren, Controvers-Prediger; überall Missionarien der Religion, überall Bekenner des Glaubens und häufig Märtyrer desselben. Ihr werft ihnen vor, daß Jesuiten oft die Könige beherrscht; würden diese Könige nicht noch schlimmer von Maitressen und Günstlingen beherrscht worden sein? Sehet ihr denn die wahre Ursache des Hasses nicht, der die Jesuiten verfolgt? Es ist ja keine andere, als daß sie von jeher die Reformation, unter welcher Gestalt sie auch erscheinen mochte, verfolgten? Rechnet ihr denn das Zeugniß von zehn bis zwanzigtausend Familien, die ihre Kinder den Jesuiten zum Unterricht anvertraut haben, für nichts, da diese Familien doch zu den höhern und höchsten Klassen der bürgerlichen Gesellschaft gehören?!" — Ihm entgegen trat der Herzog von Choiseul, dessen Großvater früher jenen berühmten Parlementsbeschluß über die Austreibung der Jesuiten hervorgerufen hatte. Auch Portalis sprach mit edler Wärme zu Gunsten seines Berichts; Pasquier und Andere folgten nach und endlich erklärten sich bei der Abstimmung **113** gegen **73** Stimmen für die von dem Berichterstatter beantragte Ueberweisung der Bittschrift an den Präsidenten des Ministerrathes. Somit war durch den Widerstand der Pairskammer wenigstens ein theilweiser Sieg errungen.

Die Congregationspartei, hierdurch keineswegs eingeschüchtert, ersann jetzt ein neues Mittel, sich für die zahlreichen persönlichen Beleidigungen zu rächen, womit namentlich die Oppositionsjournale sie überhäuft hatten: Beschränkung der Preßfreiheit durch das vielberüchtigte „Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe," mit welchem Namen der Justizminister Peyronnet sein unglückliches Machwerk taufte. Es ist später mehrfach behauptet worden, nicht Peyronnet, sondern ein junger Dichter, damals Requetenmeister, sei der

Verfasser dieses Gesetzes gewesen; allein es fehlen dafür vollgültige Beweise und alle Schmach der Vaterschaft bleibt auf Peyronnet hängen. Der König, der bei seinem Regierungsantritte die Censur förmlich aufgehoben hatte, durfte nicht compromittirt werden; man mußte also auf ein Mittel sinnen, wodurch der Zweck erreicht und dennoch der vielseitig verhaßte Name der Censur nicht genannt wurde. Ein solches Mittel fand sich dadurch, daß man die Journale so theuer machte und ihre Unternehmer in so viel Schwierigkeiten verflocht, daß eines Theils die Zahl der Abonnenten bedeutend verringert, andern Theils aber die Capitalisten abgeschreckt wurden, ihre Fonds bei Journal-Unternehmungen anzulegen. In diesem Geiste war das Gesetz der Gerechtigkeit und Liebe abgefaßt, das am 29. December 1826 den Kammern vorgelegt wurde und dessen Hauptinhalt folgender war: Jede Schrift von fünf oder unter fünf Bogen soll einem bestimmten Stempel unterworfen sein; der Uebertreter dieser Verfügung wird mit einer Strafe von 100 bis 1000 Franken belegt. Sind in den Druckschriften Verläumdungen oder hämische Aufdeckungen des Privatlebens enthalten, so steigen die Strafen von 5000 bis 20,000 Franken. Für periodische Schriften soll es keine verantwortlichen Redacteure mehr geben, sondern die den Nutzen ziehenden Eigenthümer sollen selbst für Alles verantwortlich sein. Durch dieses Gesetz vermehrten sich die Ausgaben für die Tageblätter um das Dreifache, — so stiegen z. B. die Ausgaben für den vielgelese-Constitutionel, die früher 400,000 Franken betrugen, auf 1,100,000 Franken. — Die Gegenverschreibungen, mittelst deren sich zeither die Eigenthümer der periodischen Schriften repräsentiren lassen konnten, wurden abgeschnitten, die Zahl der Eigenthümer eines Journals ward auf fünf festgestellt, weil diese bei sogenannten Uebertretungen sich leichter in das Gefängniß werfen ließen, als hundert, und endlich wurden noch für jeden Druckbogen, nach Verschiedenheit des Formats, die Zahlen der Linien genau angegeben. Nur Hirtenbriefe, bischöfliche Rundschreiben, Katechismen und rein wissenschaft-

liche Schriften bleiben vom Stempel und den übrigen harten Bedingungen des Gesetzes befreit.

Es war natürlich, daß dieses strenge und arglistige Gesetz, „unübertrefflich an Tyrannei und Schändlichkeit", den Preis der Journale bedeutend steigern mußte, wodurch es den weniger Bemittelten unmöglich gemacht wurde, fortan auf ihre Lieblings-Lecture zu abonniren; der so gewichtigen Journalistik Frankreichs war hierdurch der Todesstoß gegeben und die übergroße Mehrzahl der Nation stimmte in den lauten Schrei der Entrüstung ein, den die Tageblätter der verschiedensten Oppositionsparteien über diesen Frevel gegen das öffentliche Recht erhoben, zumal da das neue Preßgesetz eine rückwirkende Kraft haben sollte. Vergebens suchten die Trabanten des Ministeriums, unter ihnen auch die Redactoren der Etoile und des Moniteur, den allgemeinen Unwillen durch fade Entschuldigungsgründe zu beschwichtigen. Aber mächtiger erklangen die Zornworte der Quotidienne, des Aristarque, des Courrier Français und des Journal des Débats, vor allen die des am meisten gefährdeten Constitutionel; der gelehrte Daru wies in einer besondern Schrift nach, welchen enormen Schaden die National-Industrie durch das neue Preßgesetz erleide, ja er prophezeite sogar den Untergang der National-Literatur. In der Deputirtenkammer erhoben sich zunächst Benjamin Constant und Dupont de l'Eure, die Minister mit wohlverdienten Anklagen überschüttend. In Nichts — so lautete ihr Vorwurf — unterschieden sich die Minister vor dem Tyrannen in Konstantinopel, als etwa dadurch, daß sie sich noch im offenen Kriege gegen ihr Jahrhundert, in Feindseligkeiten gegen ihre Nation, im Treubruch gegen ihre Eide und in Empörung gegen die Gesetze ihres Landes befänden. Die freie Presse sei ja den Franzosen ebenso nothwendig, als die Sprache. Wer auf der Heerstraße von Räubern angefallen werde, rufe nach Hülfe, und ebenso müsse der von frecher Willkür bedrängte Bürger nach Hülfe rufen mittelst der freien Presse; der Rentier, wenn ihm Staatsbankerott drohe; der Unschuldige, wenn

man ihn in's Gefängniß werfe; der Protestant, wenn man die Freiheit seines Gottesdienstes unter eitlen Vorwänden beeinträchtige; der Angestellte, wenn man ihn unter Verläumdungen absetze; ja alle Franzosen, wenn man die National-Würde den Fremden vor die Füße werfe und sich wohl gar noch etwas darauf einbilde, an fremdem Uebermuthe Theil nehmen zu können. Auch Alexis de Noailles trat dem Ministerium mit bitterm Tadel entgegen; allein das ganze Gesetz umzuwerfen, schien unmöglich, weßhalb man jetzt zu Amendements seine Zuflucht nahm, um wenigstens einige Milderungen zu erkämpfen. Die Contreopposition, an ihrer Spitze Hyde de Neuville, und das rechte Centrum, geführt von Hericart de Thury, suchten wenigstens Annalen, Sammlungen, Memoiren, artistische Bulletins und dergl. vor der Wuth des neuen Gesetzes zu sichern; Labourdonnaye tobte, Royer Collard strengte all seinen philosophischen Scharfsinn an, um nur einige Amendements durchzusetzen. Es war fast Alles vergebens. Am 17. März 1827 kam das neue Preßgesetz zur Abstimmung und von 367 Votanten stimmten 233 gegen eine Opposition von 134 Stimmen für die Annahme desselben.

Die letzten Hoffnungen der französischen Nation richteten sich jetzt auf die Pairskammer, die jedoch Anfangs eine geringere Wärme für die angegriffene Preßfreiheit zeigte, als man nach früheren Vorgängen füglich von ihr hätte erwarten sollen. Chateaubriand hatte bereits mit ritterlichem Muthe, wiewohl ohne bedeutenden Erfolg, gegen das barbarische Gesetz angekämpft, als die Unklugheit des Ministeriums sich einen neuen Feind in der einflußreichen Akademie erschuf. Diese, schon seit längerer Zeit über die vielfachen von Frayssinous gegen sie verübten Mißhandlungen erbittert, hatte jetzt eine Vorstellung an den König unterzeichnet, welche von Lacretelle dem älteren, Chateaubriand und Villemain redigirt worden war und eine Bitte um Schutz der bedrohten wissenschaftlichen Freiheit enthielt. Allein die mit der Uebereichung der Vorstellung beauftragte Commission ward gar

nicht vorgelassen, außerdem aber noch Villemain, Lacretelle und der bei dieser Gelegenheit besonders thätige Royalist Michaud (bekannt als Verfasser einer Geschichte der Kreuzzüge, langjähriger Redacteur der Quotidienne und Vorleser des Königs) ihrer literarischen Sinecuren beraubt. Natürlich steigerte dieses willkürliche und rücksichtslose Verfahren den allgemeinen Unwillen und rief andrerseits die Betheiligten zu gleicher Rücksichtslosigkeit auf; Michaud ließ jetzt seinen „Frühling eines Verbannten", Villemain das „Leben Gregor's VII." erscheinen; beide Werke aber zeichneten sich gleich sehr durch Geist, wie durch schneidende Sarkasmen aus. Die öffentliche Meinung erklärte sich immer entschiedener gegen die Gewaltschritte des Ministeriums, und dieses wirkte auch auf die Stimmung der Pairskammer zurück. So geschah es, daß der zur Prüfung des vorliegenden Gesetzes ernannte Ausschuß aus lauter Gegnern des Cabinets und der Censur bestand; der Herzog von Broglie führte den Vorsitz dabei. Die von diesem Ausschusse vorgeschlagenen Amendements modifizirten und zerstörten das Gesetz dergestalt, daß es die Congregation nicht mehr zu ihren Zwecken gebrauchen konnte; unter solchen Umständen hielt es aber das Ministerium nicht für gerathen, die Berichterstattung des Herrn von Portalis und die Entscheidung der Pairskammer noch abzuwarten, weßhalb es den Gesetzentwurf sofort freiwillig zurücknahm. Dies geschah am Abend des 17. Aprils.

An demselben Tage hatte Karl X., begleitet von den Herzögen von Angoulême, Orleans und Chartres nebst einem glänzenden Gefolge, Heerschau auf dem Marsfelde gehalten, ohne daß ihm auch nur ein Jubelruf von der zahlreich versammelten Volksmenge entgegen geklungen wäre. Dieses unverkennbare Zeichen der üblen Stimmung des Volkes blieb nicht ohne tiefen Eindruck auf den König, der solches Schweigen richtig zu deuten verstand. Am Abend des 18., wo durch ganz Paris die Zurücknahme des Preßgesetzes bekannt worden war, sprach sich der allgemeine Haß wider die Minister noch deutlicher aus; fast die ganze Stadt, mit Aus-

nahme der öffentlichen Gebäude und der Beamtenwohnungen, ward zur Feier des Preßsieges freiwillig erleuchtet, während zahlreiche Schaaren von Arbeitern die Straßen mit Fahnen durchzogen, auf denen die Inschriften: „es lebe der König! es lebe die Pairskammer! es lebe die Preßfreiheit!" zu lesen waren. Dieselben Worte ertönten im lauten Rufe aus den dicht gedrängten Volksmassen, aber es mischten sich auch damit Verwünschungen gegen die Minister und Royalisten, neben Lebehochs für Napoleon II. — Der besorgte König ließ jetzt das Militär einschreiten, das auf den großen Plätzen bivouaquirte und in ganzen Schwadronen die Straßen mit gezogenem Säbel durchritt. Die ministeriellen Blätter erzählten bald von einer großen Verschwörung der Liberalen, welche die Ereignisse am 18. hervorgerufen habe, aber von der Criminaljustiz schleunigst entdeckt werden dürfte. Alle Parteien sahen mit angstvollen Blicken der nächsten Zukunft entgegen.

Die befürchtete Katastrophe trat auch wirklich am 29. April ein, an welchem Tage der König eine große Musterung über die Nationalgarde abhielt. Das bangende Ministerium hatte zwar den Nationalgarden eingeschärft, keinen andern Ruf, als: es lebe der König! es lebe die Charte! erschallen zu lassen; und dieser gewöhnliche Ruf begrüßte auch den König, als er die Fronte hinabritt; allein zugleich ertönte aus den Reihen von wenigstens vier Legionen der Ruf: „Nieder mit den Ministern! nieder mit den Jesuiten!" Die ungeheuern, bei dieser Musterung versammelten Volksmassen stimmten mit ein; ja die zweite Legion der Nationalgarde wiederholte das furchtbare Anathema, als sie dicht vor dem Könige vorbeimarschirte. Vergebens erklärte der bestürzte Monarch, er sei gekommen, Befehle zu geben, nicht zu empfangen; vergebens gebot Marschall Dudinot (Reggio) mit drohender Stimme Ruhe; das Geschrei vermehrte sich nur und als Gensdarmen herbeigerufen wurden, die wüthendsten Tumultuanten zu verhaften, drängten sich deren Cameraden mit solch entschlossener Verwegenheit um sie heran, daß die Gensdarmen den erhaltenen Befehl nicht auszuführen wag-

ten. Karl X. ritt nach seinem Palaste zurück, konnte aber noch vom Weiten die Verwünschungen hören, die in der Straße Rivoli vor Villèle's Hôtel ertönten. Auch um die Wagen der Dauphine und der Herzogin von Berry drängten sich dichte Volkshaufen mit dem lauten Geschrei: nieder mit den Jesuiten!

Der König fühlte sich persönlich und zugleich in seiner Würde gekränkt. In solcher Stimmung war er von seinem Ministerium leicht zu einem Staatsstreich zu überreden, der durch den von der Opposition auf dem Marsfelde ausgeführten gerechtfertigt werden sollte. Noch in der Nacht vom 29. auf den 30. April ward großer Cabinetsrath gehalten, dem jedoch weder der Dauphin, noch Marschall Dudinot beiwohnten, und hier die Auflösung der gesammten Pariser Nationalgarde beschlossen. Um Mitternacht unterzeichnete der König die Ordonnanz. Ihre Vollziehung ging ohne Widerstand vor sich; aber nicht nur in Paris, sondern selbst in den entferntesten Provinzen des Reichs betrachtete man diesen Gewaltstreich als eine Absonderung des Monarchen von seinem Volke und als einen Akt der unwürdigsten Rache für die Verwerfung des Preßgesetzes.

Das Ministerium, dem dieser einzelne Sieg nicht genügte, um sich dauernde Ruhe zu schaffen, suchte jetzt den König zur Unterzeichnung einer zweiten Ordonnanz zu bewegen, durch welche die Censurgesetze vom 31. März 1820 und vom 26. Juni 1821 auch wieder in Kraft gesetzt wurden. Sie erschien am 24. Juni, contrasignirt von Corbière, Villèle und Peyronnet. Eine dritte Ordonnanz enthielt fernere ergänzende und verschärfende Anordnungen. Sie erschuf ein Bureau von sechs Censoren unter Vorsitz des Staatsministers Bonald für Paris und einen Rath von neun Mitgliedern für die Departements; diesen Bureaux ward die Oberaufsicht über alle Journale und periodische Schriften übertragen und ohne ihr Visa durfte nichts Gedrucktes fortan der Oeffentlichkeit übergeben werden. Ein Kampf auf Leben

und Tod war hierdurch zwischen den beiden Hauptparteien erklärt.

Diesen rücksichtslosen und verschärften Angriffen auf die öffentliche Meinung setzte die Opposition einen Verein entgegen, der ohne Form und Farbe, ohne Sitzungsort und Erkennungszeichen das Einschreiten des Ministeriums unmöglich machte und sich zunächst die Verbreitung von Flugschriften als Ersatz der Journale zum Zweck setzte. Die bedeutendsten Männer der Opposition traten diesem Vereine der „Freunde der Preßfreiheit" bei, aus welchem bald die berühmte nach ihrem Motto benannte Gesellschaft entstand: „Hilf Dir selbst, so wird Dir auch der Himmel helfen!" (Aide toi, le ciel t'aidera.) Mit der steigenden Zahl ihrer Mitglieder wuchs auch die Kraft und Intensität der Gesellschaft, die alsbald ganz Frankreich mit Flugschriften aller Art in vielen tausend Exemplaren überschwemmte. Sie war es zunächst, die so lange an den Thron der Bourboniden rüttelte, bis er endlich, drei Jahre später, zusammenfiel. Aber nicht nur Männer der Bewegungspartei, sondern auch entschiedene Royalisten, wie Hyde de Neuville und Chateaubriand, traten ihr bei und ließen durch sie ihre neuesten Flugschriften über ganz Frankreich verbreiten.

Der Unwille des Volkes gegen das Ministerium äußerte sich bei jeder Gelegenheit, am heftigsten bei der Leichenbestattung Manuel's, jenes feurigen Deputirten, der 1823 von den Royalisten aus der Kammer gestoßen worden war. Mercier, Sergeant der Nationalgarde, der sich bei dieser Ausstoßung geweigert, Hand an den Abgeordneten des Volks zu legen, empfing von Manuel's Freunden und Verehrern eine Bürgerkrone, die er jetzt auf den Sarg des Entschlafenen niederlegte. Die Behörden wollten aber einen solchen Ausbruch der Gefühle nicht dulden und als das Volk gar sich anschickte, den Trauerwagen des Geliebten nach der Ruhestätte selbst zu ziehen, entboten sie ganze Schwadronen Gensdarmerie und Bataillone der Infanterie, um dies zu verhindern; es entstand Tumult und nur der Popularität

Lafitte's gelang es, die furchtbar aufgeregten Volksmassen von blutigen Thaten zurückzuhalten. Ungestört hielt derselbe Lafitte die Leichenrede, worin er die Verdienste des hochgefeierten Bürgers um Freiheit und Vaterland rühmend erwähnte. — Gleichzeitig erschien eine anonyme Druckschrift, welche die heftigsten Ausfälle gegen die Regierung enthielt; man erfuhr die Verfasser und stellte sie vor das Zuchtpolizeigericht; allein die öffentliche Meinung war bereits so erstarkt, daß die Angeschuldigten freigesprochen und die mit Beschlag belegte Schrift wieder frei gegeben werden mußte. Gewaltiges Aufsehen machte auch um diese Zeit der berüchtigte Proceß des Marquis von Maubreuil, der den alten Talleyrand bei einer feierlichen Gelegenheit eine Ohrfeige gegeben hatte und deßhalb vor das Zuchtpolizeigericht gestellt wurde; hier erklärte er, von Talleyrand im Jahre 1814 mit der Ermordung Napoleon's und dessen Familie beauftragt, nachmals aber, als er sein Versprechen nicht auszuführen vermocht, von Talleyrand allerwärts als Mitwisser des großen Geheimnisses verfolgt worden zu sein, weßhalb er seine Zuflucht endlich zu einer Ohrfeige genommen habe, um sich auf diese Weise Gehör zu verschaffen. Durch Maubreuil's Aussagen und die vorgewiesenen Vollmachten wurden selbst die höchsten Häupter der heiligen Allianz compromittirt; aber von allen durch ihn aufgerufenen Zeugen erschien allein der frühere Leibmameluk Napoleon's, Rustan; die übrigen — so erklärte der Kronadvokat — könnten, ihrer hohen Stellung wegen, nur auf besondere Erlaubniß des Königs erscheinen, bei den fremden Gesandten bedürfe es überdieß diplomatischer Förmlichkeiten. Rustan's Aussage war ungenügend und so bestätigte der Appellationshof das Urtheil erster Instanz, nach welchem Maubreuil zu fünfjähriger Haft abgeführt werden sollte. Dies geschah auch wirklich, aber die bei diesem Processe zum Vorschein gekommenen Dinge trugen nicht eben dazu bei, die Regierung in ein vortheilhaftes Licht zu stellen, abgesehen davon, daß über den ganzen Proceß ein nicht zu enthüllender Schleier liegt.

Während dieser Ereignisse in Paris vergnügte sich Karl X. auf einer Reise in den nördlichen Departements und in dem Uebungslager bei St. Omer, wo glänzende Manoeuvres ihn zerstreuten und durch Villèle's Fürsorge nur freundliche Bilder von dem Wohlstande des Volkes und der Zufriedenheit mit der Verwaltung ihm entgegentraten. Der siegestrunkene Conseilspräsident ahnte aber nicht, wie nahe sein Sturz sei; noch einen Schritt glaubte er thun zu müssen, um seine Macht dauernd zu befestigen. Deßhalb beredete er den König zu drei verhängnißvollen Ordonnanzen, die auch sämmtlich am 5. November 1827 publicirt wurden. Durch die erste derselben wurde die Deputirtenkammer für aufgelöst erklärt und neue Wahlcollegien für die Bezirke und Departements auf den 17., die Departementalcollegien auf den 24. Nov., die von Corsika auf den 3. Januar 1828 einberufen. Die zweite Ordonnanz widerrief die Ordonnanz vom 24. Juni, durch welche die Censur wieder eingeführt worden war, und gab dem Volke das beste Zeugniß von dem ewigen Schwanken der zwischen Congregation und Royalismus getheilten Regierung. Durch die dritte Ordonnanz endlich erhielt die Pairskammer auf einen Schub nicht weniger als 76 neue Pairs an einem Tage, größtentheils aus der hohen Aristokratie oder aus treugewähnten Kammermitgliedern erwählt, namentlich, in Bezug auf letztere, aus solchen, die sich früher am entschiedensten gegen die Preßfreiheit erklärt hatten. Mit diesem Staatsstreiche, dem letzten, der ihm, wenn auch nur auf kurze Zeit, gelang, glaubte Villèle allen kommenden Stürmen trotzen zu können.

Nachdem die französische Gesetzgebung noch mit drei nicht unwichtigen Gesetzen über den Sclavenhandel, über einen neuen Posttarif und über die Organisation der Jury, bereichert worden war, beschloß die Legislation ihr siebenjähriges Dasein. Die neue Kammer — so hoffte Villèle — sollte ein durchaus willenloses Werkzeug für seine Zwecke werden. Allein seine trunkene Vermessenheit ward fürchterlich getäuscht. Kaum waren die Ordonnanzen erschienen, so

trat die Spaltung im Ministerium selbst deutlicher hervor. Mit Peyronnet und Corbière schon seit einiger Zeit etwas zerfallen, verfeindete sich Villèle durch seinen Pairsschub auch mit den übrigen Ministern, mit Frayssinous, Dammas, Clermont-Tonnère und Chabrol, die, selbst Pairs, ihm nie verzeihen konnten, daß er die große Mehrzahl der Neu-Creirten ohne ihre, der Minister, Zustimmung, ja zum Theil selbst ohne ihr Wissen ernannt hatte. Mit den Ministern fühlte sich aber auch die ganze Pairskammer über diesen ungewöhnlich zahlreichen Schub entrüstet, wie überhaupt jedes Privilegium, sobald es auf eine größere Anzahl von Mitgliedern ausgedehnt wird, die früheren Participienten beleidigt. Die hohe Kammer hielt sich durch diesen neuen Zuwachs in ihrer Würde für herabgesetzt, ja für zerstört; in ihr fanden nun die mit Villèle zerfallenen Minister ihren sichersten Rückhalt, sie konnten sogar, auf die Zustimmung der Pairskammer gestützt, es wagen, bei dem Könige laute Anklage gegen Villèle's eigenmächtiges Verfahren zu erheben. Ja selbst bei den Neuernannten, wenigstens bei zehn derselben, offenbarte sich alsbald eine dem Conseilspräsidenten keineswegs günstige Stimmung. Endlich aber waren die sämmtlichen neucreirten Pairs als parlamentarische wie politische Nullitäten bekannt; der einzige Frenilly galt für einen tüchtigen Redner. Auch unter den Mitgliedern der aufgelösten Deputirtenkammer fiel ein großer Theil von Villèle's System und Person ab; ihre Eitelkeit fand sich verletzt, da ihnen von Villèle früher die getäuschte Aussicht auf die Pairswürde eröffnet worden war. Trotz dieser vielfachen Mißhelligkeiten glaubte der Conseilspräsident noch immer das Wahlfeld behaupten zu können; die alten Künste der Bestechung wurden wieder hervorgesucht, die Namen der Oppositionsmänner auf den Wahllisten ausgestrichen und mit sochen von absolut gehorsamen Dienern vertauscht und dergl. m. Ueberdies sollte die Schnelligkeit, womit die Wahlen vollzogen werden mußten, ein kräftiges Entgegenwirken der Oppositionspartei unmöglich machen.

Inzwischen entwickelte aber auch diese ministerielle Oppositionspartei eine furchtbare Thätigkeit. Schon längst vor Auflösung der Deputirtenkammer hatte das in Paris errichtete leitende Comité einen fleißigen Briefwechsel rücksichtlich der neuen Wahlen durch ganz Frankreich unterhalten. Auf beiden Seiten, auf der des Ministeriums wie der beiden äußersten Oppositionen, steigerten sich Kühnheit und Energie. Der liberale Ternaux ließ eine Erklärung drucken, worin er das herrschende System des Ministeriums als „ein von der öffentlichen, allgemeinen Volksmeinung mit Abscheu verworfenes" bezeichnete, „weil es dem Repräsentativsystem schnurstracks entgegenwirkend, alle drei Staatsgewalten, den König, die servile Deputirtenkammer und die neu zu erzwingende Mehrzahl der Pairs, zur Unterjochung der Nation in einen Brennpunkt zu vereinigen strebe." Jetzt wurde Villèle bedenklicher; wie schlecht auch die nach dem Wahlgesetz meist aristokratisch gebildeten Wahlcollegien organisirt waren, so wuchsen ihm doch die Feinde allerwärts über den Kopf. Das Verhältniß der im Sinne der Oppositionen Gewählten zu dem der Candidaten des Ministeriums verhielt sich noch ungünstiger wie 1000 zu 150; die Hauptniederlage der Ministeriellen fand zu Paris statt. Nun feierten am 19. Nov. die heftig aufgeregten Volksmassen der Hauptstadt diesen Sieg gegen das ihnen feindliche System in ausgelassener Freude; sie brannten Schwärmer und Raketen ab, trotzten der zur Erhaltung der Ruhe herbeigerufenen Militärmacht und lieferten derselben einen förmlichen Kampf, wobei auf beiden Seiten Todte und Verwundete gezählt wurden. Noch immer glaubte Villèle sich halten zu können; da vereinigten sich endlich die beiden äußersten Oppositionen und von diesem Augenblicke an war an keinen Widerstand mehr zu denken. Zu Villèle's außerordentlichem Schrecken erblickte er auf den Candidatenlisten Namen wie Benjamin Constant, Lafayette und Labbey de Pompières brüderlich neben denen eines Labourdonnaye, Ferdinand de Berthier und Hyde de Neuville. Wie weit übrigens die Kühnheit der Oppositions-

männer ging, konnte das gedruckte Sendschreiben des Romantikers Cauchois-Lemaire an den Herzog von Orleans beweisen, worin er diesen aufforderte: „den Lilien ihren ursprünglichen Werth und Glanz zurückzugeben und sich als Bürgerkönig an die Spitze der Bewegung zu stellen.“ Der schlaue Herzog hielt jedoch die Zeit für noch nicht reif genug, geberdete sich scheinbar sehr entrüstet über dieses Ansinnen und versicherte der Hofpartei seine unwandelbare Treue.

Das verderbliche Netz zog sich immer enger um Villèle zusammen. Derselbe Mann, der der Stimme von ganz Frankreich zu trotzen gewagt, mochte jetzt schon vor den Namen der vielen getreuen, talent- und muthvollen Verfassungsfreunde erzittern, die in die neue Kammer gewählt waren und statt seinen Planen devot beizupflichten eine strenge Rechnungsablegung zu verlangen drohten. Aber auch im Schlosse selbst erbleichte zusehends sein Stern. Das rücksichtslose Betragen und der bürgerliche Uebermuth Villèle's hatten die Camarilla des Königs gegen ihn eingenommen, selbst der Dauphin behandelte ihn zurücksetzend und die Vertrauten des Königs stürmten unablässig auf diesen mit der Vorstellung ein, daß „der Rücktritt Villèle's so nothwendig sei wie die Einsetzung eines neuen Cabinets, welches Zutrauen und moralische Kraft hinreichend einflößte, um alle Schattirungen des Royalismus unter dem Panier der Lilien wieder zu vereinigen.“

Noch immer zögerte Karl X., den allmächtigen Mann, dem er einmal sein Zutrauen geschenkt und der so hoch in seiner Gunst gestanden hatte, denselben, dessen System er für den vollständigen und getreuen Ausdruck seiner eigenen Gedanken hielt, zu entlassen; aber Villèle selbst zitterte jetzt vor den immer näher drohenden Gefahren, er fürchtete die strengen, unbeugsamen Richter in der neu zusammentretenden Kammer und so ging er endlich den König mehrmals an, ihn von seinem hohen Posten zu entlassen. Sein Wunsch ward ihm am 5. Februar 1828 gewährt. Den Auftrag, Collegen zur Bildung eines neuen Cabinets zu

suchen, erhielt Herr von Martignac; aber es währte mehrere Tage, bevor dieser, der selbst nicht allzu große Neigung dafür hatte, dem Könige die Liste der neuen Minister vorlegen konnte, indem — nach Münch's richtiger Ansicht — bald die öffentliche Meinung, bald des Königs persönliches Gefühl, bald die Sympathie oder Antipathie der Camarilla, oder des Dauphins oder der Dauphine, bald die Forderungen der royalistischen Oppositionen, bald der Widerspruch des einen Candidaten mit der Richtung und dem Systeme des andern im Wege standen. Während Martignac, wie früher Villèle, den Liebling des Königs, den Fürsten von Polignac, durchaus als rein untauglich für irgend ein Portefeuille verwarf, beharrte Karl X. in seinem Widerwillen gegen Chateaubriand und Labourdonnaye; endlich hatte Martignac, von Chabrol treulichst unterstützt, ein neues Ministerium zusammengebracht, das auch die königliche Bestätigung erhielt; in ihm fungirte Graf La Ferronnays für das Auswärtige, Portalis für die Justiz, Roy für die Finanzen, St. Cricq für die Oberpolizeiintendantur, de Caux für den Krieg, mit Ausschluß des dem Dauphin übergebenen Personals, Martignac für das Innere; Chabrol und Frayssinous blieben für die Marine und den öffentliche Unterricht im Besitz der zeither innegehabten Portefeuilles. Dagegen ward die Stelle eines Conseils-Präsidenten als „überflüssig bei der neuen Administration" unbesetzt gelassen; die drei bedeutendsten Mitglieder des abgetretenen Ministeriums aber, Villèle, Peyronnet und Corbière, erhielten als Dank für die geleisteten Dienste die Pairswürde, hauptsächlich nur deshalb, damit sie nicht als Häupter der Opposition in der Deputirtenkammer auftreten konnten. —

Ein allgemeiner Freudenjubel tobte durch das seit so langer Zeit geknechtete Frankreich, als es die Erhebung des Ministeriums Martignac erfuhr; Alles athmete wieder auf und gab sich den freudigsten Hoffnungen hin, denn man ehrte Martignac als einen rechtschaffenen, klugen und gemäßigten Mann. Aber kein Ministerium, das selbst unter

minder schwierigen Umständen sein hohes Amt antrat, erntete weniger Dank, als das genannte. Der Grund hiervon lag in einem Zusammentreffen der widerwärtigsten Verhältnisse. Villèle hatte — so äußert sich der Verfasser der Geschichte der Restauration, Capefigue, — Alles abgenutzt, Regierung und Administration. Er vermachte dem neuen Cabinette: eine Kammer, hervorgerufen durch das Gefühl von Mißtrauen und Haß gegen eine Staatsgewalt, die seit längerer Zeit in den Augen des Landes als bloß auf Unterdrückung und Betrug gestützt erschien. Diese Staatsgewalt mußte daher erst wieder in der Achtung der Bürger gehoben und durch eine aufrichtige, von edlen Gesinnungen erfüllte, für das Königreich mit der Charte und für die Charte ohne Revolution begeisterte ersetzt werden. Das Ministerium Martignac beging Fehler; aber wer begeht nicht solche in einer wildbewegten Zeit? Wohl fehlte es ihm an Festigkeit und Charakter; man kann jedoch sagen, daß es viel für die Freiheit und den Thron gethan und noch mehr hatte thun wollen. Man hat niemals ganz die Menge von Schloß-Intriguen gekannt, die es zu bekämpfen gehabt und dies zwar im Angesichte eines Monarchen, dessen Vertrauen es niemals besaß; einer ungerechten, ungestümen Presse und einer in Coterien zerstückelten Kammer. Und trotz dem Allen verdanken die Franzosen die Gesetze der Freiheit und die Garantien, deren sie gegenwärtig genießen, diesem Ministerium. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß es bloß von Zugeständnissen gelebt; allein man kann fragen: ob wohl das gesellschaftliche Leben etwas anderes sei, als ein großes System von Zugeständnissen, als eine gegenseitige Allianz von Gewalten, welche übereinstimmend nach einem gemeinschaftlichen Ziele sich bewegen, dadurch, daß sie ihre Kräfte und ihre Schwächen, ihre Vergangenheit und ihre Zukunft gegen einander austauschen. Eines Tages wollte der Thron sich gegen ein System von Widerstand auflehnen, man brutalisirte das Land und das Land antwortete durch eine Revolution. —

Der König selbst kannte nur wenige von den Personen

des neuen Ministeriums; bei dem Anblicke La Ferronnays' erinnerte er sich stets eines früheren Streites mit seinem Sohne, dem verstorbenen Herzoge von Berry; mit Martignac war er bloß einigemal während Villèle's Verwaltung in Berührung gekommen; Portalis kannte er nur von einigen Diensten, die er ihm während seiner Emigration geleistet; die übrigen Mitglieder des Conseils standen ihm aber gänzlich fern. Auf den Dauphin war wenig zu rechnen; seit den angeblichen Lorbeeren, die er sich in Spanien erfochten haben sollte, hatte man ihn zwar öfters zu Staatsgeschäften verwendet, aber dem Ministerium war seine totale geistige Schwäche und Nullität vollständig bekannt. Die Dauphine zeigte gegen die neue Verwaltung einen ziemlich entschiedenen Widerwillen, da dieselbe, nach ihrer Ansicht, den finsterstrengen Royalismus keineswegs vertrat. Von dem sogenannten „kleinen Cabinet" endlich, mit welchem Namen die Vertrauten Karl's X. bezeichnet wurden, spielte Rivière, der den Durchfall seines Günstlings, Polignac's, nicht verschmerzen konnte, anfangs zwar eine neutrale Rolle, dagegen suchten aber Latil und Franchet dem Ministerium alle nur mögliche Hindernisse in den Weg zu legen, was ihnen auch um so mehr gelang, als der schwache König ihren Rath fast immer einzuholen pflegte. Uebrigens mußte das Ministerium schon aus der ersten Conseilssitzung seine mißliche Stellung erkennen, indem Karl X. in derselben überaus unverständig oder naiv erklärte: er habe sich nur ungern von Villèle getrennt und wünsche das von ihm befolgte System, das auch das seinige gewesen, fortgesetzt. Da nun aber keineswegs die Person Villèle's, sondern das von ihm eingeführte System den Haß des Volkes und den Sturz seiner Verwaltung herbeigeführt, so mußte es das neue Ministerium entweder mit dem Könige oder mit den Kammern verderben.

Ebenso wenig erfreulich wie diese Stellung zum Thronhof war auch die zu den Kammern. Hier mußten eine Menge einzelner Coterien beachtet werden. Die Linke hatte eine Anzahl neuer Mitglieder erhalten, die bei vielem Talente

den Ehrgeiz besatzen, sich auf Kosten der Regierung auszuzeichnen und populär zu machen. Es waren dies vorzugsweise de Pradt, Audry de Puyraveau, von Schoonen, Dupin der Aeltere, und Maugin. Das linke Centrum hatte sich verstärkt durch Lepelletier d'Aulnay, Duchâtel und Firmin-Didot, die constitutionellen Royalisten durch Cambon, Felix de Leyval, de Preyssac und Agier. Letzterer legte jetzt den Grund zu der einflußreichen Stellung, die er alsbald, ohne früher eine Ahnung davon zu haben, auf die Kammer ausübte; zeither entschiedener Royalist, aber Feind der Congregation, rechtschaffen, mit einigem, wiewohl nicht hervorragendem Talente, dabei eitel und gierig nach einer politischen Rolle, erwarb er für seine aus ungefähr 30 Mitgliedern bestehenden Partei den Namen: „Abfall Agier" und entschied fast immer in wichtigen Fragen, je nachdem er mit der linken oder rechten Seite stimmte. Die numerische Stärke der linken Seite mit ihren drei Fractionen (der äußersten Linken, der zweiten Section der Linken und dem linken Centrum) betrug ungefähr 150 bis 160 Mann. Das rechte Centrum und die Rechte, in deren Reihen mancher der früheren Kampfgenossen fehlte, hatten sich zwar durch Sosthènes de la Rochefoucauld, de Montbel, Arthur de Labourdonnaye, de Chantelauze und Felix de Conny verstärkt, zählten aber höchstens 120 bis 130 Mitglieder. Mit dem rechten Centrum stimmte gewöhnlich die Partei Villèle; Labourdonnaye mit seiner Fraction handelte auf eigene Hand und wollte noch immer nichts von Versöhnung wissen.

Das neue Ministerium entsprach keiner der drei Hauptparteien der Kammer und dennoch sollte es, gestützt auf diese Kammer, bestehen und wirken. Nachdem Labourdonnaye als Führer der äußersten Rechten seine Unterstützung versagt, wenn man seine allzuhoch gestellten Bedingungen nicht erfüllen wolle, wendete sich Martignac an den Abfall Agier und suchte diesen dadurch für sich zu gewinnen, daß er den sich sträubenden König endlich bewog, das Portefeuille

des öffentlichen Unterrichts Chateaubriand zu übergeben, und schon hatte letztrer zugesagt, als seine Freunde ihn bestimmten, sein Wort zurückzunehmen. Frayssinous konnte unter den jetzigen Verhältnissen nicht länger im Besitze dieses wichtigen Amtes bleiben, deßhalb wendete man sich nun an Vatismenil, einen Schützling der Congregation und früher eifrigen Verfechter des Royalismus; er übernahm das Portefeuille, aber anstatt, wie man gehofft hatte, durch diese Wahl die rechte Seite zu gewinnen, neigte sich Vatismenil immer mehr zur Linken. Martignac sah sich vielfach getäuscht, wie sorgfältig er auch durch die Ernennung seines Ministeriums alle Parteien zufrieden gestellt zu haben glaubte. Der Kriegsminister de Caux und der Generaldirector der Domainen Bourdeau sollten das linke Centrum und den Antijesuitismus, Martignac selbst und der neue Generaldirector der Douanen, Villeneuve, das rechte Centrum zufrieden stellen. Das Centrum und die rechte Seite des vorhergegangenen Cabinets glaubte er durch Männer wie Sirieys de Marinhac, Bois-Bertrand und de Curzay an sein Interesse zu fesseln, während er an die Stelle der vom Volke vielverhaßten Polizeidirectoren Delavau und Franchet den rechtschaffenen, zum Liberalismus sich hinneigenden Herrn von Belleyme berief. Endlich ward Simeon mit der Direction der schönen Künste, welche Villemain ausgeschlagen hatte, beauftragt und ihm ein Ausschußrath, aus den angesehensten Gelehrten gebildet, zur Seite gegeben. Vielleicht war es aber gerade dieses Streben, alle Parteien zufrieden zu stellen oder wenigstens mit keiner offenbar zu brechen, welches das Ministerium in eine Menge Schwierigkeiten verwickelte und nachmals in ein System hineindrängte, das man mit dem Namen des Schaukelsystems zu bezeichnen pflegte.

Mit Mühe und Noth bewog Martignac endlich den König, in der Thronrede, mit welcher die Kammern von 1828 am 5. Febr. d. J. eröffnet wurden, die beabsichtigte Vertheidigung der Grundsätze seines entlassenen Cabinets auf-

zugeben und nur in allgemeinen, dunklen oder beliebiger Deutung fähigen Phrasen über das neu einzuschlagende System sich auszusprechen. Die Debatten über die Präsidentenwahl zeigten zuerst die Stärke der einzelnen Parteien. Der schwankende, oftmals niedrig servile Ravèz, der eine Reihe von Jahren hindurch allezeit den Präsidentenstuhl eingenommen hatte, ward gar nicht mehr beachtet und erhielt beim ersten Scrutinium nur wenige Stimmen. Die meisten fielen auf Labourdonnaye, Gauthier, Royer Collard und Casimir Perrier. Aber die Entscheidung lag in der Hand der Coterie Agier, die sich diesmal der Linken zuneigte und dafür eine Unterstützung ihrer Führer zugesagt erhielt. So geschah es, daß die Namen Labourdonnaye und Ravèz von der Candidatenliste zur Präsidentschaft verschwanden und neben Gauthier, Royer Collard und Casimir Perrier die Häuptlinge der Coterie Agier, Hyde de Neuville und Delalot, die meisten Stimmen gewannen. Der König entschied sich für Royer Collard, der zwar loyaler Royalist, aber auch ein ebenso treu ergebener Freund der Charte war. Jetzt hatte aber das Ministerium einen neuen Feind in Ravèz und seinem Anhange zu bekämpfen; und von diesem Tage an verbanden sich die Letztgenannten mit Chantelauze, um eine Vereinigung der Royalisten aller Fractionen gegen die Bestrebungen der linken Seite zu Stande zu bringen.

Auf den Antrag der Mehrheit sollte die Dankaddresse, zu deren Redactoren Dupont de l'Eure, Bignon und Delalot gewählt worden waren, eine streng tadelnde Kritik des abgetretenen Ministeriums enthalten, und wirklich gelang es auch der Opposition nach äußerst heftigen Debatten für das System der vorigen Verwaltung den Ausdruck „deplorables System" durchzusetzen. Zwar wollte der König, als er durch die Gazette de France, das einzige aufmerksam von ihm gelesene Blatt, jene verhängnißvolle Bezeichnung erfahren, der Kammer sein Mißfallen in einer ungnädigen Replik empfinden lassen; aber Martignac schüchterte ihn mit

der Drohung einer förmlichen Anklage des Ministeriums Villèle ein und erklärte ihm, daß in solchem Falle das neue Cabinet leicht zur Entlassung gezwungen sein dürfte. Der König gab endlich nach, piquirte sich jedoch darauf, die Majorität der Kammer dadurch, wie er meinte, zu demüthigen, daß er die Dankaddresse nicht, wie zeither, in feierlicher Gala und von einer großen Deputation, sondern nur aus den Händen des von zwei Secretären begleiteten Präsidenten annehmen zu wollen erklärte. Solches geschah und der König äußerte sich in milderer Weise, als er früher gedroht hatte.

Nur zwei Minister waren von dem abgetretenen Ministerium in ihren Functionen geblieben, Chabrol und Frayssinous; natürlich mußten auch sie jetzt zurücktreten. Eine Ordonnanz vom 3. März, zu deren Unterzeichnung sich der König nur nach langem Sträuben bequemt hatte, ernannte an Chabrol's Stelle den Baron Hyde de Neuville zum Minister der Marine, während das Portefeuille des öffentlichen Unterrichts an den frommen und aufgeklärten, etwas weltmännischen Bischof von Beauvais, Feutrier, übergeben ward. Auch Chateaubriand nahm endlich den Gesandtschaftsposten in Rom an. Hierauf erfolgten vielfache Veränderungen im Personale der Verwaltung; zwanzig Departements erhielten neue Präfecten; aber die Gnade des Königs entschädigte die Entlassenen reichlich durch Orden und Würden.

Auch in der Pairskammer hatte das Ministerium einen schwierigen Stand. Hier mußte es die Sünden seiner Vorgänger büßen. Dem Monarchen stand nach der Charte das Recht unbeschränkter Pairsernennungen zu; die anfangs beabsichtigte Ungültigkeitserklärung rücksichtlich des Schubs jener sechs und siebzig wäre daher ein Eingriff in die königlichen Prärogative gewesen. Dennoch war der Widerspruch der alten Pairs gegen die überschwengliche Zahl der Eingedrungenen nicht zu heben. Das Ministerium konnte zwar auf die Fractionen Lanjuinais, Richelieu, Pasquier, Mounier, Décazes, Talleyrand und Molé zählen; allein desto hartnäckigere Feinde verblieben ihm in den sämmtlichen Bi-

schöfen, den Congregationisten, den drei entlassenen Ministern und in der Mehrzahl der neucreirten Pairs, die durch Dankbarkeit an Villèle gefesselt waren. Vor Allem aber fehlte dem Ministerium der persönliche Einfluß auf beide Kammern; es mußte sich erst kräftige Stützen erkämpfen.

Den ersten Beweis von dem Widerwillen des Hofes erhielt Martignac, als der Herzog von Rivière gestorben war und ein neuer Gouverneur für den Herzog von Bordeaux in der Person des Barons von Damas, eines unterwürfigen Zöglings der Congregationen und der Jesuiten, gewählt wurde. Vergebens hatten sich Martignac und Portalis dieser Wahl mit Darlegung aller nur ersinnlichen Gegengründe widersetzt; der König blieb unbeugsam und antwortete endlich zürnend und im barschen Tone: „In meinem eigenen Hause werd' ich doch wohl Herr bleiben dürfen!" — Wie diese Aeußerung die innere Gesinnung des Königs verrieth, so trug das sie berührende Factum auch viel dazu bei, den moralischen Einfluß des Ministeriums in der öffentlichen Meinung zu schwächen. Glücklicher war dagegen das Ministerium in der Wahl zu einigen Gesandtschaftsposten; so wurde an Caraman's Stelle der Herzog von Laval-Montmorency als Botschafter nach Wien und der mit dem Kaiser von Rußland persönlich befreundete Herzog von Mortemart nach St. Petersburg entsendet. Der greise Henrion de Pensey, allverehrt wegen seltener Kenntnisse und Reinheit des Charakters, übernahm als Präsident die Leitung des obersten Gerichtshofs. Auch de Caux, der neue Kriegsminister, der schon unter Moreau als Chef des Generalstabs bei der Rhein-Armee gedient hatte, nahm mehrere glückliche Ernennungen vor, durch welche er namentlich die zeither vielfach vernachlässigten und zurückgesetzten Bonapartisten mit der Restauration auszusöhnen suchte.

Ein weit größeres Verdienst erwarb sich aber Martignac, indem er durch allerhand Kunstgriffe und Declarationen den bigotten König dahin zu bringen wußte, die bekannte Ordonnanz vom 16. Juni 1828 zu unterzeichnen, durch

welche der Jesuitismus und das Congregationsunwesen zurückgewiesen und Schulen wie Universitäten einer neuen Ordnung unterworfen wurden. Schon hatte zu Anfange des Jahres Portalis darauf angetragen, daß in allen geistlichen Schulen zweiten Ranges die Vollziehung der Gesetze des Königreichs gesichert und ihre Einrichtung mit den Grundsätzen des französischen Staatsrechts in Einklang gebracht werden sollte. Bald darauf, am 10. Februar, verordnete eine königliche Ordonnanz, daß der öffentliche Unterricht künftig durch den Minister, der die Functionen des Großmeisters der Universität ausübe, geleitet werden sollte. Jetzt aber traf die ultramontane Priesterschaft ein bei weitem härterer Schlag. Der König zerbiß fast die Feder, mit welcher er die Ordonnanz vom 16. Juni unterzeichnete und erklärte diese Signatur für „das Sauerste, was ihm in seinem Leben vorgekommen, da sie ihn in Widerspruch mit seiner Ueberzeugung und mit seinen geliebtesten und verehrtesten Dienern gebracht.“ Diese Ordonnanz, contrasignirt von Portalis, enthielt die Bekanntmachung, „daß die geistlichen Secondärschulen zu Bordeaux, Dôle, Forcalquier, Montmorillon, St. Acheul, St. Anne d'Auray, Aix und Montrouge die gesetzliche Zahl der aufzunehmenden Zöglinge überschritten hätten und außerdem von Personen geleitet würden, die zu einer in Frankreich durch kein Gesetz ermächtigten religiösen Congregation gehörten; diese acht Schulen sollten vom 1. October an unter die Oberaufsicht der Universität gestellt werden, auch von da an Niemand, gehöre er zur Direction oder zum Unterrichtspersonal, befugt sein, in einer von der Universität abhängenden Anstalt oder in einer geistlichen Secondärschule zu verbleiben, wenn er nicht die schriftliche Versicherung ausgestellt, daß er keiner in Frankreich ungesetzlichen religiösen Congregation angehöre.“

Zugleich mit dieser Ordonnanz erschien eine zweite, von dem Bischof von Beauvais contrasignirt, durch welche die Zahl der geistlichen Secondärschulen nach einem, dem Könige binnen drei Monaten vorzulegenden Tableau beschränkt wer-

den sollte. „Auf jeden Fall — so bestimmte die Verordnung — sollte die Gesammtzahl nicht 20,000 Zöglinge überschreiten. Die Zahl der Schulen und die Bezeichnung der Gemeinden selbst, in denen sie zu bestehen hätten, blieb dem Könige anheimgestellt, welcher zuvor die Ansichten der Erzbischöfe und Bischöfe vernehmen, auch das Gutachten des Cultministers einhohlen würde; keinem Fremden, der das vierzehnte Lebensjahr überschritten, wurde die Aufnahme in diese Schulen gestattet; alle seit zwei Jahren aufgenommenen Zöglinge sollten eine geistliche Kleidung tragen; jede Austheilung von Doktor- oder Magisterdiplomen vor empfangenen höheren Weihen wurde untersagt, oder vielmehr, es durften nur provisorische Diplome ausgestellt werden, welche nach vollzogener Priesterweihe sodann gegen ordentliche ausgewechselt werden mußten. Die Superioren und Directoren der Schulen sollten fortan blos von den Erzbischöfen oder Bischöfen mit Zustimmung des Königs ernannt und die Namen aller gegenwärtig Angestellten vor dem 1. October dem Minister der geistlichen Angelegenheiten eingeschickt werden, um die Genehmigung des Königs zu erhalten. Diejenigen Secondärschulen, in welchen diese Bestimmungen nicht vollzogen wurden, kamen unter die Gewalt der Universität zurück. Endlich wurden noch 8000 Bursen, je zu 150 Fr., in den Secondärschulen geschaffen, deren Vertheilung in den einzelnen Diözesen der König, auf den Vorschlag des Cultministers, sich vorbehielt."

Ein ungemessener Jubel erklang bei der Bekanntmachung der Juniordonnanzen durch ganz Frankreich; der Jesuitismus war aus dem Felde geschlagen und alle Freunde der Freiheit frohlockten über den endlich gelungenen Sieg. Aber die Jesuiten und die Congregationisten, unterstützt von der ganzen hohen Priesterschaft und einem Theile des Thronhofs, riefen den Fluch des Himmels über das gottlose Ministerium herab und erklärten die Ordonnanzen für einen Triumph der Revolution und ein Werk des Satans. Ihr Organ, die Quotidienne, war unablässig in Schmähungen

und Vorwürfen der entehrendsten Art, mit denen selbst der Bischof von Beauvais überhäuft wurde. Es galt einen Kampf auf Leben und Tod; deßhalb schaarten sich die Verfolgten enger zusammen, um den letzten Widerstand zu versuchen. Der Fürst von Croy als Erzbischof von Rouen, der Herzog von Latil, Erzbischof von Rheims und der Herzog von Clermont-Tonnère, Erzbischof von Toulouse, alle drei Cardinäle, standen an der Spitze der Conföderation, treulich unterstützt von dem Grafen von Pins, Verwalter des Erzbisthums Lyon, und von Lafare, dem Erzbischofe von Sens und Almosenier der Dauphine. Dem Machtgebote dieser Kirchenfürsten gehorchten die meisten der übrigen Prälaten. Durch öffentliche Kirchengebete sollte das stupide Volk gegen die Staatsgewalt aufgehetzt werden; dann protestirten viele Bischöfe, indem sie vorgaben, ihr Gewissen verbiete ihnen, der Staatsgewalt in diesem Punkte zu folgen. Vergebens widerlegte Feutrier die Trotzigen in beruhigenden Rundschreiben; anfangs erhielt er gar keine Antwort, dann aber machte man eine Klagaddresse an den König bekannt, welche von Clermont-Tonnère im Namen von 68 Bischöfen unterzeichnet war und nach Versicherung devotester Anhänglichkeit an die geheiligte Person des Herrschers die unumwundene Erklärung enthielt: „die Ordonnanzen sind von einer solchen Beschaffenheit, daß sie den beklagenswerthesten Eingriff in die Wohlfahrt der katholischen Religion in Frankreich thun, auch die Ehre und das Ansehen des Episcopats untergraben.“ Ja Clermont-Tonnère ging so weit, dem Minister der geistlichen Angelegenheiten lakonisch kurz zu antworten: „der von Calixt III. im Jahre 1120 meiner Familie ertheilte Wahlspruch ist: Etiamsi omnes, ego non! — Dies ist auch der Wahlspruch meines Gewissens! Ich habe die Ehre zu sein ꝛc. ꝛc.“ Karl X. mußte über diese Anmaßung der Kirchengewalt den Unwilligen spielen und dem Erzbischofe das Schloß verbieten; im Stillen aber sah er diese Widersetzlichkeit nicht ungern, denn in den Pfaffen und Congregationisten erblickte er nach

wie vor die treusten Werkzeuge zur Verwirklichung der Contrerevolution. Die meisten Bischöfe beharrten inzwischen auf ihrer Weigerung, die durch die königlichen Ordonnanzen anbefohlenen Ernennungen von Vorständen des öffentlichen Unterrichts in den Bezirkscomitéen vorzunehmen. Endlich sendete man sogar einen geheimen Agenten nach Rom, um den heiligen Vater zu vermögen, die Blitze des Vatikans auf die Häupter der Feinde seiner Getreuen herabzuschleudern. Aber auch Portalis hatte, wie man erzählte, einen geheimen Boten an den päbstlichen Staatssecretär Bernetti abgeschickt und dem heiligen Vater vorstellen lassen, wie ein entschiedener Widerstand die weltlichen Behörden noch mehr aufreizen und ein größerer Scandal auch größere Gefahr für die Religion herbeiziehen würde. Der Beichtvater des Königs, Cartinal Latil, erhielt daher von Rom aus den freundlichen Rath zu temporisiren, den hohen Prälaten aber ward eine väterliche Rüge ertheilt, daß sie den Recurs nicht an den Pabst genommen, sondern sich auf eigene Faust und ohne Vollmacht in Aufstand gesetzt hätten. Jetzt erst unterwarf sich der hohe Clerus; die Jesuiten heuchelten Demuth und wanderten in Begleitung der Missionäre und Ignorantains, nach Spanien, Belgien und der französischen Schweiz aus, wo man die vertriebenen Väter mit offenen Armen aufnahm.

Hatte das Ministerium durch die Ordonnanzen schon einen großen Anklang in der öffentlichen Meinung gefunden, so erhielt es natürlich auch dadurch in den Kammern eine achtungswerthe Stütze. Die linke Seite, die Coterie Agier und ein Theil des rechten Centrums ließen kräftigen Beistand hoffen und so schritt es denn auf der Bahn der Reform muthig weiter, bis es in neue Verwicklungen mit dem Hofe gerieth und selbst die Kammern gegen sich aufbrachte. Inzwischen hatte der Abbé Martial Marcet de la Roche-Arnaud der Deputirtenkammer eine förmliche Anzeige von der Existenz des Jesuitenordens selbst gemacht, während es sich Anfangs nur um ihren Einfluß anf das Schulwesen gehandelt; dann hatte Eusèbe de Salverte

einen Antrag auf Wiederherstellung der Pariser Nationalgarde gestellt und Labbey de Pompières endlich eine Anklage wider das Ministerium Villèle erhoben. Obschon die erste Petition, den Jesuitismus betreffend, durch die Ordonnanzen ziemlich erledigt war, so veranlaßte ihre Erörterung dennoch eine große Sensation inmitten der Kammer. Die Jesuiten und Congregationisten waren zwar zurückgewiesen, aber im Stillen arbeiteten sie unablässig ihrem Ziele entgegen und suchten unter der Maske der „Freiheit des Unterrichts", wie zwei Jahre später mit besserem Erfolge in Belgien, die Leitung des Schulwesens wieder an sich zu reißen. Das Ministerium blieb jedoch fest, mußte es aber geschehen lassen, daß jetzt der vielgefürchtete Labourdonnaye mit seinem Anhange zu Villèle und Ravèz überging und dieses Triumvirat sich zu erneuten und gemeinsamen Angriffen verband. Der Antrag Salverte's wurde von der Mehrheit verworfen, weil er das Recht der königlichen Initiative verletze. Auch Labbey de Pompières Anklage, in zu unbestimmten Ausdrücken abgefaßt, blieb ohne weiteren Erfolg, und ward, als er dieselbe in veränderter Gestalt und mit Bezug auf die Frage über ministerielle Verantwortlichkeit wiederholte, so lange vertagt, bis die Verhandlungen über das Budget beendigt sein würden.

Mit einer Leidenschaftlichkeit sonder Gleichen begannen die Debatten über das Budget, wobei man natürlich jeden Anlaß benutzte, um die Sünden der vorigen Verwaltung im grellsten Lichte herauszustellen. Die Kammer erstaunte nicht wenig, als der Finanzminister Roy in der Sitzung vom 12. März 1828 ein Defizit nachwies, das nach vollständiger Tilgung der Lasten vom Jahre 1828 wohl die Summe von zweihundert Millionen Franken erreichen würde. Dieses Defizit — fügte Roy hinzu — könne allerdings vermindert werden, wenn die Einnahmen höher ausfielen, als sie angeschlagen, oder wenn Spanien eines Tages die ihm gemachten Vorschüsse von 89,600,000 Fr. zurückzahlte; dennoch sei es jetzt nicht räthlich, neue Renten zu schaffen, weßhalb man

ihn lieber zur Emission von Schatzkammerscheinen ermächtigen möge, deren aber nicht mehr als für 150 Mill. Fr. in Umlauf kommen sollten. Durch das Geständniß der obersten Finanz-Verwaltungsbehörde, daß die alljährliche Staatseinnahme die Ausgabe nicht mehr decke, — obschon jene für das künftige Jahr auf die enorme Summe von 975,703,025 Fr. angeschlagen ward, — gerieth die Kammer in die heftigste Aufregung; man wies dem abgetretenen Ministerium nach, wie viele Millionen unterschlagen worden, um die Jesuiten zu besolden, die Congregationen zu unterhalten und eine furchtbare, Frankreichs Organisationen untergrabende Polizei zu organisiren. Lafitte erklärte laut, daß Frankreich jetzt nach dem Nominalwerthe — jetzt, — wo man mit einer Milliarde Einnahme nicht mehr ausreiche, — fünf Milliarden Franken schulde; daß man 25 Mill. Fr. blos zur Verminderung der Steuern für eine gewisse begünstigte Classe von Grundeigenthümern verschleudert habe, und daß es wahre Frechheit sei, solche Verschleuderung für eine Erleichterung der National-Lasten auszugeben. Charles Dupin und andre Oppositionsredner traten mit gleich heftigen Anklagen hervor; namentlich ward der Staatsrath mit lauten Vorwürfen überhäuft und einzelnen Ministerien der abgetretenen Verwaltung, zunächst denen des Kriegs und der Marine, nachgewiesen, daß ersteres sein ihm bewilligtes Budget um mehr als zehn Millionen, letztres das seinige um beinahe zwei Mill. Franken überschritten habe. Indessen lautete dennoch der Bericht der Commission ziemlich günstig, nur empfahl sie neue Ersparungen und drang auf größere Vereinfachung im Beamtenwesen. Ueberhaupt häuften sich die Angriffe auf das gesammte, von Creaturen Villèle's wimmelnde Administrationspersonal, das man entfernt zu sehen wünschte. So geschah es, daß das der Kammer am 14. April von Roy publicirte Verlangen des Königs: vier Millionen fünfprocentiger Renten — mithin achtzig Mill. Capital — in das große Buch der öffentlichen Schuld einschreiben zu lassen, gewährt und endlich am 29. Juli mit 299 gegen 28 Stimmen angenommen ward.

Das Ministerium Martignac zeichnete sich noch durch mehrere treffliche Gesetze aus, die in der diesjährigen Legislation zu Stande kamen; hierunter gehören zunächst: eine verbesserte Wahlgesetzgebung, die Permanenz der Wahllisten, die Abschaffung der Censur, des Monopols und der Tendenzverfolgungen bei Preßgegenständen, die den drei Zweigen der legislativen Gewalt übertragene Auslegung der Gesetze und endlich die in den großen Abtheilungen des Budgets eingeführte Specialität. Ein Gesetz über die Dotation der Pairs mußte wegen vorgerückter Zeit zurückgelegt werden. Es war klar, daß alle diese Reformen nicht ohne heftigen Kampf der Gegenpartei durchgesetzt werden konnten; in allen zeitgemäßen Veränderungen ersah diese die Fortschritte der revolutionären Bewegung und die Herrschaft des Comité-Directeur, die nicht eher ruhe, bis das Königthum gestürzt und der Verfall der Religion berbeigeführt worden sei. Mit solchen Anklagen ward der König unablässig bestürmt und am thätigsten zeigten sich dabei sein Beichtvater Latil, das kleine Cabinet, die Partei Villèle's und die wüthende Gazette de France.

Mit dem Spätherbste des Jahres 1828 war das Ende der Kammersitzungen herangenaht. Die Stellung des Ministeriums war während dieser Zeit keineswegs erfreulicher geworden; es wußte genau um all die geheimen Umtriebe, welche der Hof mit Ravèz, Villèle, Chantelauze und Polignac pflog; ebenso wenig waren ihm die Contreminen unbekannt, die ihm vom Salon Damas aus gelegt wurden. In dieser Noth schrieb Portalis eine Denkschrift nieder, an welche Martignac die letzte Hand legte und die er dann dem Könige überreichte. Sie enthielt einen Rechenschaftsbericht über die zeitherige Wirksamkeit des Ministeriums, verbreitete sich über die dringendsten Bedürfnisse der Zukunft und gab dem Könige Aufschlüsse über die wahre Lage und Stimmung des Landes. Vor Allem beabsichtigte des Ministerium eine totale Veränderung des Verwaltungspersonals, indem die Mehrzahl des jetzigen noch aus der Villèlischen Zeit herrüh-

renden die Anordnungen des Ministeriums oftmals absichtlich durchkreuzte und hemmte. Allein der König wollte sich durchaus nicht an den Gedanken einer Veränderung in Masse gewöhnen; er bequemte sich aber zu einzelnen Entlassungen. Graf La Ferronnays, der Minister des Auswärtigen, nahm jetzt, der unaufhörlichen Anstrengungen und Quälereien müde, Urlaub auf unbestimmte Zeit und ward provisorisch von Herrn von Rayneval ersetzt; man sprach zum Könige von einer Berufung Chateaubriand's zu diesem wichtigen Posten, während La Ferronnays mit dem Ministerium des Hauses entschädigt werden sollte; allein der König beharrte auf seinen Widerwillen gegen den edlen Vicomte und wurde in diesem Gefühle nur noch mehr durch den Dauphin bestärkt.

Jetzt suchte Martignac den König zu einer Reise in die Provinzen zu bewegen, theils um ihn zu zerstreuen, theils um ihm Beweise von der durch das neue System errungenen Popularität zu verschaffen. Karl X., der ein Vergnügen an solchen Ausflügen gewonnen hatte, willigte ein und entschied sich auf Martignac's Zureden zu einer Reise nach dem Elsaß. Es war dies eine wohlüberlegte Wahl, die das Ministerium für den alternden König traf, denn unter allen Provinzen blühte Elsaß am meisten durch Industrie und äußere Wohlfahrt, während auch das geistige Leben hier einen in Frankreich seltenen Höhepunkt erreicht hatte. Die Provinz galt für die treueste Hüterin constitutioneller Gesinnungen; und überall fand Karl X., den der Dauphin und Martignac — „als constitutioneller Ceremonienmeister" — begleiteten, die freudigste Aufnahme. Die trüben Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit schienen vergessen; allerwärts drängte sich das Volk an seinen königlichen Herrn heran mit Zeichen ungeheuchelter Liebe und rührender Begeisterung. Aber auch Karl X. schien vom Neuen aufzuleben, vergaß der alten Vorurtheile und zeigte eine persönliche Liebenswürdigkeit und Huld, wie man sie ihm nimmermehr zugetraut hätte. Er besichtigte die bedeutendsten Fabriken und andere

Institute der Industrie, besuchte die Forts und musterte die militärischen Anstalten. In Straßburg empfing er den Besuch des Königs von Würtemberg und des Großherzogs von Baden, dem sich seine beiden Brüder, der Fürst von Fürstenberg und, Namens des Königs von Baiern, der Fürst von Löwenstein angeschlossen hatten. Auch Benjamin Constant und Casimir Perrier brachten dem Könige persönlich ihre Huldigungen dar und es schien, als habe der Schauder nachgelassen, den der König früher beim Anblicke eines Liberalen empfand, denn er vergaß sich selbst so weit, daß er bei dieser Gelegenheit Casimir Perrier den Orden der Ehrenlegion ertheilte, worüber sich dieser, nach Capefigue's Versicherung, wie ein Kind gefreut haben soll.

Mit demselben glänzenden Erfolge trat Karl X. die Rückreise durch Lothringen an. Es schien als sei er in der besten Stimmung nach Paris zurückgekehrt, und Martignac wollte diese günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne abermals mit seinem Projecte einer Personalveränderung hervorzutreten. Allein er fand bei dem Könige dieselbe Wiedersetzlichkeit wie früher; in einzelnen Punkten gab er jedoch nach, z. B. in die Versetzung der Herrn Franchet und Delavau von dem ordentlichen Dienste als Mitglieder des Staatsraths in den außerordentlichen, eine Unterscheidung, die ein Werk des neuen Ministeriums war. Dagegen weigerte er sich hartnäckig, Casimir Perrier zum Staatsminister, Dupin, den ältern, zum Mitgliede des Staatsraths und Sebastiani zum Gesandten in Italien zu ernennen.

Noch immer war seit La Ferronnaye's durch Kränklichkeit bestimmten Rücktritt vom Ministerium des Auswärtigen dieser wichtige Posten unbesetzt geblieben; der König wies alle ihm vorgeschlagenen Namen entschieden zurück, denn er hegte bereits die geheime Absicht, dem Kinde seiner Liebe, Polignac, dies Portefeuille zu übertragen. In dieser Absicht hatte er an Wellington, seinen alten Herzensfreund, um Rath geschrieben und dieser, dem Martignac'schen Mi-

nisterium wegen seiner Begünstigung Rußlands in der griechischen Frage feind, pries den unseligen Gedanken des bethörten Königs, um an die Spitze des französischen Cabinets einen ebenso geistig beschränkten, wie ultraaristokratischen Mann zu bringen. Nun ward Polignac, zu Anfang des Januars 1829, durch einen eigends dazu abgefertigten Courier von London nach Paris entboten. Ein Zufall entdeckte aber durch einen falsch abgegebenen Brief das Geheimniß von Polignac's Ankunft dem nicht wenig erstaunten Ministerium. Ganz Paris erschrak, als die Presse die Ankunft des Verhaßten und die Absicht, weßhalb er berufen, öffentlich bekannt machte; ja selbst Freunde Polignac's, die seinen Ansichten huldigten, hielten seine Berufung in diesem Augenblicke für so vermessen als gefahrvoll. Auch die Minister zitterten bei dem Gedanken an ein Bündniß mit diesem übelverrufenen Manne. Sie erklärten daher unwiderruflich gegen den Dauphin und nachmals auch gegen den König, daß sie sämmtlich ihre Entlassung nehmen würden, sobald Polignac in das Ministerium eintrete. Dieses entschiedene Benehmen schüchterte den schwachen König und den geistesstumpfen Dauphin nicht wenig ein; sie bangten vor dem Drohbilde, das ihnen Martignac in dem Widerstreben der öffentlichen Meinung gegen Polignac vorhielt, und dennoch wagte der König nicht, seinem Lieblinge das Fehlschlagen dieser Hoffnung zu verkündigen. Endlich verzichtete der Prinz auf das Portefeuille des Auswärtigen und wollte sich, da ein Ministerium einmal eine Ehrensache für ihn geworden, mit dem des königlichen Hauses begnügen. Allein Martignac und seine Collegen blieben unerschütterlich. Jetzt wurden Unterhandlungen mit Pasquier und Lainé angeknüpft, ob vielleicht diese geneigt wären, ein Cabinet mit Polignac zu bilden; jedoch sie zeigten denselben Widerwillen wie Martignac. Der Jammer des Prinzen war tragikomisch, als er endlich unverrichteter Sache bei einer Kälte von 13 Grad auf seinen alten Gesandtschaftsposten über den Canal zurückkehren mußte. Inzwischen hatte Polignac doch während seines

kurzen Aufenthalts in Paris Gelegenheit gefunden, die alten Verbindungen fester zu knüpfen, und wahrscheinlich wurde schon damals der Staatsstreich besprochen, ein ultraaristokratisches Ministerium unter Polignac's Präsidentur zu organisiren.

Die Zeit zur Eröffnung der neuen Kammer war herangenaht und noch immer blieb das Ministerium des Auswärtigen unbesetzt. Aber gerade die auswärtigen Angelegenheiten waren, wie peinlich auch sonst die Lage des Ministeriums sich gestaltete, wohlgeordnet und konnten die strengste Prüfung bestehen. Die Frage wegen der Abgrenzung Griechenlands war trotz der vielen diplomatischen Dummheiten Polignac's einer glücklichen Lösung nahe, die Interventionsarmee aus Spanien zurückgekehrt, die Expedition gegen den Dey von Algier, der, wie später erzählt werden wird, die Ehre der französischen Nation beleidigt hatte, unternommen; an der Seeschlacht bei Navarin hatte die französische Flotte ruhmvollen Antheil gehabt; auf Morea war ein kleines Heer gelandet, um den letzten Gräueln Ibrahims ein Ziel zu setzen, die Halbinsel selbst war unter den Schutz der drei Großmächte gestellt worden, — kurz alle Angelegenheiten der auswärtigen Politik erschienen in einem für Frankreich günstigen Lichte. Dennoch bangte dem Ministerium vor der nächsten Zukunft, denn es wußte, mit welchen Gedanken und Planen der König umging.

Am 27. Januar 1829 eröffnete Karl X. die diesjährige Sitzung der Kammern mit einer Thronrede, die sich klar und würdevoll über die innern und äußern Angelegenheiten verbreitete. Er sprach die Hoffnung aus, daß der Friede im Oriente forterhalten und der Dey von Algier vielleicht noch zur Vernunft kommen würde. Von den innern Verhältnissen behauptete er, daß die peinliche Ungewißheit über den Zustand der Hülfsquellen seines Reiches zerstreut sei; die leidenden Theile des Handels und Ackerbaues würden geheilt werden; die entfesselte Presse genieße einer völligen Freiheit und die Macht der öffentlichen Vernunft werde über einzelne Aus-

schweifungen derselben gewiß den Sieg davon tragen; das Bedürfniß, die Religion der Väter und das Priesterthum gegen jeden Eingriff zu schützen, habe ihn zur Ergreifung von Maßregeln bewogen, die mit kluger Festigkeit vollzogen worden; — übrigens sollte der Zuwachs der Wohlfahrt Frankreichs dem streng zu befolgenden Sparsamkeitssysteme keinen Eintrag thun. Hinsichtlich der Gesetzgebung verwies er besonders auf die Wichtigkeit einer Municipal- und Departementsorganisation, welche sowohl den Gemeinden und Departements gerechten Antheil bei der Besorgung ihrer Interessen zusichern, als auch die leitende Macht der Krone vollkommen bewahren müsse. Zum Schlusse gedachte er noch der vielen Beweise von Liebe und Zuneigung, die er auf seiner Reise durch einen Theil von Frankreich empfangen habe.

Die Zusammensetzung der Kammer war mit wenigen Veränderungen dieselbe, wie im vergangnen Jahre; nur die äußerste Linke hatte als Zuwachs einen tüchtigen Vorkämpfer in der Person des Generals Lamarque erhalten. Die Thronrede, im Sinne des linken Centrums abgefaßt, fand lebhafte Theilnahme und wurde in gleichem Geiste erwiedert. Etienne erstattete den Commissionsbericht für die Dankaddresse. Aber die rechte Seite enthielt sich jeder Stimmenabgabe, um dadurch anzuzeigen, daß sie keine Verantwortlichkeit in Sachen übernehme, in welchen der Liberalismus das Wort führe. Auch diesmal ward Royer-Collard, der unter den übrigen Candidaten: Casimir Perrier, de Berbis, Sebastiani, Delalot, Ravèz und Labourdonnaye die meisten Stimmen zählte, vom Könige zur Präsidentschaft der Kammer berufen.

Eine ziemlich lächerliche Scene führte Polignac kurz vor seinem Scheiden in der Pairskammer herbei, indem er im Einverständniß mit seiner Coterie das Wort ergriff, bitter über die Verläumdungen des Parteigeistes klagte, denen sein politisches Glaubensbekenntniß schon seit längerer Zeit ausgesetzt sei, und schlüßlich die Aufrichtigkeit seiner constitutionellen Gesinnungen betheuerte, welche dem Throne wie der

Charte mit gleicher Treue ergeben wären. Dieses Komödienspiel war verabredet worden, um wenigstens ein Hinderniß zur Erlangung des Portefeuilles zu beseitigen; allein es mißglückte gänzlich; die Liberalen, anstatt durch seine Tiraden entwaffnet zu werden, lachten ihn aus, die strengen Ultras aber ärgerten sich darüber, weil sie zu große und unnöthige Zugeständnisse in seinen Worten zu finden glaubten.

Anfangs schien es, als werde das Ministerium sich mit den Kammern auf das Friedlichste einigen; auch gedachte dasselbe noch einige Zugeständnisse im Geiste des Liberalismus zu machen, hatte aber nicht überlegt, daß es dabei auf die entschiedenste Opposition des „kleinen Cabinets" stoßen würde. Die Führer der äußersten Linken, berauscht von den ihnen gespendeten Lobsprüchen, glaubten dagegen: der rechte Zeitpunkt sei jetzt erschienen, um die zahlreichen noch vorhandenen Mißbräuche zu bekämpfen und auszurotten. Hierzu rechneten sie den großen, unseligen Einfluß der Hof- und Priesterpartei auf das Heerwesen, die Geldverschleuderungen in den Anstellungen und Pensionirungen bei demselben, während andrerseits die Legionäre und die verdienstvollsten Veteranen mit der schmachvollsten Knickerei bedacht würden, die dem französischen Volke zur Schande gereichende Fortdauer der schweizerischen Miethtruppen, das Tabakmonopol und Anderes mehr. Aber den heftigsten Sturm, dem auch das Ministerium Martignac erlag, rief das Gesetz über die zu bewirkende Communalorganisation und über die Errichtung der Departementalconseils hervor. Diese Frage — nach dem Urtheile eines geachteten Geschichtsschreibers — drehte sich darum: ob die bisherige Centralgewalt der Lokal- und Provinzialverwaltung im Mittelpunkte der Regierung mit den Ortsgemeinden und Departementsräthen getheilt werden solle oder nicht; ob man den 40,000 Gemeinden, welche Frankreich zählte, eine Munizipalverfassung geben sollte, nach welcher die gewählten Vertreter der Gemeinden das Recht besäßen, einen wesentlichen Theil an der Verwaltung des Gemeinwesens zu nehmen? Das Ministerium

war nicht so fest über das Ob? als über das Wie? im Streite mit der öffentlichen Meinung, oder vielmehr mit derjenigen Meinung, welche sich als die öffentliche geltend gemacht hatte; ebenso herrschte über Wahlform, Wahlberechtigung, Wahlfähigkeit und Umfang der einzuräumenden Rechte Verschiedenheit der Ansichten. Arglistig hatte auch der König beide Gesetzentwürfe auf einmal in die Kammer bringen lassen, indem er mit Sicherheit berechnete, daß dadurch der Saamen der Entzweiung unter das Ministerium und seine bisherigen Freunde gestreut werden würde; ebenso war der ausdrückliche Befehl, kein Jota von den Entwürfen in ihrer gegenwärtigen Gestalt sich abdringen zu lassen, eine dem Ministerium gelegte Falle; die Rechte hatte ihre Truppen gemustert und zu einem entscheidenden Angriffe sich gefaßt gemacht; die Linke war mit einer politischen Intrigue auf eigene Rechnung schwanger und benahm sich wie bei verschiedenen früheren Anlässen, nicht minder treulos als ihre Widersacher von der entgegengesetzten Seite; das linke Centrum, die Hauptstütze unter den gegenwärtigen Umständen, war, indem es auf den unbedingten Gehorsam der Minister rechnete, für Ausbreitung seiner Macht beschäftigt und freute sich der Einschnürung des Cabinets, ohne jedoch den tiefern Plan der Hofpartei und die Hülflosigkeit des Ministeriums, somit auch die gemeinsame Gefahr für dieses und für sich selbst zu durchschauen. An den Abfall Agier sich lehnend, gedachte es mit diesem eine Majorität und durch dieselbe zuletzt auch ein Ministerium seiner Farbe zu erkämpfen. So nur erklärt sich der sonst sinnlose Widerstand gegen die zwei Meisterwerke von Entwürfen, welche als strahlende Monumente der Geschäftskenntniß, des Talentes und der Darstellungsgabe Martignac's von allen unbefangenen und zuständigen Richtern der Mit- und Nachwelt betrachtet werden dürfen.

Zu den Ausschüssen für die Prüfung dieser Entwürfe waren fast nur Mitglieder der linken Seite und des linken Centrums ernannt worden, über die Communalordnung er-

stattete Dupin der ältere, über das Departementalgesetz General Sebastiani Bericht. Dupin rühmte an dem begutachteten Entwurf den Zusammenhang und die Rundung des Ganzen, die richtige Classificirung der Gegenstände, lichtvolle Darstellung und Vollständigkeit des Wesentlichen und Nothwendigen; dennoch befriedige er, nach seiner Ueberzeugung, den Nationalwunsch keineswegs, wiewohl er den ersten Faden aus dem Chaos von einzelnen Gesetzen und eine Möglichkeit der Vollziehung derselben darbiete. Während das erste, von den Gemeinden handelnde, Capitel nur zu wenigen Bemerkungen Veranlassung gab, rief das zweite, nach welchem die Regierung sich die Ernennung der Maires vorbehielt, einen lebhaften Streit über die Bedingungen und die Vereinbarung der königlichen Prärogative mit dem freien Rechte der Communen hervor. Nach dem Berichte der Commission sollte auch der Kreis der Wähler rücksichtlich der Municipalräthe erweitert und eine Ermäßigung der Adjunctionen getroffen werden. Endlich trug Dupin darauf an, daß das Communalgesetz von Paris der Legislation des nächsten Jahres vorgelegt werden sollte. — Sebastiani's Bericht, aller Wahrscheinlichkeit noch ein Werk Guizot's, worin die geheimen Gedanken der Doctrinaire verrathen waren, enthielt die Erklärung: es herrschten in dem Gesetzentwurfe zwei Ideen als natürliche und wesentliche Principien vor, zuerst: die Organisation der Departementsräthe kann weder nach einzelnen Interessen, noch nach politischen Combinationen abgefaßt werden; sodann: in örtlichen Angelegenheiten soll das Gesetz niemals dieser oder jener Classe von Individuen den Einfluß einer factionären und trügerischen Mehrheit verstatten. Der Entwurf habe der Commission bald genügend, bald unvollständig, bald im Einklang, bald im Widerspruch mit jenen zwei Principien geschienen. Dieselben Wähler, welche die Abgeordneten zur Volkskammer ernennten, seien mit noch mehr Recht zur Ernennung der Mitglieder der Departementsräthe befähigt. Deßhalb schlage die Commission drei wichtige Abänderungen vor: 1) daß das Recht zu wäh-

len und gewählt zu werden, auf eine größere Zahl von Staatsbürgern ausgedehnt und allen politischen Wählern dasselbe in vollem Umfange eingeräumt werden solle; 2) daß die Wahl durch die Cantonalversammlungen vorzunehmen sei und 3) die Arrondissementsconseils aufgehoben werden möchten.

Nach dem Beschlusse des Ministeriums sollte zuerst die Communalordnung in die Debatte gezogen werden; man hoffte, die vorgeschrittene Zeit würde dann die Kammer nöthigen, die Erörterung des Departementalgesetzes auf das folgenden Jahr zu vertagen. Allein durch eine Intrigue der Ultraopposition entschied sich die Kammer für die Priorität des Departementalgesetzes, nachdem die Minister, unterstützt von dem rechten und linken Centrum, vergebens dagegen angekämpft hatten. Es kam zu den heftigsten Erörterungen; die rechte Seite wies dem Ministerium nach, wie wenig es durch seine Zugeständnisse an den revolutionären Geist gewonnen und wie wenig consequent und männlich es sich betragen würde, wenn es jetzt vor den Folgerungen seines eignen Systems von der Volkssouveränetät erschrecken wollte. An diese letztere — so eiferten die Stimmführer der Rechten — wolle man die tutelarische Autorität des Königthums durch das vorgeschlagene Gesetz abliefern und die Repräsentativ-Monarchie in eine zerstörerische Regierung, die auf jene Souveränetät sich stütze, verwandeln. Dagegen verlangte die äußerste Linke, das Ministerium solle sich frei und unumwunden erklären, damit man wisse, ob man es mit Ehren unterstützen könne und ob das zeither ihm bewiesene Vertrauen verdient oder mißbraucht worden sei. Auch sie erklärte den Entwurf für unzulässig, indem er die reellen Interessen der Gesellschaft verletze, das Volk beleidige und die Monarchie gefährde. In der Sitzung vom 7. April wagte das Ministerium den letzten Sturm; Martignac erklärte: er werde durchaus nicht zugeben, daß irgend etwas in dem Entwurfe abgeändert werde, denn der König sei im Besitze des Rechts, die Departementalräthe zu ernennen; das der Kammer vorliegende Gesetz sei also blos eine königliche Gna-

denbewilligung und die Kammer habe durchaus kein Recht, der Bewilligung eine weitere Ausdehnung zu geben, als der König selbst geboten. Zugleich betheuerte er die Reinheit seiner Absichten und den Royalismus seines Systems. Aber die Opposition war hiermit nicht zufrieden; sie vindicirte der Kammer ein unbeschränktes Amendementsrecht und legte dem ganzen Entwurfe die Tendenz unter, den Höchstbesteuerten, der höchsten Aristokratie, eine Doppelstimme in den Kammerwahlversammlungen zu verschaffen. Nach heftigem Tumulte erklärte endlich der Minister: er werde nicht nachgeben, weil er dies vor dem Könige nicht verantworten könne. Sebastiani entgegnete: es sei künftig keine Berathschlagung mehr möglich, wenn ein Minister, um Recht zu behalten, sich hinter die Person des Königs verschanzen könne. Die Debatte wurde immer stürmischer. Martignac und Portalis besprachen sich im Geheimen über den zu ergreifenden Entschluß, schlugen dann hastig ihre Portefeuilles zu und eilten nach dem Schlosse, wo sie Karl X. mit schadenfrohen Blicken und den Worten empfing: „Nun, wie steht es, meine Herren? habe ich ihnen nicht richtig vorausgesagt, daß man mit diesen Leuten nichts ausrichten kann? Es ist Zeit, dem Dinge ein Ende zu machen. Ich danke Ihnen für Ihren Entschluß!“ Dieser bestand darin, beide Gesetzentwürfe durch eine königliche Ordonnanz zurückzunehmen. Nach einer Stunde peinlichen Harrens vernahm die Kammer die Ordonnanz. Capefigue erzählt: „es war dies ein vollständiger Bruch. Das Cabinet glaubte einen großen Gewaltstreich vollführt und die schwankenden Ueberzeugungen zurückgeführt zu haben. Allein es war sein eigenes Todesurtheil, was es so eben unterzeichnet hatte. Als ich Abends darauf Herrn von Martignac sah, sprach er viel von dem Vertrauen, das er dem Könige eingeflößt, und von der Macht, die er im Schlosse übe. Ich erwiederte ihm: ich wünsche es sehr, aber in meinen Augen haben Sie sich selbst entleibt. Bereiten Sie sich auf eine nahe Krisis vor. Ihr Ministerium ist fürder blos ein politischer Leichnam!“

Und so war es in der That! Unter sich selbst in mehrere Schattirungen zerfallend vegetirte es noch eine Zeit lang hin und täuschte sich über die geheuchelte Freundlichkeit des Königs, wie über die scheinbare Gunst der rechten Seite. Endlich wurde die Entlassung La Ferronnais' angenommen und nach vielen Intriguen der Gesandte am Wiener Hofe, Laval-Montmorency, zum Minister des Auswärtigen ernannt; allein dieser scheute sich den schlüpfrigen Boden zu betreten und bedankte sich ebenso wie Chateaubriand und Mortemart, die nun darum angegangen wurden, für die gefährliche Ehre. Jetzt wurde Portalis mit dem verschmähten Portefeuille des Auswärtigen belastet, während Bourdeau, an Portalis Stelle, die Siegel erhielt. Inzwischen wußte der König seinen Plan, ein neues Cabinet zu bilden, bestmöglich zu verheimlichen, und während er die meisten Mitglieder des Ministeriums in innerster Seele haßte, bewies er ihnen äußerlich die zuvorkommendste Freundlichkeit. Allein diese hatten ihn auch durchschaut, waren aber zu ehrenhaft, um abzutreten, bevor sie rücksichtlich des Budgets für die Monarchie gesorgt hatten. Deßhalb legten sie den Kammern drei Finanzgesetze vor, von denen das erstere die Verlängerung des Tabak-Monopals bis 1837, das zweite die Bestimmung der Supplementarcredite für 1827 und 1828, das dritte endlich das Budget für 1830 betraf. Es lag im Interesse der rechten Seite, dem bald abtretenden Ministerium keine weitern Hindernisse in den Weg zu legen, indem sie dadurch die freie Bewegung des nachfolgenden gehindert haben würde. Deßhalb gingen auch die beiden ersten Finanzentwürfe in den Hauptpunkten durch, obwohl die glänzendsten Redner der Linken, Constant, Cambon, die beiden Dupin u. A., nicht unwichtige Einwendungen dagegen geltend zu machen suchten. Als aber die Berathungen über das Budget begannen, kam es zu heftigen Anklagen, mit denen namentlich der Exminister Peyronnet überhäuft ward, da sich in dem Zweige seiner Verwaltung die gröbsten Unregelmäßigkeiten und Unordnungen vorfanden; die Kammer

behielt sich deßhalb gegen ihn eine Klage über nicht weniger als 4 Mill. Franken vor. Ueberhaupt wurden die sämmtlichen Budgetverhandlungen mit einer besondern Bitterkeit geführt, wobei sich vorzüglich die Linke durch Ausfälle gegen das Ministerium, die eigentlich aber dem Hofe galten, auszeichnete. Die meisten Verstümmlungen mußte das Budget des Auswärtigen erleiden; aber auch der Kriegsminister hatte tapfer zu kämpfen, um die eingebrachten Amendements, zumal rücksichtlich der Fortdauer der Schweizertruppen, zurückzuweisen. Das ganze Budget ward endlich mit einer Majorität von 131 Stimmen angenommen. — Die äußere Politik hatte man gänzlich vergessen; nur in der letzten Sitzung entschied sich die Kammer dahin: das Ministerium sei ihr die Mittheilung der Verträge schuldig, so oft ihre constitutionellen Rechte dabei mit interessirt wären. Der Schluß der Sitzung erfolgte am 31. Juli 1829. Venturini bemerkt mit Recht, daß am Schlusse dieser Legislation die öffentliche Meinung mit der Deputirtenkammer, mit den Pairs, mit dem Ministerium und mit dem Hofe unzufrieden gewesen sei; mit der Kammer, weil ihre linke Seite eine unverständige Hartnäckigkeit bewiesen, statt fest und energisch zu handeln, und weil die Rechte, wie immer, mehr für die Herrschaft der Jesuiten, als für den Schutz allgemeiner Landesinteressen gestritten; mit den Pairs, weil diese selbstsüchtig nur für sich auf Kosten des Volkes gesorgt; mit dem Ministerium, weil es nur im Interesse der Bevorrechtigten gehandelt und das alte Schaukelsystem: bald dieser, bald jener Faction zu schmeicheln, noch nicht aufgegeben; mit dem Hofe, weil er intriguanter Weise nur darauf ausgegangen, Europa glauben zu machen, es forderten die Constitutionellen oder verkappten Revolutionäre Dinge, die mit den monarchischen Rechten als ewig unverträglich zu betrachten wären.

Kaum war der König durch die Annahme des Budgets in den Besitz der nöthigen Geldmittel gelangt, als er auch sofort mit seinem Plane herausrückte, ein neues Ministerium zu bilden, an dessen Spitze Polignac stehen sollte. Be-

reits seit einiger Zeit hatte ein besonderer Ausschuß, aus Labourdonnaye, de Chantelauze, de Montbel und Ravèz bestehend, mehrfache Unterhandlungen gepflogen, um eine Versöhnung der royalistischen Fractionen zu Stande zu bringen. Jetzt erschien auf einmal, Allen unerwartet, wenige Tage vor dem Schlusse der Kammer, der Fürst Polignac wieder in Paris, angeblich weil ihm die Aerzte zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit die heimathliche Luft empfohlen hatten. An einem dritten Orte, bei einem Gastmale, erfuhren die Minister die Ankunft des Gefürchteten, nur Portalis war durch eine Karte davon unterrichtet worden. Ravèz hatte inzwischen dem Könige eingeredet, daß ein rein royalistisches, in seinen Maßregeln durchaus nicht schwankendes Ministerium sich des Beistandes der Majorität in der Kammer versichert halten könne. Nun fing man an, die Liste der Candidaten für die neue Verwaltung zu entwerfen. Anfangs wollte der König die beiden Minister Roy und Martignac beibehalten wissen, da ersterer ein tüchtiger Finanzmann, der andere sehr brauchbar für die Verwaltung des Innern war; allein Beide weigerten sich, mit Polignac in ein Ministerium zu treten. Endlich einigte man sich über folgende Männer: Courvoisier für die Justiz, Labourdonnaye für das Innere, Rigny für die Marine, Montbel für Cultus und Unterricht, Chabrol de Crouzol für die Finanzen und General Bourmont für den Krieg. Als Minister des Auswärtigen sollte Polignac glänzen. Rigny verzichtete jedoch auf die ihm zuertheilte Stelle; ihn ersetzte Baron d'Haussèz. Das Handelsministerium wurde eingezogen und seine Geschäfte zwischen dem Ministerium des Innern und dem der Finanzen vertheilt; desgleichen mußte der Cultminister sein Präsentationsrecht bei erledigten Erzbisthümern, Bisthümern und andern geistlichen Stellen für die Zukunft einem Bischofe übertragen, wozu natürlich der Abbé de Frayssinous gewählt ward. Den Polizeipräfecten Belleyme ersetzte der wüthende Mangin. Mehrere Mitglieder des Staatsraths, die sich zu einem bescheidenen

Liberalismus bekannten, kamen durch freiwillige Abdankung ihrer Entlassung zuvor; auch Chateaubriand, Botschafter zu Rom, trat von seinem Posten zurück.

Bevor wir aber die Wirksamkeit dieses alsbald mit dem Fluche von ganz Frankreich belasteten Ministeriums bis zur Erlassung der verhängnißreichen Juliordonnanzen näher betrachten, müssen wir die Geschichte der übrigen Staaten, zunächst die von Spanien und Portugal, bis zu diesem Zeitpunkte nachholen.

Die französische Interventionsarmee in Spanien, die unter dem Oberbefehle des Generals Bourmont in Folge der abgeschlossenen Tractate Madrid, Cadiz und die wichtigsten Festungen auch dann noch besetzt hielt, als Fernando VII. wieder auf den Thron seiner Väter eingesetzt worden war, hatte eine äußerst schwierige Stellung in diesem von den wildesten Leidenschaften durchwühlten Lande. Die Partei der Constitutionellen erblickte in ihr die Zerstörerin ihrer theuer erworbenen Rechte und konnte ihren Haß um so eher geltend machen, als auch die ultraroyalistische Umgebung des Königs in dem fortwährenden Aufenthalte der Franzosen in Spanien ein lästiges Hinderniß bei der Verfolgung ihres neuen Blut- und Rachesystems erblickte. Uebrigens fühlte sich der spanische Nationalstolz im Allgemeinen durch die Anwesenheit von Männern beleidigt, die es wagten, den täglich wachsenden Ausschweifungen und Excessen Einhalt zu thun, welche die erbitterten Mönche als ein Gott wohlgefälliges Werk gepriesen. Daher geschah es, daß die Interventionsarmee statt des gehofften Dankes für die Befreiung vom Cortesregimente allerwärts nur Haß und Verachtung erndete.

Während aber Bourmont wöchentliche Zuschriften von Villèle erhielt, die ihn mahnten, eine Versöhnung der feindlichen Gemüther in Spanien zu betreiben — ein Wunsch, der aufrichtig gemeint war, da eine Aussöhnung zur Ver-

Bayerische Staatsbibliothek München

wirklichung der finanziellen Plane Villèle's wesentlich beitragen konnte — dachte König Don Fernando VII. auf nichts, als auf die Befriedigung der Rache an seinen Beleidigern und auf die Belohnung der hohen Priesterschaft, der er nebst den sogenannten königlichen Freiwilligen die Wiedererlangung der absoluten Krone mehr als den Bajonetten Frankreichs verdanken zu müssen glaubte. An diese Freiwilligen wurden jetzt mannichfache gefährliche Vorrechte ertheilt, während sie in hellen Haufen das Land durchzogen und mit schonungsloser Blutgier gegen die Opfer wütheten, die den Namen eines „Constitutionellen" oder „Negro", eines „Freimaurers" oder „Comunero" führten. Am ungezügeltsten betrugen sich dabei die früheren Bandenführer Bessières, Sampère, Capapé und Locho. Aber selbst der Parteihaß schwieg, wenn es die Verfolgung der allverhaßten Franzosen galt.

Bald hatte sich in der Hauptstadt ein Ausschuß gebildet, der den Namen der „apostolischen Junta" annahm und seinen Einfluß so weit erstreckte, daß er selbst die Minister in ihrer Amtsthätigkeit beaufsichtigte. Seine Mitglieder waren der verschmitzte und kenntnißreiche Pater Cyrillo, der General Eguia, der Marquis de Mataflorida und der Graf Calderon, alle vier von dem blutigsten Fanatismus erfüllt. In der Gewalt dieses Ausschusses schmachtete der König, der kein Decret, mochte es immer die Zustimmung seines Gesammtministeriums haben, ohne eingeholte Erlaubniß der Apostolischen zu unterzeichnen wagte; und dieser Ausschuß trug auch die Schuld, daß das Amnestiedecret, trotz aller Mahnungen Frankreichs, zurückgehalten wurde, denn ihm erschien die Zahl der bereits gefallenen Opfer viel zu gering. Mit ihm vereinigt wirkte die Camarilla, an ihrer Spitze Victor Saez und Ugarte; der Pöbel war ganz in ihrer Gewalt; aber auch der vornehme fügte sich in Demuth allen ihren Anordnungen und unterzeichnete, von der Junta wie von der Camarilla gleichzeitig bearbeitet, mehrere Adressen, in denen um Wiederherstellung der Inquisition gebeten ward. Die Diplomatie hatte Mühe, diesen

die Beschlüsse des Congresses von Verona furchtbar verhöhnenden Schritt zu verhüten, obschon ein gewisses nördliches Blatt den naiven Beweis führte, „daß eigentlich jenes Institut nicht so ganz und gar schrecklich und abscheulich sei, als man in der Regel es zu betrachten sich angewöhnt, ja unter gewissen Umständen selbst als eine heilsame und nützliche Anstalt sich bewährt habe und bewähren dürfte.“ Selbst der hohe Rath von Castilien, eine der höchsten Centralbehörden Spaniens, wurde, als er die grenzenlosen Ausschweifungen der Freiwilligen zu verhindern suchte, zum Schweigen gebracht, indem der Einfluß der Apostolischen einen Aufstand erregte, der erst dann endigte, als der König vierzehn Mitglieder des Raths, die die Fanatiker als Negros bezeichneten, entließ und durch Schützlinge der Junta ersetzte. Bei diesem Aufstande spielte General Bourmont eine äußerst zweideutige Rolle; und wenn er auch nachmals, um die öffentliche Meinung im Auslande einigermaßen zu versöhnen, die Fesseln mehrerer constitutioneller Kriegsgefangenen in den Depots löste, so wußte doch die unversöhnliche siegreiche Partei die nach der Heimath Zurückgekehrten wieder in ihren Schlingen zu fangen und der Rache zu opfern.

Das schrankenlose Toben der Parteiwuth ließ keine edle und humane Gesetzgebung aufkommen; Recht und Gerechtigkeit ward mit Füßen getreten; Barbarei und ungezügelter Fanatismus führten den Herrscherstab. Zu diesem Elende gesellte sich die höchste Finanznoth. Schon hatten Bürgerkrieg, Bestechungen und Verschleuderungen ungeheure Summen aufgezehrt, als der Interventionszug Frankreichs die zerrütteten Finanzen mit einer neuen und beträchtlichen Schuld vermehrte. Das guebhardische Anleihen hatten der König, einige Mitglieder der Camarilla und der Minister Burgos zur Hälfte unter sich getheilt, wie aus dem im Jahre 1834 den Kammern der Proceres und der Procuradoren vorgelegten Berechnungen erhellt; die hohe Geistlichkeit, um Unterstützung angegangen, that nur sehr wenig, berief sich auf die zahlreichen Opfer und Verluste, die sie

seit 1808 gebracht, und rieth an, die geistlichen, namentlich die Mönchsorden, die über ein Dritttheil des Staatsvermögens besaßen, zur Mitleidenheit zu ziehen. Allein dies war gegen den Plan der Apostolischen, welche darin Gefahr für ihre eignen Güter sahen, übrigens auch in der Bedrängniß der Regierung das beste Mittel erblickten, letztere von der Junta abhängig zu erhalten. Ein andrer Vorschlag des Ministeriums, eine außerordentliche Besteuerung aller Classen der Bevölkerung auszuschreiben, zeigte sich ebenso unausführbar, da selbst die ordentlichen Ausgaben nur mit der größten Mühe eingetrieben werden konnten. In dieser Noth griff man zu einem ganz eigenthümlichen Mittel. Durch ein königliches Decret vom 4. Februar 1824 ward die bisher bestandene Creditanstalt aufgehoben und eine Amortisationskasse mit einer Dotation von jährlichen achtzig Millionen Realen gegründet, wodurch die Zinsen der neu zu schaffenden öffentlichen Staatsschuld gedeckt werden sollten. Ein Liquidationsausschuß wurde mit der Untersuchung und Regelung der bestehenden Staatsschuld nach den Ausweisen vor dem 7. März 1820 beauftragt. Dieses Decret machte aber auf die öffentliche Meinung einen um so schmerzlicheren Eindruck, als außer den königlichen Vales auch die Anleihen der Cortes von der Liquidation ausgeschlossen blieben. Vor allen empfand die commerzielle Welt die nachtheiligen Folgen dieser neuen Operation. Die Regierung ließ daher vier andere Decrete nachfolgen, wodurch dem gesammten Handelsstande des Königreichs eine jährliche Subsidie von 10 Millionen Reales auferlegt und die Einfuhr von Korn, Mehl und Hülsenfrüchten, mit Ausnahme für die balearischen und kanarischen Inseln, untersagt ward. Dagegen übernahm die Regierung den Stockfischhandel auf alleinige Rechnung, verbot die Einfuhr jeder andern frischen oder gesalzenen Fische nach Ablauf des Jahres 1824 und eignete sich die Tabaksregie mit erhöhtem Tarife wieder an. Endlich regelte ein fünftes Decret die Handelsverhältnisse mit Südamerika, wobei jedoch die politische Frage von der commerziellen gänzlich ge-

trennt ward; es gestattete den unmittelbaren Handel mit den ehemaligen Colonien und setzte dieselben Bedingungen für das Einlaufen der Schiffe in den dortigen Häfen, wie in den europäisch-spanischen fest. Durch diesen lächerlichen Kunstgriff glaubte die Regierung, die Unabhängigkeitserklärung der Colonien von Seiten Englands verhindern zu können.

Die Finanzdecrete fanden aber in den Provinzen den entschiedensten Widerstand und dem ohnmächtigen Ministerium fehlten die Mittel, sich Gehorsam zu erzwingen, wie kräftig es auch sonst in einzelnen Beziehungen auftrat. Die Partei der Fanatiker war hierüber äußerst unwillig und verabredete einen Staatsstreich, sobald der König seine Reise nach Aranjuez angetreten haben würde. Allerwärts verbreitete man das Gerücht: der König sei in Betracht der zahlreichen französischen Gensdarmen und Linientruppen, die ihn umringten, nicht als frei, sondern als Staatsgefangener zu betrachten. Natürlich rief dies Gerücht eine allgemeine Gährung hervor, die alle Bemühungen des Generalsuperintendanten der Polizei, Don Arjona, nicht zu beschwichtigen vermochten. Endlich mußte das französische Militär mit Waffengewalt einschreiten; Aranjuez glich einer belagerten Festung und nur mit vieler Mühe gelang es, einen förmlichen Ausbruch der Volkswuth zu verhindern. Der Haß gegen die fremden Eindringlinge — so wollte es die Hofpartei — ward durch diese Vorfälle bedeutend gesteigert.

Inzwischen war am 9. Februar 1824 eine neue „Convention" über den fernern Aufenthalt von 45,000 Franzosen in Spanien zwischen dem Grafen d'Ofalia und dem Marquis de Talaru abgeschlossen worden. Jetzt wurde auch Bourmont, in dessen persönlichem Benehmen die französische Regierung einen Hauptgrund der bestehenden feindlichen Verhältnisse zu erblicken glaubte, abberufen und durch den General Digeon ersetzt, einen Mann, der im Oriente, namentlich während der Mordscenen auf Chios, sich ebenso sehr durch Muth, als durch imponirende Würde und Mäßigung ausgezeichnet hatte.

Alle Unternehmungen des Königs oder seiner Minister, die nur irgend einen Anschein von Reform oder Vereinigung der Parteien hatten, wurden von der apostolischen Junta, der das furchtbare Institut der königlichen Freiwilligen als blindergebenes Werkzeug zur Seite stand, vereitelt. Zwar fühlte die Regierung das Schmachvolle ihrer Stellung; allein es fehlte ihr alle und jede Kraft, sich aus derselben zu entfernen und die entehrenden Fesseln abzuwerfen, an denen die apostolische Junta sie leitete. Diese letztere hatte eine Hauptstütze an dem finstern Infanten Don Carlos, dem Abgotte der königlichen Freiwilligen, der unter der Maske demüthiger Unterwürfigkeit eine ähnliche Rolle in Spanien spielte, wie Monsieur unter Ludwig XVIII. in Frankreich. Man hat mit Recht bemerkt, daß Spanien damals zwei Höfe und zwei Regierungen auf einmal besessen, wiewohl man ebenso gut behaupten konnte, daß es gar keine besessen habe.

Endlich erschien auch, auf heftiges und rastloses Mahnen der Großmächte, namentlich Frankreichs, das berüchtigte „Amnestiedecret" (1. Mai 1824), das jedoch mehr zum Hohn und zur Rache erlassen zu sein schien als zur Besänftigung der Gemüther oder als Akt einer königlichen Großmuth; denn es enthielt nicht weniger als funfzehn Ausnahms-Categorien und außerdem noch eine Menge zweideutiger und verfänglicher Bestimmungen. Aber auch dieses erbärmliche Gnadengeschenk galt den Apostolischen für ein „Uebermaaß von unkluger Schwäche und als eine zweckwidrige Schwächung der Gesetzeskraft, sowie des Ansehens der Religion und der Majestät"; bald war es ihrem Einflusse, der auch in den Provinzen mächtig war, gelungen, die sorglos dem königlichen Sicherheitsbriefe Vertrauenden als Freigeister oder Liberale dem Zorne des fanatischen Pöbels zu überantworten. Und die Häupter des französischen Occupationsheeres sahen ruhig, ja wohl im Innern voll Freude, dem Gräuelspiel der Rechtsbeugung zu, das gegen die Liberalen geübt ward. Nur wo der Frevel zu offenkundig hervorstach,

suchten sie mit schwachen Vorstellungen zu interveniren. Dagegen vermochte nichts, selbst nicht die große Hungersnoth und Theuerung im Jahre 1824, die unerbitterliche Wuth der Apostolischen zu hemmen; und derselbe Rath von Castilien, der früher einige Maßregeln zur Zügelung der königlichen Freiwilligen vorgeschlagen, wurde jetzt durch die Junta indirekt gezwungen, eine Denkschrift zu unterzeichnen, worin alle wider diese Freiwilligen beabsichtigten Maßregeln als ungerecht und gefahrdrohend, die Freiwilligen aber als „der Kern der getreuen Royalisten, als der reine Ausdruck der öffentlichen Meinung der entschiedenen Mehrheit der Nation", der König endlich als „umgeben von treulosen Rathgebern und hinterlistigen Feinden" dargestellt wurden. Der einzige Villela, Präsident des hohen Raths, verweigerte seine Unterschrift.

In seinem von den Bajonetten Frankreichs umschirmten Palaste zu Aranjuez schwankte der geängstigte König von einem Entschlusse zum andern, zumal als eine weitverzweigte apostolische Verschwörung entdeckt ward, deren letzter Zweck dahin ging, durch eine gemeinsame Schilderhebung mit den Verschworenen in Portugal Don Carlos auf den spanischen und Dom Miguel auf den portugiesischen Thron zu setzen. Das Ministerium, unterstützt von dem gesammten diplomatischen Körper, drang auf energische Maßregeln und nach einigem Zaudern willigte der König endlich in den kühnen Staatsstreich, den die Apostolischen für unmöglich gehalten hatten. Gleichzeitig wurden auf verschiedenen Punkten des Königreichs Verhaftungen vorgenommen; so wurden der kühne Trappist, Merino, Bessières, Justo Perez, der Pastor u. A. in sichern Gewahrsam gebracht. Der wilde Capapé konnte erst nach langem Widerstande entwaffnet werden. Auch mehrere Mitglieder der apostolischen Junta, dieser allgefürchteten Vereinigung, — darunter Victor Saez und Pater Cyrillo — wurden eingezogen oder aus Madrid verbannt. Allein es waren dies nur halbe Maßregeln, denn das Ministerium war in sich selbst zerfallen und während

Ofalia, Cruz und Salazar die gemäßigte Partei vertraten, hatten die Schreckensmänner eine treue Stütze an Calomarde und Ballesteros. Diese Spaltung verhinderte jedes kräftige Auftreten und so mußte das Ministerium ruhig zusehen, wie ganze Schaaren der aufgelösten Freiwilligen die Hauptstadt wie die Provinzen durchzogen und Verwünschungen auf die Häupter des Ministeriums, ja selbst auf das des Monarchen, herabriefen. Die meisten Gefangenen wurden alsbald wieder in Freiheit gesetzt und das alte Unwesen dauerte fort. Auf die Note der verbündeten Mächte, welche den König zur Einführung einer festen und zeitgemäßen Regierungsform zu bewegen suchten, erließ Fernando die trotzige Antwort: „er gedenke, absoluter König zu bleiben und sei entschlossen, falls die großen Höfe ihn nöthigen würden, das Beispiel des Königs von Portugal zu befolgen, lieber dem Throne Spaniens zu entsagen und als Privatmann in Frankreich seine Tage zu beschließen, als solch einen Schritt sich gefallen zu lassen." Während der Infant Don Francesco, den man von dem Gifte der neuen Zeit angesteckt und nach der Krone lüstern wähnte, in angemessener Entfernung gehalten ward, gelang es dem Haupte der Camarilla, Ugarte, den König wieder mit seinem Bruder Don Carlos auszusöhnen; bald war das alte Verhältniß wiederhergestellt und der übermächtige Einfluß zurückgewonnen, den Carlos seit einer Reihe von Jahren auf seinen Bruder geübt. Den königlichen Freiwilligen kehrte die alte Gunst zurück, mit ihr aber auch der schrankenlose Hochmuth und der wilde Trotz, den sie früher besessen. Indessen glaubte die Junta jetzt einen Schritt weiter gehen und eine Ministerialveränderung durchsetzen zu können. Wirklich mußte auch der gemäßigte Ofalia von seinem hohen Posten als Minister des Auswärtigen zurücktreten und als Gesandter nach London wandern. Ihn ersetzte der geschmeidige Höfling Don Zea de Bermudez, zeither Gesandter am kaiserlich russischen Hofe, ein Mann nicht ohne Talent, aber ohne Charakter, im innern Herzen dem Apostolicismus feind, aber öffentlich denselben auf feile

Weise schmeichelnd, da er wußte, daß er nur durch ihn zur Macht gelangen konnte. Jetzt wurde auch die Zahl der Freiwilligen in Madrid vermehrt und da die zusammengeschmolzenen Staatskassen hierzu nicht ausreichten, so griff man zu dem noblen Mittel indirecter Erpressungen; so wurden unter andern die Besoldungen der Staatsdiener suspendirt, weil die völlige Purification derselben noch nicht vollendet sei. In welchem Geiste diese Purification übrigens vorgenommen wurde, erhellt daraus, daß Don Palafox, der durch die heldenmüthige Vertheidigung von Zaragoza sich unsterblichen Ruhm erworben, für unrein erklärt ward.

Neue Gräuelscenen, die von den königlichen Freiwilligen in Madrid aufgeführt wurden, während der König die Bäder von Sacedon besuchte, bestimmten den französischen General Digeon, so lange in die spanische Regierung wegen des Abzugs sämmtlicher spanischen Truppen und Milizen aus der Hauptstadt zu drängen, bis er denselben auch wirklich durchgesetzt hatte. Allein schon am 7. August, an welchem Tage der König in seine Residenz zurückkehrte, fanden neue Ausschweifungen des Pöbels statt, die sich alsbald auch in den Provinzen wiederholten. Man stellte ein förmliches Treibjagen gegen alle an, die jemals den Namen eines Negro geführt. Natürlich rief aber auch eine solche Behandlung in einigen Charakteren die starrste Widersetzlichkeit gegen die barbarischen Verfolger und die, letztere beschirmende Regierung hervor. So geschah es, daß zu Anfange des Augusts 1824 der unglückliche Francesco Valdez an der Spitze eines muthigen Guerillahaufens aus seinem Schlupfwinkel in Andalusien hervorbrach und sich, während ein Theil seiner Gefährten in dem überrumpelten Ximena einzog, der Insel und des Forte Tarifa bemächtigte. Sofort proclamirte er die Wiederherstellung der Constitution von 1812. Wie übereilt auch der ganze Plan angelegt und ausgeführt war, so war man doch um den Ausgang in dem benachbarten Cadiz äußerst besorgt, zumal als sich selbst unter José D'Donnell's Truppen bei San Roque vielfache Zeichen

von Unzufriedenheit kund gaben. Auch von den Gebirgen um Sevilla herab bis dicht an die Thore der Stadt schwärmten zahlreiche, durch Schmuchler und vertriebene Negro's verstärkte Insurgentenhaufen. Jetzt rückten die französischen Befehlshaber in Cadiz, Latour-Foissac und Graf d'Astorg, mit einer hinreichenden Anzahl von Truppen gegen Tarifa vor und schlossen das Fort zu Lande, wie durch eine Abtheilung Fahrzeuge zu Wasser, ein; Francesco Valdez und die Seinigen vertheidigten sich mit dem Muthe der Verzweiflung und nur nach der hartnäckigsten Gegenwehr konnte das Fort am 19. August genommen werden. Jetzt zog sich Valdez mit den übriggebliebenen auf die Insel zurück, die durch einige Batterien vertheidigt werden sollte; allein noch zur guten Stunde erkannte er die Nutzlosigkeit eines längeren Widerstandes. Mit einigen Freunden bestieg er eine kleine Barke und landete nach einer äußerst gefahrvollen Ueberfahrt an der Küste von Afrika, wo der Kaiser von Marokko ihn freundlich aufnahm und seine Auslieferung an Spanien hartnäckig verweigerte. Dagegen konnte die Rache desto ungestörter die im Fort und auf der Insel Gefangenen ereilen; 56 derselben wurden sofort nach summarischem Urtheile des Kriegsgerichts abgeführt und erschossen; 200 andere aber, nach regelmäßig geführter Untersuchung, je nach dem Grade ihrer Theilnahme mit verschiedenen äußerst harten Strafen belegt.

Jetzt hatten die Fanatiker im Conseil des Königs neues Ansehen gewonnen, da ihre Voraussagungen eingetroffen und die Constitutionellen noch nicht genug zu Boden getreten waren. Der schwache König zitterte und folgte. Eine erneuerte Verfolgung des Liberalismus ward jetzt mit wahrhaft grausamer Strenge begonnen; die Constitutionellen harrten in dumpfer Betäubung an jedem Tage ihrer Todesstunde entgegen. Selbst der Kriegsminister Cruz, dessen Ansichten der herrschenden Partei zu gemäßigt erschienen, mußte in seinem hohen Posten dem General Aymerich weichen und entging nur durch die Fürbitte seiner trefflichen Gemahlin

der Strafe des Hochverraths, dem Galgen, indem man ihm Theilnahme an dem Verbrechen von Tarifa Schuld gab, weil die andalusische Küste völlig unvertheidigt gefunden worden war. Sein Proceß endigte erst nach mehrern Monaten mit seiner Freisprechung. Der unerbittliche Capapé, der seine kurze Haft dem Kriegsminister nicht vergessen konnte, hatte jetzt seinen ganzen Einfluß aufgeboten, um Cruz zu verdrängen. Selbst Männer, deren ultraroyalistische Gesinnung außer allem Zweifel war, wie Graf d'Espanna, büßten nun den Eifer, den sie früher bei der gesetzlich gebotenen Entwaffnung der Freiwilligen bewiesen.

Zea Bermudez, der sich bis zum Premierminister hinaufgearbeitet hatte, konnte den Verfolgungen gegen die Negro's keinen Einhalt thun, wie wenig auch sein Charakter zur Grausamkeit geneigt war. Die Partei, die ihn emporgetragen, verlangte nach Opfern und so ließ er die Gefängnisse füllen und Schaffotte errichten, um nur in seiner Stelle zu verbleiben. Er dachte jedoch an eine Ermäßigung des terroristischen Systems und traf hier mit der durch Ugarte vertretenen Camarilla zusammen, die auf den wachsenden Einfluß des Don Carlos eifersüchtig war und gleiche Gefühle gegen Zea's Collegen, Don Taddeo de Colomarde, hegte, welcher die überspanntesten Fanatiker Spaniens repräsentirte und den schwachen König fast ganz in seiner Gewalt hatte. Mit Zea's Ansichten stimmte das diplomatische Corps überein. Zwischen der Hofpartei und der Theokratie stand als Vertreter der Feudalaristokratie der Herzog von Infantado, der mit Montemar, Eguia, Calderon und Ugarte eine Art von Hof-Rath bildete, wobei es an vielfachen Intriguen nicht fehlen konnte.

Durch das ganze Königreich ward jetzt eine Wahl von Municipalitäten angeordnet, in welcher man jedoch durchaus keine Concession an das constitutionelle System erblicken sollte. In dieser Absicht befahl der neue Polizei-Oberintendant, Don Rufino Gonzalez, der bei den Hofintriguen eine bedeutende Rolle spielte, dem ganzen Dienstpersonale

seines Ressorts: „Alles anzuwenden zur Ausrottung der Freimaurer und Comuneros, weßhalb die ausdrückliche Erklärung ertheilt werde: es sei Sr. apostolischen Majestät bestimmter Wille, daß auch die entfernteste Idee, als könne die souveräne Gewalt irgendwo anders, als in des Königs Person ruhen, oder als würde dieser jemals die Einschleichung irgend einer demokratischen Tendenz in die Grundgesetze der Monarchie gestatten, vom spanischen Boden verschwinde." Der russische Gesandte, von Bulgarin, betrieb die Erlassung dieses königlichen Machtwortes mit seltenem Eifer, wie er überhaupt im Auftrage seines Cabinets Alles aufbot, um die Einmischung jedes französischen Elements in die innern Angelegenheiten Spaniens zu verhindern.

Weniger aus Rücksichten der Ehre — denn diese hatte das damalige französische Cabinet nur zu oft mit Füßen getreten — als weil es das finanzielle und politische Interesse Frankreichs erheischte, erhielt der französische Gesandte am Madrider Hofe, Bois-le-Comte, wiederholte gemessene Befehle, darauf zu dringen, daß ein verlängerter Aufenthalt der französischen Truppen in Spanien nur dann stattfinden könne, wenn die Regierung Don Fernando's VII. in folgende vier Punkte einwilligen würde: 1) Anerkennung der Cortes-Anleihen, 2) Genehmigung der unter Frankreichs Garantie mit den constitutionellen Generalen abgeschlossenen Capitulationen, 3) eine zeitgemäße Verfassung und 4) vollständige Amnestie für alle früher begangenen politischen Vergehen. — Gerade als diese Note in Madrid anlangte, waren zufällig mehrere ehemalige Bandenführer, wie der Trappist, der Pfarrer Merino, Bessières u. A., anwesend, die nun, im Verein mit Don Carlos und der Junta, in den schwachen König einstürmten, das Begehren des Cabinets der Tuilerien mit stolzen Worten zurückzuweisen. Der König gehorchte zwar, allein er fühlte nur zu wohl, daß mit dem Abzuge der französischen Truppen seine letzte Stütze zusammenbrechen würde; deßhalb suchte er im Geheimen die

Vermittelung des diplomatischen Corps nach, um vor allen Dingen Zeit zu gewinnen. Wirklich gelang es ihm auch diesmal noch, das Gewitter zu entfernen und nunmehr sollte die einheimische Militärmacht so weit erhoben werden, um nöthigenfalls den wankenden Thron aufrecht halten zu können. Allein man hatte früher im Heerwesen zu viel „epurirt" und überdieß verhinderte jetzt der zerrüttete Zustand der Finanzen die Durchführung jeder kräftigen Maßregel. Mochten in den königlichen Decreten auch noch so strenge Strafen angedroht sein, die rückständigen Steuern gingen nicht ein, die Kassen der Regierung blieben leer und nur den wiederholten und bedeutenden Vorschüssen der apostolischen Junta gelang es endlich, den König an den Gedanken zu gewöhnen, daß auch nach Abzug der Franzosen seine Person wie der Staat ungefährdet bestehen könne.

Die Apostolischen harrten mit kaum zu zügelnder Ungeduld auf den Augenblick, wo die lästigen Gäste den vaterländischen Boden geräumt haben würden, denn sie lechzten unablässig nach frischen Opfern ihrer Wuth und sahen dieselben nur durch die Gegenwart der französischen Truppen sich entrissen. Die Afrancescados, die Constitutionellen und die starren Aristokraten, die nicht zur Theokratie geschworen, sollten der Wuth des Pöbels preisgegeben werden. Inzwischen war aber zwischen Zea de Bermudez und Bois-le-Comte der „Vertrag vom 10. Christmonat" (1824) zu Stande gekommen, welcher die Plane der Apostolischen großentheils vereitelte. Er setzte fest, daß an beiden Ufern des Ebro, in den Provinzen Alt-Castilien, Arragonien, den Basken, Catalonien und Andalusien 34,000 Mann französischer Truppen zurückbleiben sollten, für deren Unterhalt die spanische Regierung jährlich eine Summe von 14 Millionen Franken zu entrichten sich verpflichtete; übrigens garantirte sie noch an Frankreich die Summe von 60 Mill. Fr., die in das große Schuldbuch des Königreichs eingeschrieben wurden. In einem geheimen Artikel endlich waren die Militär-Capitulationen und die Amnestie abgehandelt.

Kaum hatten die Apostolischen von diesem Vertrage Kunde erhalten, als auch ihre Wuth alle Grenzen überstieg. Geheime Agenten mußten sofort die untern Klassen der Bevölkerung in allen Provinzen gegen „die Kerkermeister des Königs und des Landes" bearbeiten; allerwärts fielen Gewaltthätigkeiten und Ausschweifungen vor, ja man entwarf bereits den Plan, alle Franzosen aus dem Lande zu vertreiben, und heuchelte deßhalb Vergessenheit alles Geschehenen, um sämmtliche Parteien nationalgesinnter Spanier für den einen Zweck zu vereinigen. Die Häupter der Occupationsarmee waren jedoch so wenig wie das Ministerium in Paris mit den düstern Planen unbekannt, die zu ihrem Verderben und zum Theil in ihrer Mitte angelegt wurden. Um daher für einen möglichen Fall nicht unvorbereitet und ungerüstet gefunden zu werden, ließ die französische Regierung längs den Pyrenäen zahlreiche Truppencorps zusammenziehen, während Bois-le-Comte vom Neuen auf Abzahlung des ersten Rückstandes von 25 Mill. Fr., wie auf endliche Erlassung einer allgemeinen Amnestie antragen sollte. Der König vernahm zwar die Forderungen Frankreichs, ließ sie aber wie früher gänzlich unberücksichtigt.

Das Ministerium wußte sich in dieser Noth weder zu rathen noch zu helfen; jede, auch die geringste Kraftanstrengung wurde gelähmt durch den schwankenden, allen Einflüsterungen zugänglichen König oder durch die Umtriebe der Apostolischen, und Zea sah bald selbst ein, daß mit diesen letztern keine Regierung, was immer für ein System sie auch verfolge, auszukommen oder zu bestehen vermöge. Er sehnte sich nach einer unabhängigeren Stellung, zumal als der Terrorismus der Carlisten jetzt so weit ging, daß sie dem Könige das Versprechen abzwangen, die Inquisitionsgerichte wiederherstellen zu wollen. Auch Ugarte und mit ihm die Camarilla wünschten das Joch der Apostolischen abzuwerfen. Die Junta rächte sich an Zea und Ugarte durch die heftigste Verfolgung und ihre Creaturen schrien laut über Verrath an Religion und Vaterland, als der Premierminister endlich

eine geistliche Junta zusammenberief, um sich mit derselben über die Mittel zur Herbeischaffung der an Frankreich zu zahlenden Subsidien zu berathen. Schon ward Zea dem Pöbel als Negro bezeichnet. Beim Eintritt ins Schauspielhaus brüllten die fanatisirten Haufen dem Könige entgegen: es lebe der absoluteste König! Tod allen Negros! Die blutgierigsten Pamphlets wurden verbreitet, ein allgemeiner Ausbruch der Volkswuth schien zu befürchten; da verordnete der erschrockene König, eine Untersuchung der Anklagen gegen Zea einzuleiten, die jedoch das von den Apostolischen ersehnte Ergebniß nicht herbeiführte. Inzwischen zerschlugen sich alle Unterhandlungen zur Herbeischaffung von Geldern, denn der Clerus wie der Handelsstand verweigerte jede Unterstützung und die Banquiers im Auslande wollten von keiner Anleihe hören, bevor nicht die Cortesanleihe anerkannt worden sei. Der diesmal unbeugsame König erklärte aber, lieber den Staatsbanquerott anzuzeigen, als dies zu thun.

Außer der finanziellen Noth quälten den Monarchen aber auch physische Schmerzen, die allen Mitteln der Heilkunst trotzten. Dies benutzte die Junta, um den Verzweifelnden immer unrettbarer in ihre Gewalt zu bekommen. Angestellte Pöbelhaufen, von der Junta bezahlt, mußten den todtkranken König auf einer Spazierfahrt mit dem Rufe: es sterbe der absolute König! bewillkommnen, worauf man niederträchtig genug war, diese Begrüßung für eine Anstiftung Ugarte's auszugeben. Alsbald wurde derselbe aus dem Ministerium entfernt, besonders als der Finanzminister Ballesteros dem, eine Gesundheitsreise beabsichtigenden, König statt der gewünschten zwei Millionen Reales die Antwort überbrachte: es befinde sich im Staatsschatze auch kein Maravedi und Jedermann weigere sich aus Mangel an Vertrauen Geld herbeizuschaffen. An Ugarte's Stelle ward einstweilen Don Fernando de Urrutia berufen.

Jetzt wußte die Junta den König dahin zu bewegen, daß er unter dem 21. April 1825 ein feierliches Manifest an die Nation und an Europa erließ, worin mit klaren

Worten erklärt ward: „daß weder jetzt noch in Zukunft irgend eine Veränderung an den bestehenden Grundgesetzen der spanischen Monarchie vorgenommen und die königliche Gewalt in ihrer vollsten Unumschränktheit aufrecht erhalten werden würde; Alles, was auf das Entgegengesetzte deute, sei ein lügnerisches Werk der Revolutionäre, dahin berechnet, die Treue seiner Unterthanen durch Verläumdung und Ränke irre zu führen und Mißtrauen, Haß und Zwietracht auszusäen." Die meisten Höfe Europa's staunten über dieses unglückliche Manifest, während die Junta durch eingesendete Dankaddressen den verblendeten Monarchen immer tiefer in seinem Wahne zu umstricken suchte.

Bevor noch durch einen förmlichen Beschluß die Wiederherstellung der Inquisition von Staatswegen angeordnet worden war, hatten mehrere hohe Prälaten dieses mit dem Fluche aller Völker und Zeiten beladene Institut eigenmächtig in ihren Sprengeln wieder eingeführt. An der Spitze der Blutgerichte standen Pater Cyrillo und die Erzbischöfe von Tarragona, San Jago und Toledo (Don Creus, Pater Velez und Pater Inguanzo), der Jesuit Pater Hil, Vazela, Archidiaconus von Toledo, endlich Pater Martinez, Bischof von Malaga, ein Mann, der früher Josephino, dann Perser, wieder Constitutioneller und endlich Apostoliker geworden war, an Eifer in Verfolgung Andersgläubiger aber Keinem nachstand. Der geschmeidige Zea fühlte sich den stürmischen Ereignissen des Tages nicht mehr gewachsen, an eine Ermäßigung des Regierungssystemes war jetzt nicht mehr zu denken und dennoch wollte er sich um jeden Preis in seiner Stellung behaupten; er entschloß sich daher zu neuen Concessionen und lieferte, um sich zu halten, den Blutgerichten mehrere liberale Notabilitäten aus, die während oder kurz nach dem unglücklichen Feldzuge gefangen genommen worden. Hatte er früher mehrere in offenem Aufruhre ergriffene Häuptlinge der Carlisten durch die niedergesetzten Kriegsgerichte erschießen lassen, so glaubte er jetzt die Wuth des Pöbels und der Apostolischen durch

Hingabe berühmter Liberalen entwaffnen zu müssen. Solch Schicksal traf einen der gefeiertsten Helden Spaniens während des Befreiungskampfes, den ruhmgekrönten Feldherrn der Cortes, Don Juan Martin el Empecinado; nachdem er anderthalb Jahre hindurch die ausgesuchtesten Mißhandlungen erduldet hatte, ward er endlich in Folge eines aus dem Stegreife angeordneten Processes in Roja zum Galgen verurtheilt und dieser Spruch auch sofort an dem hochberühmten Manne vollzogen. In tiefster Seele über die namenlosen Qualen erbittert, die er erdulden mußte, zerriß er, als er schon am Fuße der Leiter stand, die Stricke, mit denen man ihn gebunden, warf die Henker nieder und suchte durch die Flucht zu entkommen. Allein bald wurde er eingeholt und, halb zerrissen, den Galgen hinaufgezogen. Ihm war im gleichen Tode Iglesias, einer der Anführer von Tarifa, vorangegangen. Viele andere aus den ersten Geschlechtern Spaniens wurden durch eine besondere Gnade des Königs von der Todesstrafe freigesprochen, aber aus Madrid verbannt. Die Einzelnheiten dieser „mongolischen Criminaljustiz" sind übrigens zu schändlich und zu entehrend für die Menschennatur, um sie ausführlicher darzustellen.

An die Stelle des Polizei-Oberintendanten Don Rufino Gonzalez ward jetzt ein Mann von gemäßigter und, rechtlicher Gesinnung, Don Rechaco, der sich früher als Richter in Amerika einen guten Namen erworben, gewählt; aber auch er mußte die geheimen Verbindungen der Apostolischen schonen, die unter den verschiedenartigsten Namen sich über ganz Spanien ausgebreitet hatten. Zwar erließ Rechaco scharfe Verordnungen gegen alle, „die sich über Regierungshandlungen Tadel, über Königsrechte und Volkswünsche eine Ansicht und gegen die heilige katholische Religion Beleidigungen erlauben würden", allein unter seinen eigenen Augen fielen nach wie vor die empörendsten Gewaltthätigkeiten vor, ohne daß er dem Unwesen steuern konnte. Die bewaffneten Banden in den Provinzen wie in der Nähe der Hauptstadt nahmen eine äußerst drohende Stellung an. Eine künstliche

Vergiftung von Lebensmitteln bewog die königlichen Freiwilligen zu offenem Aufstand und allgemein sprach man von der Nothwendigkeit einer sicilianischen Vesper gegen die Negros und Moderados. Von einer Bestrafung der Urheber jener Vergiftung, wie der Häuptlinge des Aufstandes war jedoch keine Rede, ja Don Carlos und Calomarde verweigerten unumwunden ihre Mitwirkung zur Züchtigung der rebellischen Factionen. „Die ganze Welt betrügt meinen armen Bruder!" rief selbst der Infant Don Francesco aus, als er dieses erfuhr.

Die Apostolischen suchten ihrem Ziele immer näher zu kommen; Aymerich war als Gouverneur nach Cadiz versetzt worden; zu Mitgliedern der Camarilla wurden Absolutisten von der strengsten Gesinnung ernannt, während der König mit Bittschriften für die Entlassung Zea's wie Calomarde's bestürmt ward; eine Sicherheits-Junta, mit dem Herzoge von Infantado an ihrer Spitze, sollte die Ruhe der Hauptstadt überwachen, aber mit der steigenden Schwäche der Regierung war auch der freche Muth der Carlisten gewachsen und schon hatte sich eine Verschwörung durch alle Provinzen des Reiches verbreitet, um den Infanten Don Carlos auf den spanischen Thron zu erheben, schon waren als Vorläufer einige Truppencorps aufgestanden und hatten den Infanten als König Carlos V. proclamirt, als noch zur guten Stunde das Ministerium durch aufgefangene Papiere den Zweck, Umfang und die Hülfskräfte der Verschwörung entdeckte. Allgemein hatte man das Gerücht verbreitet, daß König Fernando freiwillig zu Gunsten seines Bruders Carlos abgedankt habe. Jetzt erst überzeugte sich der staunende Monarch von dem gefahrvollen Abgrunde, an welchem er gestanden, wie von der Treue der beiden argangefeindeten Minister Zea und Rechaco. Er zerriß das Entlassungsgesuch des erstgenannten, das ihm die Camarilla bereits abgenöthigt hatte, und schien einen energischen Entschluß fassen zu wollen. Der Gemahlin des Don Carlos, der Prinzessin Donna Maria Francesca, die der Mittelpunkt und die Seele

aller apostolischen Bestrebungen war und an intriguenreichen Geist wie entschlossenen Muth alle Mitglieder der Junta übertraf, wies er, als sie die Unternehmungen der Apostolischen vertheidigen wollte, die Thüre mit den zürnenden Worten: „Ich werde wissen, Ihren Gemahl und seine ganze Partei im Zaume zu halten!“ —

Der Zeitpunkt schien gekommen, an welchem ein Hauptschlag der Apostolischen ausgeführt werden und die Empörung offen hervortreten sollte. Bessières erhielt den Auftrag, die carlistische Fahne aufzupflanzen und das erste Treffen zu beginnen. Dies geschah im Monat August 1825; allein die Regierung stellte ihm einen Mann entgegen, der, ebenfalls Franzose, Renegat und politischer Abentheurer, dabei gleich tapfer, nur noch eisenfester, als Bessières war, den Grafen d'Espanna. Die Carlisten fanden die geträumte Unterstützung nicht und nach kurzem Kampfe war der Aufstand unterdrückt und Bessières in der Nähe von Siguenza gefangen genommen. Schon am andern Tage (24. Aug.) ließ ihn d'Espanna mit mehreren seiner Genossen nach dem Urtheile des Kriegsgerichts erschießen. Daß übrigens die siegende Partei nicht allzu menschlich verfuhr, sondern abermals Ausschweifungen aller Art stattfanden, versteht sich von selbst. Die Apostolischen blieben schlau im Hintergrunde und nur als zahlreiche Beglückwünschungsaddressen beim Könige eingingen, traten sie wieder heraus und redeten dem betäubten Monarchen vor, daß derartige Addressen zu den constitutionellen Wahrzeichen gehörten, weßhalb er auch sogleich alle Gesammteingaben von Körperschaften bei schwerer Strafe untersagte.

Der unglückliche Ausgang der Schilderhebung Bessières' hatte jedoch den Carlismus noch nicht entmuthigt, obwohl er jetzt einen seiner tüchtigsten Verfechter verloren hatte; immer zuckte vom Neuen die Flamme der Revolution hervor und d'Espanna mußte sich bald hier- bald dorthin wenden, um die Aufstände nur im Entstehen zu ersticken. Inzwischen war es der priesterlichen Umgebung des geistes-

schwachen Königs gelungen, in seinem Gemüthe Gewissensbisse über die Hinrichtung Bessières' hervorzurufen, der jetzt von den Apostolischen als ein Märtyrer rein royalistischer, wenn auch etwas übertriebener Begeisterung gerühmt ward. Ebenso fand auf Antrieb der apostolischen Räthe eine wiederholte Annäherung zwischen dem Könige und seinem Bruder Don Carlos statt, der die ersten Strahlen der wiederkehrenden Gnadensonne dazu benutzte, den Minister Zea in jeder Weise zu verdunkeln. Zwar hatte um diese Zeit Zea eine sogenannte „Berathungs-Junta" unter Vorsitz des Generals Castannos errichtet, deren Zweck kein andrer war, als die Hülfsquellen Spaniens auszumitteln, seinen früheren Reichthum mit der gegenwärtigen Armuth zu vergleichen, und die Mittel für Bestreitung der dringendsten Bedürfnisse aufzufinden, ohne daß dem Staate neue Abgaben aufzuerlegen nöthig fiele; allein schon die heterogene Zusammensetzung dieser aus fünf und zwanzig Mitgliedern bestehenden Junta lähmte ihre Thätigkeit und Zea, der in ihr eine Stütze für seine Person wie für sein System geschaffen zu haben wähnte, sah sich um so schneller enttäuscht, als er sich dadurch eher einen neuen Feind in den unablässig eifersüchtigen Rath von Castilien hervorgerufen hatte. Unter solchen Verhältnissen blieb die ersehnte allgemeine Amnestie ein frommer Wunsch, gegen dessen Erfüllung eine übergroße Zahl mächtiger Gegner sich verbunden hatte.

Inzwischen konnte sich Zea nicht länger halten, da er keine neuen Geldquellen zu entdecken vermochte und von den Apostolischen mit steigendem Mißtrauen betrachtet ward. Am 25. October erhielt er seine Entlassung, die, wie ihm der König beim Handkusse äußerte, nicht Ungnade, sondern nur Gewalt der Umstände herbeigeführt habe. Ihn ersetzte der Herzog von Infantado, ein Mann, der zur Zeit noch das höchste Vertrauen der Apostolischen besaß, aber ebenso geschmeidig, wie Zea, und gleich diesem geneigt war, es wo möglich mit keiner Partei zu verderben. Alsbald wußte er die Diplomatie, die in dem Sturze Zea's den Sieg des

geschärften Apostolicismus erblickte, durch Rundschreiben zu beschwichtigen, wobei er jedoch zugleich mit alt-spanischem Uebermuthe erklärte: alle Könige hätten ihre Kronen allein von Gott; deßhalb hätten sie auch, als unumschränkte Herren, ihm allein, und nicht ihren Mitsouveränen, Rechenschaft über den Gebrauch der ihnen anvertrauten Gewalt und über die Güte einzelner Maßregeln gegen ihre Unterthanen abzulegen.

Die gesammte Verwaltung des Landes befand sich in der trostlosesten Verwirrung, als Infantado das Portefeuille des Auswärtigen und die Präsidentschaft im Ministerium übernahm. Am schrecklichsten machte die Finanznoth sich geltend; alle Hülfsquellen waren erschöpft, keine Abgaben gingen mehr ein, wie gewaltsam man auch sie einzutreiben versuchte; der Ackerbau in Catalonien und Andalusien lag jammervoll darnieder; an vielen Orten fehlte den Bauern selbst das nöthige Saatkorn zur Bestellung der Felder; Elend und Hungersnoth bedrohten alle Provinzen und die letzte Hoffnung auf Abhülfe verschwand durch die Weigerung fremder Regierungen wie einheimischer Capitalisten, dem bedrängten Spanien auf irgend eine Basis Geld zu leihen. Der Finanzminister gestand öffentlich, daß das Defizit der Einnahme gegen die Ausgabe im Jahre 1826 das des vorigen Jahres um mehr als noch einmal so viel übersteigen würde. Der Kriegsminister klagte: totaler Geldmangel verhindere, die Regimenter vollzählig zu machen; den unter den Waffen stehenden fehle Besoldung, Kleidung und guter Wille. Endlich berichtete noch der Marineminister, daß gegen drei Viertheile der auf den Werften von Carthagena und Ferrol liegenden Schiffe verfaule, weil die Unternehmer aus Mangel an Zahlung bereits seit sechs Monaten alle Arbeiten eingestellt hätten; gleichzeitig wagten sich aber südamerikanische Kaper bis in die Nähe der spanischen Kriegshäfen, führten spanische Kauffahrer hinweg und hemmten den Küstenhandel auf alle Weise.

In dieser allgemeinen Noth überreichte Burgos, früher

Afrancescado, ein gewandter und patriotisch gesinnter Mann, der in Finanzsachen oftmals zu Rathe gezogen wurde, eine unter den jetzigen Verhältnissen kühne Denkschrift, in welcher alle Fehler aufgedeckt waren, die von der Regierung wie von der Verwaltung seit mehreren Jahren begangen worden. Eine vollständige und unbedingte Amnestie für alle politischen Handlungen seit 1808 ohne Rückhalt bekannt zu machen, zur Verbesserung des Credits und der zerrütteten Finanzen die schon früher mittelst einer eignen Bulle von Pabst Pius VII. ertheilte Erlaubniß zu benutzen und einen Theil der geistlichen Güter und der frommen Stiftungen zu verkaufen, endlich ein tüchtiges und selbstständiges Ministerium des Innern zu errichten, das unabhängig von den Anmaßungen des hohen Rathes von Castilien sei — dies waren die Hauptbedingungen, an welche Burgos in dieser dem Könige überreichten Denkschrift die Verbesserung des heillosen Zustandes geknüpft hatte. Allein der angsterfüllte Monarch schauderte von einem Rathe zurück, gegen dessen Ausführung seine politischen und religiösen Ideen gleich heftig ankämpften. Ihn bangte aber auch vor der Wuth der Apostolischen, die ihn um so enger umstrickten, als die Geldnoth, wie der Mißcredit und die Zudringlichkeit fremder Staatsgläubiger, namentlich der holländischen, sich steigerten. Endlich war man, um nur die dringendsten Bedürfnisse befriedigen zu können, mit dem Banquier Aguado zu Paris dahin übereingekommen, daß derselbe consolidirte Vales bis zum Ertrage von 100 Mill. Reales (10 Mill. Gulden) kaufen und auf ausländischen Börsen in Umlauf setzen sollte, während die spanische Regierung versprach, die Zinsen halbjährig in Paris auszahlen zu lassen. Allein das gesunkene Vertrauen zu allen spanischen Finanzspeculationen ließ auch diese Unternehmung nur theilweise gelingen. Dagegen glückte es besser mit der Creirung von zwanzig neuen Granden, deren jeder für den Titel und das Recht, sich in Gegenwart des Königs bedecken zu dürfen, eine Summe von 95,000 Realen erlegte. Wie sehr aber auch dieses Hülfsmittel die Würde

der Krone verletzte, so enthielt es doch keine so willkürliche und schreiende Rechtsverletzung als das dem Könige von der Junta abgedrungene Decret, wodurch die Wiederherausgabe aller im Jahre 1820 veräußerten Nationalgüter mit Verlust des Kaufbriefes geboten ward; desgleichen erklärte ein zweites Decret alle während der Constitutionszeit geschehenen Ablösungen der Kirchen- und Bodenzinse, zu Gunsten der Mönchsorden, für null und nichtig. Durch diese Gewaltmaßregel wurden aber fast alle Grundbesitzer Spaniens, vom Grande bis herab zum Besitzer eines Bauerngutes von einem Morgen Landes, auf das Empfindlichste verletzt und nur die sclavische Furcht vor der die Gnade Gottes wie die ewige Verdammniß austheilenden Geistlichkeit ließ die an den Rand des Verderbens geführten Grundbesitzer Spaniens dieses Decret in dumpfem Schweigen und ohne Widersetzlichkeit hinnehmen.

Den meisten Einfluß auf das Gemüth des von Gewissensbissen aller Art gefolterten Königs übte sein Beichtvater, Pater Cyrillo, aus, ohne dessen Willen kein auch noch so unbedeutender Akt der Regierung vorgenommen werden durfte. Er war es, der die allgemeine Amnestie wiederholt hintertrieben; mit ihm standen sämmtliche Präsidenten der durch die Provinzen verbreiteten apostolischen Junten, die meisten Bischöfe und Inquisitionsrichter in genauer Verbindung; auf seine Eingebung stellte Fernando VII. den obersten Staatsrath, dem er selbst präsidirte, wieder her; durch ihn empfingen die Neuerwählten ihre Instructionen. Zu diesem Staatsrathe wurden dreißig der berühmtesten Männer des jetzigen Spaniens ernannt. Neben dem Infanten zählte er die geistlichen Häupter der Junta, den Cardinalerzbischof von Toledo, Inguanzo, den Bischof von Leon, Abarca, und den Pater Cyrillo zu seinen Mitgliedern; außerdem noch die Herzöge von Infantado und San Carlos, die Minister Calomarde, Ballesteros, Salazar und Zambrano, den Generalcapitän Castannos, den Marquis de la Reumian, den Finanzier Erro

u. A. m. Zwar hatte man Anfangs die Mitglieder des Staatsraths für unabsetzbar erklärt, allein bald wußte man Auswege zu finden, durch welche dieses Zugeständniß zum leeren Wortspiel herabsank. Auf Cyrillo's Antrag überreichte jetzt der Staatsrath dem Könige einen Gesetzentwurf zur Wiederherstellung der Inquisition, wodurch es einzig und allein möglich gemacht werde, den Umtrieben der Liberalen ein endliches Ziel zu setzen. Der König schwankte; aber noch einmal gelang es den siegreichen Vorstellungen des Polizeidirectors Rechaco, den König zu überzeugen, wie durch dieses furchtbare Institut, dem sich ja selbst der absoluteste aller spanischen Monarchen, Philipp II., in Dehmuth gebeugt, seine eigene absolute Macht vielfach beschränkt wurde; — und wirklich verweigerte der König die Unterzeichnung des bereits ausgefertigten Decrets. Inzwischen kehrten sich die hohen, der Junta angehörenden Prälaten nur wenig an die Willensmeinung des Monarchen, sie folgten vielmehr dem Beispiele der früher erwähnten Bischöfe und führten eigenmächtig und ohne von der Regierung deßhalb zur Rechenschaft gezogen zu werden, das heilige Officium in verschiedenen Städten, zunächst im südlichen Spanien, ein. Der Hauptsitz der Glaubensgerichte befand sich zu Valencia und bald gaben sie zum Schrecken von ganz Europa ihre furchtbare Thätigkeit kund. Der erste Auto da fé wurde zu Valencia gefeiert; ein Catalonier, Ripoll, der während der constitutionellen Regierung eine Schule errichtet, ward der Ketzerei beschuldigt, von der Inquisition zum Tode verurtheilt und unter den scheußlichsten und grausamsten Ceremonien aufgeknüpft; um den Galgen herum zischten Feuerflammen, damit es den Anschein habe, als werde der Unglückliche verbrannt. Aber selbst an leblosen Gegenständen kühlte der Fanatismus seine Wuth; so ward in Galizien, in der Stadt Betanzos, der Ehrensäbel aufgefunden, welchen diese Stadt für die That auf Isla de Leon dem heldenherzigen Quiroga verehrt hatte. Kaum war den Mönchen diese Entdeckung geglückt, als man auf Verordnung des

hohen Raths von Castilien ein Schaffot errichten und den Ehrensäbel durch den Scharfrichter unter grausam-lächerlichen Ceremonien in tausend Stückchen zerbrechen und dann in einer versiegelten Büchse in das Meer versenken ließ. Es war natürlich, daß durch solche Scenen des Fanatismus das Ansehen der katholischen Religion in der öffentlichen Meinung von ganz Europa gefährdet ward; selbst der heilige Vater in Rom fand den Eifer seiner Jünger allzu stürmisch und grausam, weßhalb er in einer förmlichen Bulle die Erzbischöfe und Bischöfe Spaniens aufforderte, Frieden und Einigkeit unter den Parteien zu predigen. Allein die Wüthenden wollten davon nichts hören und wagten sogar, die Bulle, angeblich weil in der Uebersetzung mehrere Fehler und falsche Wendungen vorgekommen, in den Index der verbotenen Schriften zu setzen. Schon sann der hohe spanische Clerus darauf, sich gänzlich unabhängig von der weltlichen Gewalt zu machen, in welcher Absicht er den Pabst um die Erlassung einer Bulle ersuchte, durch welche die spanische Geistlichkeit wieder in das Verhältniß zur weltlichen Macht, wie es im siebenten und achten Jahrhundert bestanden, zurückgeführt werde. Während dieser Kämpfe der Apostolischen hatten sich die Jesuiten immer zahlreicher in Spanien eingenistet; ihre numerische Stärke belief sich bereits auf 300 Mann. Schon hatten sie von der Regierung eine vierzigjährige Steuerfreiheit für alle Bedürfnisse ihrer Klöster erhalten und jetzt verschaffte ihnen endlich ein königliches Reglement die unmittelbare Leitung des öffentlichen Unterrichts in der Hauptstadt jeder Provinz, der jetzt eine totale Umgestaltung im Geiste des Jesuitismus erhielt. Wie emsig man aber auch darauf bedacht war, dem Lichte jeden Eingang in Spanien zu verwehren, so brach sich dieses doch Bahn durch alle Schranken und Hemmnisse, die eine feindselige Macht ihr entgegenstellte. Die Schriften jener verruchten Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts, Voltaire, Rousseau, Volney, Diderot, Raynal u. A. m., in Spanien verpönt als das ärgste ketzerische Gift, wanderten jetzt in

zahlreichen Exemplaren als Lebensbeschreibungen oder Legenden katholischer Heiligen über die strengbewachte spanische Grenze, und alle Beschwerden, welche die apostolische Regierung gegen Frankreich über die heillose Ausfuhr erhob, vermochten dem sogenannten Unwesen nicht mehr zu steuern.

Nach und nach wurde die Stimmung der Junta gegen den Herzog von Infantado immer feindseliger. Der frühere Schützling hatte die zugestandenen Verheißungen nicht erfüllt und das Wenige, was er in den Augen der Unersättlichen für sie gethan, schien ihnen zu ungenügend, um ihn länger zu unterstützen, ja selbst seine Unterlassungssünden oder was er nicht gethan und nicht verhindert hatte, ward als Grund zu seinem Sturze betrachtet. Aber auch die Parteien der gemäßigten Royalisten und der Liberalen waren gegen ihn eingenommen; erstere, weil er in der Verschwörung Bessières' mit großer Schwäche aufgetreten, letztere, weil sie in ihm einen Heuchler und einen Knecht der Pfaffen und Absolutisten erblickten. Endlich sagte sich auch Pater Cyrillo von ihm los und verdächtigte ihn bei dem Könige. Infantado, mit dem Hasse aller Parteien belastet, reichte selbst seine Entlassung ein und wurde am 19. August vom Könige seiner Würde enthoben, mit welcher jetzt provisorisch der Staatsrath Salmon bekleidet ward.

Zwischen dem Ministerium und dem Staatsrathe fand vielfacher Zwiespalt statt, namentlich trat im letzteren der Apostolicismus immer offener hervor. Zunächst erregte die Reorganisation des Heerwesens lebhafte Debatten und wie tüchtig auch immer die Vorschläge des Kriegsministers Zambrano waren, der an dem General Castannos eine gewichtige Stütze fand, so scheiterten sie doch häufig an der starren Opposition der den Staatsrath beherrschenden Apostolischen, an deren Spitze bei dieser Frage Erro, Bischof von Leon, stand. Dann kamen die noch übriggebliebenen außereuropäischen Besitzungen und namentlich die Hülfe zur Sprache, die der Insel Cuba gegen das daselbst glimmende Feuer der Revolution gebracht werden sollte. Allein auch hierbei theil-

ten sich die Ansichten des Ministeriums und des Staatsraths; das wichtigste blieb jedoch das Resultat, es könne weder eine Expedition ausgerüstet, noch eine solche nach Cuba hinübergeschifft werden, da alle Geldquellen im In- und Auslande vertrocknet waren. Berathungen über die Aufhülfe der spanischen Industrie und über den finanziellen Schiffbruch führten jetzt eben so wenig als früher zu einem heilsamen Ergebniß; der schwankende König aber, allen Einflüsterungen zugänglich, verfiel, wenn er auch einzelne lichtvolle Augenblicke hatte, bald wieder in seinen absolutistischen Paroxysmus und wiederholte dann in erneuten Decreten seine unbedingte Vorliebe für unumschränkte Vollgewalt und das Versprechen, letztere gegen alle Angriffe der Neueren unerschütterlich aufrecht erhalten zu wollen.

Inzwischen hatte der von den Apostolischen beherrschte Staatsrath seinen Einfluß immer mächtiger geltend gemacht und drohte dem eifersüchtigen König über den Kopf zu wachsen, deßhalb wurden seine Sitzungen durch einen königlichen Beschluß vom 25. August 1826 für provisorisch geschlossen erklärt und die bei seiner Einsetzung aufgelöste Ministerial-Junta unter Don Salazar's Vorsitze wieder hergestellt. Hatte doch dieser Staatsrath nicht vermocht, eine Reihe blutiger Auftritte zu unterdrücken, die in der ersten Hälfte dieses Jahres von den Jesuiten wie von der Partei der Absolutisten in Madrid selbst herbeigeführt worden waren! Glücklicherweise entdeckte der thätige Polizeipräsident Rechaco noch zur guten Stunde eine furchtbare Verschwörung, die ihren Hauptsitz in Alt-Castilien hatte und nichts Geringeres als die Erhebung des Don Carlos zum Könige von Spanien bezweckte. Eine in Medina del Campo errichtete Junta hatte bereits die Bevölkerung und die königlichen Freiwilligen von Alt-Castilien zur Proclamirung König Carl's V. bearbeitet, da der König wegen seiner fortwährenden Kränklichkeit und seines traurigen Gemüthszustandes sich entschlossen habe, der Krone zu Gunsten des Infanten zu entsagen. Auch hatte der berüchtigte Pfarrer Merino schon eine Schaar

von 400 Reitern um sich versammelt, mit denen er einen Aufstand in Segovia zu Stande gebracht hatte. Der alte König war durch diese Nachricht furchtbar erschüttert worden und es hatte fast den Anschein, als ob die Nemesis ihn ereilen und an ihm Rache nehmen würde für das viele durch seine Eidbrüche vergossene Blut. Denn kaum war dieser dräuende Sturm beschworen, als die Kunde neuer Unglücksfälle in Madrid anlangte. In dem andalusischen Hafen zu Guadamar waren zahlreiche constitutionelle Banden unter Anführung des ehemaligen Xefe politico von Valencia, Obrist Bazan, gelandet und hatten einen blutigen Kampf für Herstellung der Cortesverfassung begonnen. Allein auch dieser Aufstand wurde unterdrückt und die gefangenen Rädelsführer büßten ihr Unternehmen durch die Kugel oder am Galgen. Dagegen trieb Merino, unterstützt von den Apostolischen und den Carlisten, sein Unwesen fort und organisirte in den andalusischen Ronda-Gebirgen einen förmlichen Guerillakrieg, zumals als die gut berittene und bewaffnete Bande des kühnen Corona zu ihm gestoßen war. Schon streiften die vereinigten Schaaren bis in die Nähe von Malaga, Algeziras, Medina-Sidonia und Ossuna, während die gegen sie abgeschickten königlichen Freiwilligen in hellen Haufen zu ihnen übergingen. Zu Murcia und Jaen begingen del Gato und Lorquez an der Spitze räuberischen Gesindels im Namen der Religion, des heiligen Officiums und des Königes Don Carlos V. alle nur ersinnliche Frevel. Der unermüdlichen Thätigkeit Rechaco's gelang es abermals, im August eine Verschwörung zu Gunsten des Infanten zu entdecken, in welche viele Soldaten der Madrider Besatzung und selbst ein Theil der Gardecuirassiere verwickelt waren. Dagegen mußte die schwache Regierung es ruhig geschehen lassen, daß die alten Guerilleros Misas, Malvida, Sapères, Ramagosa und Bulcho den Infanten förmlich als König proclamirten. Den schwierigsten Stand hatte bei diesen Wirren die französische Besatzung in den spanischen Festungen, gegen welche die Erbitterung mit jedem Tage sich stei-

gerte. Man sprach laut von einer allgemeinen Ermordung sämmtlicher auf der Halbinsel befindlichen Franzosen; ein Anschlag auf die Citadelle von Pampeluna, welche achttausend Freiwillige zu überrumpeln gedachten, ward noch zur guten Stunde entdeckt; fortan schärfte General Digeon den französischen Besatzungen die strengste Wachsamkeit ein; Tag und Nacht mußte der größte Theil der Mannschaft unter den Waffen, die Artilleristen aber mit brennenden Lunten an ihren Stücken bleiben. Endlich erschien auch noch im Spätherbst an der südlichen Küste Spaniens eine starke Escadre von algierschen Raubschiffen, welche daselbst kreuzten und die Häfen umstellten, so daß kein Schiff mehr auszulaufen wagte; ja die Korsaren landeten sogar an der Küste von Granada und führten gegen 200 Personen als Sclaven mit sich fort.

Um das Maaß des Schreckens zu füllen, langte jetzt in Madrid die Nachricht von den Ereignissen in Portugal an, wo, gerade im Reiche seiner nächsten Verwandten, das constitutionelle System, gegen das Don Fernando VII. einen jahrelange und blutigen Kampf geführt, einen glänzenden Sieg erfochten hatte. Kaum konnte der erschütterte König es glauben, daß Dom Pedro zu Gunsten seiner Tochter auf den portugiesischen Königsthron verzichtet und eine constitutionelle Charte ertheilt habe. Nach eiliger Besprechung mit seinem Ministerrathe legte Fernando VII. in wiederholten Noten an die fremden Mächte eine feierliche Protestation gegen Alles ein, was jetzt in Portugal geschehen und rückwirkend auch seine Krone bedrohe. Zugleich wurden mit den wenigen zur Zeit vorhandenen Hülfsmitteln Truppencorps an den Grenzen von Portugal zusammengezogen. Die Apostolischen, die Jesuiten und vor allen die Mönche waren überaus geschäftig, um ganz Spanien für einen heiligen Krieg gegen die Ketzer und Freimaurer von Portugal aufzuregen. Wirklich fand auch der vielberüchtigte Marquis de Chaves bei seiner miguelistischen Empörung die thätigste Unterstützung auf spanischem Boden und nur

die drohende Note, die Canning im Januar 1827 an das Madrider Cabinet erließ, — das Nähere darüber in der Geschichte von Portugal und England — konnte den König von Spanien so weit einschüchtern, daß er den beabsichtigten gewaffneten Einfall in Portugal zum Umsturz der constitutionellen Verfassung wieder aufgab.

Nachdem auf diese Weise der spanischen Regierung jede Einmischung in die portugiesischen Angelegenheiten untersagt worden war, wendete sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf die innern Unruhen, die immer bedenklicher und gefahrdrohender wurden, je mehr einestheils das Beispiel in Portugal die Liberalen oder Negros ermuthigte, während anderntheils die Apostolischen den Zeitpunkt für überaus günstig hielten, um ihre Herrschaft dauernd befestigen zu können. Letztere hatten mit den Ultra's in Frankreich einen gemeinsamen Plan entworfen, nach welchem der englische Einfluß auf der pyrenäischen Halbinsel förmlich vernichtet werden sollte. In dieser Absicht organisirten sie einen Aufstand in Catalonien und sammelten unter dem Namen der „Agraviados" die Anhänger der beiden äußersten Meinungen, Blancos wie Negros, unter ihre Fahnen; den Apostolischen genügte der Haß der Negros gegen den König, die Negros aber schlossen sich ihnen in der Hoffnung an, daß jene den Sieg mißbrauchen und dadurch mittelbar die Sache der Freiheit fördern würden. Die französischen Ultra's unterstützten sie reichlich mit Geld und Waffen und bald war die Fahne der Empörung zu Girone, zu Santa Leocadia, zu Alfa in der Umgegend von Figueras, ja selbst in der Nähe von Barcellona und Pampeluna entrollt. Zunächst waren Catalonien, Arragonien und die Cardagne der Schauplatz von Mord und Verwüstung und bereits zu Anfange des Septembers betrug die Zahl der bewaffneten Insurgenten über 14,000. Mit dem Feldgeschrei: es lebe der Glaube! es sterbe Ferdinand! durchzogen sie plündernd, mit Mord und Brand die genannten Provinzen; an den Straßenecken der von ihnen heimgesuchten Ortschaften las man Maueranschläge des Inhalts: „Die

Franzosen in den Ebro! die Engländer in den Tajo! die Constitutionellen zum Teufel! den König in die Hölle! es lebe Don Carlos V.! es leben die Mönche und die heilige Inquisition!" Drei neue Münzsorten waren von ihnen in Umlauf gesetzt worden: auf der einen erblickte man das Bildniß des Don Carlos mit der Umschrift: Don Carlos V. König von Spanien; die andere zeigte eine Tiara mit den Worten: Luys Carlos S. V. P.; die dritte endlich trug die Zeichen der Inquisition und das Bild des Erzengels Michael. Die Häuptlinge der Rebellen waren Carvayal, José des Esangs, Sapères und Ballester; ihre Schaaren hatten sie in Regimenter, Brigaden und Divisionen eingetheilt, welche neue Namen, z. B. Regiment vom heiligen Geiste, vom heiligen Sacramente und dergl. erhielten. Uebrigens konnte man schon aus ihren Proclamationen ersehen, welche Unterstützung sie genossen oder wenigstens zu erhalten hofften, denn in denselben wurden die Namen eines Calomarde, Carvajal, Infantado, Alameda, Erro, Elizolda u. A. m. mit ehrfurchtsvoller Scheu genannt. Die zu Manresa unter dem Präsidium des Don Abreu errichtete Junta, der die Leitung der Insurrection oblag, erließ eine Proclamation, aus welcher nachstehende Worte einen deutlichen Fingerzeig über die eigentlichen Leiter des Aufstandes geben: „Laßt uns, Catalonier, die Verläumdungen zerstören, die gegen uns sowohl durch die Bischöfe als die Gouverneure dieses Fürstenthums verbreitet sind! Diese Großen wissen recht gut, daß eben die Leute, die sie jetzt entartete Revolutionairs nennen, aus keinem andern Grunde so handelten, wie sie thaten, als weil jene Prälaten und Generale uns kund thaten: der König selbst habe sich unter das Panier verfluchter geheimer Gesellschaften anwerben lassen, Religion und Thron würden also zu Grunde gehen, wenn man nicht den Infanten Don Carlos auf den Thron erhebe. Sie selbst waren es, die betheuerten: der Pater Cyrillo Alameda, der Herzog von Infantado, der Minister Calomarde, Carvajal, der General-Inspector der Freiwilligen, fast alle Staatsräthe und viele

Personen in den höchsten Aemtern seien einverstanden mit jenem einzigen Rettungsmittel, und dürften dabei nicht nur auf nationalen, sondern auch auf fremden mächtigen Beistand rechnen. Als aber unser Volk aufstand, war die eigentliche, tiefliegende, verruchte Absicht jener Verräther erreicht, und nun verläßt man uns! Niemand will uns mehr beistehen! Vielmehr sucht man uns von der Erde zu vertilgen! Allein verliert den Muth nicht! Vertheidigung der Religion und des Throns bleibt unsere Aufgabe. Wir verachten die Verräther. Wir wollen gegen sie eine undurchdringliche Mauer bilden, unsere und unserer Kinder Rechte bis zum letzten Lebenshauche vertheidigen!" — Inzwischen hatte sich auch zu Arragonien der Aufruhr organisirt; der furchtbare Juanito, einer der Helden der Glaubensarmee, trat an die Spitze der dort versammelten Banden und eine in Estrella eingesetzte Insurrections-Junta sollte hier den Aufstand leiten.

Der König empfing den ersten ausführlichen Bericht über die Ereignisse in Catalonien am 23. August, nachdem bereits der General-Capitán dieser Provinz, Marquis de Campo Sagrado, der die Intrigue des Aufstandes durchblickte, aber zu schwach war, sie unschädlich zu machen, mehrere Male vergeblich um seine Entlassung nachgesucht hatte. Alsbald wurde General Mannet von Zamora aus nach Madrid entboten, wo er eine lange und geheime Unterredung mit dem Könige hatte, die damit endigte, daß er den Befehl erhielt, den Aufstand in Catalonien mit 11,000 Mann zu unterdrücken. Allein er entsprach seiner schwierigen Aufgabe weniger, als sein Nachfolger, der Conte d'Espanna, obschon auch dieser dem wachsenden Aufstande nur wenige Kräfte entgegen zu setzen hatte. Endlich entschloß sich der König, persönlich nach Catalonien zu eilen, um durch seine Gegenwart die Flammen des Aufruhrs zu dämpfen, und trotz des Widerspruchs, welchen die Mehrzahl der Mitglieder im hohen Rathe von Castilien erhob — denen diese Reise unzweckmäßig erschien, weßhalb sie auch nicht für die Folgen verantwortlich sein wollten — bestimmte Don

Fernando durch ein feierliches Decret am 19. September den Entschluß seiner Abreise, die auch am 22. dieses Monats zunächst nach der Festung Tarragona angetreten ward. Seine Begleitung bestand nur aus dem unvermeidlichen Calomarde, seinem Secretär und dem General-Capitán der Garde. Die Königin, die mit den Infanten im Escurial zurückblieb, that Gelübde zur wunderthätigen Madonna del Pilar und jammerte in Gedichten über die Entfernung von ihrem Gemahle, der auf seiner Reise mehrmals von rohen, fanatisirten Pöbelhaufen verfolgt und beschimpft ward. Als ihm der Erzbischof von Tarragona, begleitet von mehrern Domherren, in gebührender Weise huldigend entgegenkam, klopfte ihn der König ziemlich unwillig mit den Worten auf die Achsel: „Du und Ihr Anderen seid an Allem Schuld!“

Alsbald erließ Don Fernando VII. eine Proclamation an die Catalonier (unter dem 28. Sept.), worin er diesen betheuerte: ich bin nicht unterdrückt; die Personen, die mein Zutrauen verdienen, sind nicht gegen unsere heilige Religion verschworen; das Vaterland ist nicht in Gefahr; die Ehre meiner Krone ist nicht bloßgestellt und mein höchstes Ansehen ist von Niemand beschränkt. Zugleich drohte er den Verstockten mit einer Züchtigung, deren Andenken bis auf die spätesten Zeiten forterben sollte. Allein die Insurgenten kehrten sich an diese Worte nicht, rückten vielmehr bis unter die Wälle von Barcellona vor, hielten Gerona, Hostalrich, Seo d'Urgel und andere feste Plätze blokirt und verhöhnten die königliche Proclamation; fortwährend führten sie an, der König werde jetzt von den Freimaurern in demselben Zustande von Unterdrückung gehalten, wie früher von den Constitutionellen, übrigens wisse man auch aus Erfahrung, daß er, wenn er von der Gewalt befreit werde, sich an seine Verheißungen nicht zu binden pflege. Indessen hatte Calomarde bald Mittel gefunden, der Insurrection ein Ziel zu setzen und die bethörten Werkzeuge derselben ihrem finstern Schicksale zu überlassen. Auf seinen Antrieb setzte der König eine aus lauter Bischöfen genommene Berathungs-Junta

nieder, mit welcher er sich durch mehrfache Concessionen abfand; die erste Handlung dieser theokratischen Junta war, alle Stellen und Präbenden in der Provinz hinfür nur an eingeborne Catalanen zu verleihen. Ein zweites Decret beschwichtigte das Volk durch die Verheißung, daß die Steuern vermindert und nicht mehr mit Gewalt eingetrieben werden sollten. Ferner wurde die schon angeordnete Entwaffnung der Freiwilligen zurückgenommen und dagegen der schandbare Befehl ertheilt, daß alle verdächtig gewesenen Civil- und Militär-Beamten, wären sie auch seit 1823 zum zweiten und dritten Male epurirt worden, als ungereinigt betrachtet und ihrer Stellen entsetzt werden sollten. Hierdurch ward aber die furchtbarste Zwietracht und Verfolgungswuth in dem unglücklichen Lande verewigt und eine Menge von Familien neuerdings dem Elende überwiesen. Mit teuflischer List wußten die geistlichen Räthe den König noch zu bereden, seiner getreuen Armee eine Gratification zu bewilligen, an welcher auch alle Offiziere der Rebellen, wenn sie sofort von der verkündigten Amnestie Gebrauch machen würden, Theil haben sollten. Die unglücklichen Agraviados, von ihren geheimen Aufreizern verlassen, hatten jetzt allen Halt verloren und legten, theils nach kurzem Kampfe, theils freiwillig, die Waffen nieder, sich der Gnade des schrecklichen Königs und seiner Bluträthe übergebend. Der Graf von Espanna schwang nun sein furchtbares Racheschwert über dem unglücklichen Lande. Verbannungen, Deportationen, Einkerkerungen und Hinrichtungen bezeichneten mit tausend Schrecken seine Schritte; selbst die der Amnestie und dem königlichen Worte vertrauenden Offiziere der Insurgenten, die freiwillig zu den königlichen Fahnen zurückgekehrt waren, büßten jetzt ohne alle Ausnahme, von den durch ganz Catalonien errichteten Militär-Commissionen verurtheilt, ihr vermessenes Beginnen am Galgen. Endlich, nach einer langen Reihe furchtbarer Gräuelthaten, schien man des Mordens müde zu sein; zu Folge einer Uebereinkunft mit der französischen Regierung zog die französische Besatzung aus

Barcellona ab und am 4. December (1827) hielt der König mit seiner Gemahlin auf einem hohen von zwölf besonders costumirten Lastträgern gezogenen Triumphwagen seinen Einzug in dieser Hauptstadt Cataloniens. Ueber dreitausend Verdächtige mußten kurz zuvor bei Strafe der Hinrichtung die Stadt verlassen. Der Graf d'Espanna deckte mit seinen mordgierigen Schaaren den Zug, aber der Schrecken, der vor ihnen herzog, hielt alle Gemüther befangen und so umtönte die abgebleichte, kummervolle Majestät kein Freudenruf, kein Jubel des eingeschüchterten Volkes. Nur die Rache brütete unter den furchtbaren Banden d'Espanna's, aus deren wilden Reihen von Zeit zu Zeit das Geschrei: es lebe der absolute König! es lebe die heilige Inquisition! widerhallte. — So endigte der Aufstand in Catalonien, obwohl derselbe noch eine lange Zeit von einzelnen Bandenführern in den valencianischen und andern Gebirgen auf Räuberweise fortgesetzt ward.

Kaum hatte sich der Hof Don Fernando's VII. von dem durch die Agraviados eingejagten Schrecken erholt und durch die Besiegung derselben freiere Hand gewonnen, als er auch wieder sein Augenmerk auf Portugal richtete und im Jahre 1828 ohne alle Maske die Sache des Dom Miguel zu der seinigen zu machen suchte. Eine That, wie die des eidbrüchigen Infanten von Portugal, der seinem Bruder den Gehorsam aufgekündigt und mit frevelnder Hand die Krone vom Haupte seiner jungen Braut gerissen hatte, fand vollen Beifall bei Ferdinand, der ja ebenfalls die beschworene Verfassung seines Volkes, wie jener die Carta de Ley, vernichtet hatte. Schon erklärte er, den Dom Miguel, falls er in seinem factischen Besitze gefährdet werden sollte, mit gewaffneter Hand zu schützen; allein der Einfluß der Cabinets von St. James, das jetzt vom Herzoge von Wellington und dem Lord Aberdeen geleitet wurde, überhob ihn dieser Mühe. Die Katastrophe von Oporto war eingetreten, und das constitutionelle Großbritannien, oder vielmehr die daselbst herrschende Erzaristokratie, dem Absolutismus nahe

verwandt, ließ den Untergang der constitutionellen Freiheit in Portugal ruhig geschehen, ja es zog sogar seine Kriegsschiffe aus dem Tajo zurück und erkannte dadurch die usurpatorische Blokade von Oporto zu seinem eignen Nachtheile an. Nachdem nun Ferdinand gezwungen worden war, Portugal seinem Schicksale zu überlassen, dachte er vom Neuen an die Wiederunterjochung Südamerika's. Zwei Armaden sollten ausgerüstet werden, von denen die eine direct von Cadiz nach Buenos-Ayres, die andere von Cuba aus gegen Mejico geführt werden sollte. Die gesammte sehr bedeutende Einnahme von Cuba wurde zu der vorbereiteten Rüstung verwendet und am Ende des Jahres 1828 hatte man auf dieser Insel — nach den statistischen Berichten im Augusthefte des „Columbus" — 25,487 Landtruppen und eine Seemacht von 360 Kanonen und 3470 Matrosen versammelt. Aus welchen Gründen jedoch diese Expedition ihren Zweck nicht erfüllte, wird anderwärts beschrieben werden.

Auch in diesem Jahre bildete die Finanznoth eine Hauptsorge der Regierung, welche Ballesteros als Finanzminister vergebens zu entfernen suchte. Als nun Frankreich ernstlicher auf Nachweisung und Feststellung sicherer Bürgschaften für die ihm schuldigen Summen antrug und namentlich eine seiner Schuldforderung von 92 Mill. Franken gleichkommende Summe in unveräußerlichen und gehörig verhypothecirten Renten gesichert verlangte, wenn anders die französischen Truppen das spanische Gebiet verlassen sollten — so wußte die bedrängte Regierung sich nur dadurch zu helfen, daß sie in einer dem Cabinete der Tuilerien übersendeten Note kategorisch die Räumung von Cadiz und Seo de Urgel verlangte und zugleich nachwies, daß Spanien an Frankreich eine ungleich größere Geldforderung zu machen habe, weßhalb es nicht nur nichts an Frankreich schulde, sondern sogar einen beträchtlichen Saldo von letzterem zu fordern habe. Dieses finanzielle Kunststück hatte Ballesteros zu Stande gebracht; die von ihm entworfene Gegenrechnung reichte bis in die Zeiten des nordamerikanischen Unabhängig-

keits-Kriegs hinauf, woher sich die Emission der königlichen Vales herschriebe, deren Ertrag Carl III. zur Benutzung gegen England gesendet habe. Die Wegnahme einer mit mehrern Millionen beladenen spanischen Fregatte durch ein französisches Kriegsschiff, eine Entschädigungsforderung von 75 Mill. Realen wegen der von Napoleon unrechtmäßig vorgenommenen Abtretung der beiden Floridas an die vereinigten Staaten, endlich eine Schuldenberechnung aus dem Jahre 1806 zwischen Napoleon und Carl IV. sollten zur Begründung der spanischen Forderung dienen. Allein das französische Ministerium wollte sich hierauf durchaus nicht einlassen, und erst als sein dortiger Botschafter erklärte: „er sei beordert, seine Pässe zu verlangen, falls die spanische Regierung fernerweit dergleichen unstatthafte Ausflüchte vorbringen würde", bequemte sich Ballesteros, trotz des Widerwillens der Apostolischen und erst nachdem das französische Ministerium sich einen Abzug von 12 Mill. gefallen ließ, die verbleibende Summe von 80 Mill. in das große Buch der öffentlichen spanischen Schuld mit drei Procent Zinsen eintragen zu lassen. — Auch mit England, das ebenfalls die tractatenmäßig stipulirte Abzahlung einer namhaften Schuld verlangte, einigte sich die spanische Regierung über eine in vier Terminen zu bezahlende Summe von 900,000 Pf. Sterl.

Abermals half der spanische Hofbanquier in Paris, Aguado, der in Verbindung mit zwei andern französischen Banquiers ein Anleihen von 60 Mill. Fr. zu 5 Procent dergestalt abschloß, daß 50 Fr. baar Geld für 100 auf Papier galten. Die Regierung mußte dafür alle Tabakeinkünfte, so wie die der Tilgungskasse einsetzen und sich noch überdieß verpflichten, in einer bestimmten Zeit keine neuen Anleihen zu machen. Hierauf erhielt sie einstweilen 20 Mill. Reales ausgezahlt, womit der erste Zahlungstermin an die englischen Gläubiger gedeckt wurde. Die Papiere der neuen Anleihe blieben jedoch trotz aller Operationen auf den großen europäischen Geldmärkten flau, denn man zweifelte sowohl an der Kraft, als an dem guten Willen der spanischen Re-

gierung, den übernommenen Verbindlichkeiten nachzukommen. Um aber diese Geldnoth einigermaßen zu lindern, griff Don Fernando VII. wieder zu einem Gewaltstreich und befahl kategorisch seinen getreuen Unterthanen, die noch einige Nothpfennige vor den Augen der geheimen Polizei gerettet hatten, „zur Rettung des Staates" eine halb freiwillige, halb gezwungene Anleihe von 30 Mill. Realen bis Ende Aprils für die königlichen Kassen aufzubringen. Cadiz, als erster Handelsplatz des Königreichs, war zu 2 Mill. Realen taxirt.

Der innere Zustand Spaniens während des Jahres 1828 blieb derselbe. Allerwärts tobte der Aufruhr und währte der Kampf der Parteien unter einander fort. Die furchtbare Grausamkeit, mit welcher Graf d'Espanna in Catalonien wüthete, rief erneute Widersetzlichkeit hervor. Die Zeitungen und die dem Könige eingesandten Berichte aus den Provinzen enthielten nichts als Nachrichten von Verschwörungen, Aufständen, Plünderungen, Räuberbanden und Hinrichtungen. Zu all' diesem Unglück kam noch eine pestartige Seuche im südlichen Spanien. Der König, der endlich Catalonien verließ und über Zaragoza, Pampeluna, Bilbao, Burgos, Valladolid und St. Ildefonso nach seiner Residenzstadt zurückkehrte, konnte sich als Augenzeuge das grenzenlose Elend betrachten, unter welchem sein unglückliches Land schmachtete. An mehr als einem Orte empfing er selbst Beweise von dem Hasse der Bevölkerung; zudem siechte er geistig wie körperlich mehr und mehr dahin. Noch immer blieb Calomarde seine beste Stütze, obschon auch dessen Stellung durch die fortgesetzten Hofintriguen täglich gefährlicher wurde. Nachdem endlich die französische Besatzung Pampeluna und St. Sebastian, von dem spanischen Pöbel verhöhnt und sogar thätlich insultirt, verlassen, zogen im Juli 1828 die letzten Truppen der Occupationsarmee aus Cadiz ab und räumten ein Land, dessen legitime Restauration unsägliches Unglück über die Bewohner in gleichem Maaße, wie Schmach und Schande über die sogenannten Befreier gebracht hatte.

Die Revolution in Portugal war überwältigt, die Cortesverfassung umgestürzt und Dom João VI. gezwungen worden, die unumschränkte Herrschergewalt wieder zu übernehmen. Hierdurch war aber die Ruhe keineswegs hergestellt; die siegende Partei zerfiel unter sich selbst in zwei sich heftig befeindende Theile; an der Spitze des einen stand die einflußreiche apostolische Junta, unterstützt von der hohen und niedern Priesterschaft, unablässig nach einem Ziele: Herstellung eines kirchlichen wie politischen Absolutismus hinarbeitend, und am Throne vertreten durch die verbrecherische Königin Donna Carlotta und ihren, sie noch übertreffenden Sohn, den Infanten Dom Miguel. Die andere Hauptpartei huldigte zwar auch der Aristokratie, machte aber doch einige Zugeständnisse an den Geist der Zeit, wünschte Verbesserungen im Staatshaushalte und war selbst einer Art von Verfassung, die jedoch dem Volke nur einen äußerst geringen Theil von Recht und Freiheit zuerkannte, nicht abhold. Ihre Hauptstützen waren der ehrgeizige und wankelmüthige Graf von Subserra (Marschall Pamplona) und der Graf von Palmella; sie zerfiel wieder unter sich in zwei Unterabtheilungen, von denen die eine dem französischen, die andere dem englischen Einflusse ergeben war. Am Thronhofe galt als ihr mächtigster Vertreter der Marquis von Loulé, des Königs vertrauter Freund und Günstling, gegen welchen aber deßhalb der Haß der Königin Mutter und des Infanten unablässig conspirirte. Dem mächtigen Einflusse dieser beiden letztgenannten war es auch gelungen, den König zur Verwerfung des Amnestiedecrets für alle politischen Vergehen zu bewegen, das seine beiden Minister Subserra und Palmella bereits durchgesetzt hatten. Ueberhaupt trat jetzt die apostolische Junta immer offener mit ihren, Tod und Verderben aller Freigesinnten bezweckenden Planen hervor; die Minister wurden als Freimaurer, der Marquis von Loulé als Fürsprecher der Liberalen beim Könige, der Wuth des fanatischen Pöbels bezeichnet. Endlich schritt man zum Aeußersten; der Marquis ward (19. Febr. 1824)

ermordet und sein grausam verstümmelter Leichnam in einem zu dem königlichen Gemach führenden Vorzimmer auf dem Lustschlosse Salvatiera, wo sich damals gerade Dom João aufhielt, niedergelegt. Allgemein galt Dom Miguel als Urheber und Theilnehmer dieses Verbrechens, allein es fehlten die juristischen Beweise, um ihn zur Strafe zu ziehen, und die von dem Könige eingesetzte Untersuchungsbehörde wagte es nicht, den Sohn des Gesalbten als Meuchelmörder vor Gericht zu rufen.

Pamplona und Palmella dachten jetzt an ihre eigene Sicherheit und drangen so lange in den König, bis sich dieser zu einer Ministerial-Veränderung bequemte; Gomez de Oliveira und Marinho Falcao de Castro mußten aus dem Cabinet austreten und ein Freund Palmella's, Oliveira Leite de Barros, erhielt die beiden erledigten Portefeuille's des Innern und der Justiz. Gleichzeitig wurde aber der Factionswuth ein Opfer gebracht und in einem königlichen Decrete die Abfassung aller von den Cortes erlassenen Gesetze und Verordnungen, so wie die Vernichtung sämmtlicher auf ihre Wirksamkeit bezüglichen Documente und Protocolle anbefohlen. Allein die Königin und ihre Partei waren hiermit noch nicht zufrieden; die als liberal ausgeschrieene Umgebung des schwankenden Königs erschien ihnen als Hinderniß ihrer herrschsüchtigen und absolutistischen Plane; vor allen trieb die Königin zur Ergreifung eines kühnen Entschlusses: eine Contre- oder Palast-Revolution sollte den König, freiwillig oder gewaltsam, zur Entsagung der Krone zu Gunsten seines jüngern Sohnes, des Infanten Dom Miguel, bewegen. Die Minister und alle von der apostolischen Junta als Freimaurer bezeichneten Personen sollten bei dieser Gelegenheit aus dem Wege geschafft werden. Der Infant war augenblicklich zur Uebernahme der ihm zugedachten Rolle bereit, zumal als die entartete Mutter im Weigerungsfalle ihm drohte, ihre eigene Schande und seine eigentliche Herkunft öffentlich bekannt zu machen. Bald war auch der größte Theil der königlichen Garden, wie die Mehrzahl der

Besatzung von Lissabon, denen man jedoch nur einen Theil des Geheimnisses anvertraute, gewonnen. Der alte König — so redete man ihnen vor — sei noch immer Gefangener der liberalen Partei, die sich abermals, jetzt unter veränderter Form, der Staatsgewalt bemächtigt habe; nur mit dem äußersten Widerwillen trage er das entehrende Joch, das er aus übergroßer Schüchternheit nicht abzuwerfen wage; deßhalb sei es Pflicht aller Patrioten, namentlich aber der ruhmgekrönten Krieger, ihren König und Herrn aus der schändlichen Haft zu befreien, in welcher ihn die verschwornen Freimaurer gefangen hielten. Endlich wurde noch der feige, bestechliche Pöbel durch Vertheilung ansehnlicher Summen für den beabsichtigten Staatsstreich gewonnen.

Der König befand sich in dem Palaste von Bemposta, als Dom Miguel sich anschickte, seine finsteren Plane in's Werk zu setzen. In der Nacht vom 29. auf den 30. April begab sich der Infant in die Kasernen und haranguirte die Truppen, die auch sofort den Palast umzingelten und alle Zugänge besetzten. Hierauf wurden über achthundert Personen, zum Theil aus dem höchsten Stande, die den Contre-Revolutionärs in irgend einer Weise verdächtig erschienen, verhaftet, unter ihnen selbst der General-Intendant der Polizei. Zwei Männer jedoch, denen man die blutigste Rache geschworen, die beiden Minister Palmella und Pamplona, waren glücklich noch vor dem Ausbruche der Revolution auf ein englisches Schiff in der Tajostation entkommen. Am Morgen des 30. ließ Dom Miguel den Hauptmarkt von Lissabon (den Roscioplatz) mit 2000 Mann Truppen besetzen und harrte hier der nach geschehener Arbeit herbeieilenden Mutter, die nun die fernere Leitung der Operationen übernahm. Das diplomatische Corps, dessen kräftigste Stützen Hyde de Neuville und Lord Beresford, die Gesandten Frankreichs und Englands, waren, konnte nur mit großer Mühe zu den umlagerten König gelangen, der, für sein Leben zitternd, nur schwer zu bewegen war, den Infanten zur Rechenschaft über das Geschehene aufzufordern.

Allein dieser vertheidigte sich mit großer Frechheit: die Entdeckung eines furchtbaren Complots gegen sein, der Königin und des Königs Leben habe schnelle Hülfe erfordert; da aber jede Zögerung Unheil gebracht haben würde, so sei, ohne erst die Befehle seines Herrn und Vaters abzuwarten, von ihm unternommen worden, was in äußerster Bedrängniß ihm als einziges Rettungsmittel sich dargestellt. Indessen wußte man noch nicht den wahren Hergang der Dinge; Truppen und Volk hatten sich für den Infanten erklärt, ja der König selbst wurde mit seinen drei Töchtern gezwungen, einem feierlichen „Te Deum laudamus“ in der Kirche Santa Madre de Dios beizuwohnen, wo er Thränen über seine Errettung aus den Händen unversöhnlicher Feinde des Thrones und des Altars vergießen mußte. Tags darauf nöthigte man ihm ein Decret ab, worin er alle Schritte des Infanten, die nur in der Absicht unternommen worden wären, um ein entsetzliches Complot gegen die Monarchie zu vereiteln, billigte und eine Commission niedersetzte, welche die Theilnehmer an dem besagten Complote untersuchen und bestrafen sollte. Inzwischen währten die Verhaftungen und Absetzungen fort; die Königin und Dom Miguel waren die Helden des Tages; auf ihren Befehl übergaben die noch anwesenden Minister ihre Portefeuilles an treu ergebene Mitglieder der apostolischen Faction. Der Hafen war wie gesperrt, die Besatzung der Forts bedeutend verstärkt; ohne besondere Erlaubniß des Infanten durfte jetzt Niemand den Palast betreten, in welchem sein königlicher Vater gefangen gehalten wurde. Die Masse des Volkes blieb neutral oder sah theilnahmlos und in dumpfer Apathie den Vorgängen in der Hauptstadt zu.

Trotz aller Wachen war es dem Könige aber doch geglückt, dem diplomatischen Corps Nachricht über die Gewaltthätigkeiten, die an ihm verübt wurden, zu geben. Jetzt trafen die Gesandten Frankreichs und Englands Abrede, um den hohen Gefangenen zu befreien und das verletzte Königthum an den Urhebern jener Frevelthat zu rächen. Hyde de

Neuville war zwar ein eifriger Royalist, haßte aber die Intriguen der Königin, die ihn schon früher vergebens zu bearbeiten versucht hatte; Lord Beresford dagegen war mit der Königin mehr befreundet und zürnte der „quasi-liberalen Adelspartei" in gleichem Maaße wie der „demokratischen Advokatenfaction", allein er glaubte es dem Interesse seiner Krone schuldig zu sein, dem spanisch-apostolischen Einflusse entgegenzutreten und nicht die Hand zu einer Majestätsverletzung zu reichen, die an dem ältesten und treusten Verbündeten Englands verübt ward. Zugleich mochten ihn aber auch bestimmte Instructionen von Seiten Canning's gebieten, alles Mögliche anzuwenden, um den englischen Einfluß in Portugal zu erhalten. Der verabredete Gegenstreich gelang. Ein Mitglied der französischen Gesandtschaft begab sich nach Cadiz, um die Ueberfahrt eines dort stationirten französischen Linienschiffes zu betreiben, während das englische Linienschiff Windsor-Castle auf Kanonenschußweite an die Stadt heranrückte.

Der König ward streng bewacht und es hielt äußerst schwer, die Aufmerksamkeit seiner Wächter, zu denen seine Gemahlin nur die schlausten und ergebensten Leute ausgewählt hatte, zu täuschen. Schon waren mehrere Versuche mißglückt, als endlich am 9. Mai die Flucht gelang. Es war gerade an einem Sonntage und dem Wunsche des Königs, in dem Palaste Caxias an der Mündung des Tajo zu speisen, konnte nichts entgegengesetzt werden. Begleitet von seinen Töchtern, den Infantinnen Donna Maria Isabella, Donna Maria de Assompçao und Donna Anna de Jesus, bestieg er das zu seinem Dienst überlassene Luftschiff bei Belem; aber kaum war er in der Nähe des Windsor-Castle angekommen, als er dem Steuermann befahl, daselbst anzulegen. Noch zögerte dieser, als auch schon eine Menge wohlbewaffner englischer Schaluppen die Barke umringte und den König glücklich an Bord des Linienschiffes brachte. Hier hatte sich die ganze Mannschaft schlachtfertig aufgestellt, die Kanoniere standen mit brennenden Lunten

hinter ihren Stücken und bald donnerte der englische Gruß von dem Windsor-Castle durch die Straßen der Hauptstadt und verkündigte den Absolutisten, daß ihr Anschlag mißglückt und der König befreit sei. Auf dem Schiffe selbst hatte Dom João VI. die Glückwünsche seiner beiden Minister Palmella und Pamplona, wie die der meisten fremden Gesandten empfangen. Jetzt erließ er in ziemlich strengen Worten den Befehl an den Infanten, unverzüglich an Bord des Windsor-Castle zu erscheinen. Dom Miguel gehorchte; er war zu feig, um an einen gewaffneten Widerstand zu denken und verzweifelte an seinem Unternehmen, als er erfuhr, daß auch die Königin nach Ramalhao entflohen sei. Uebrigens erzählte er sein tollkühnes Beginnen mit aller Frechheit und gestand selbst — nach englischen Blättern — die Theilnahme an dem Morde des Marquis von Loulé ein. Der heftig erzürnte König gedachte zwar den verbrecherischen Sohn einer strengen Strafe zu unterwerfen, allein das diplomatische Corps legte Fürbitte für den Verirrten ein, dem auch endlich, in Betracht seiner „unerfahrnen und mißleiteten Jugend", die Verheißung des Vaters zu Theil ward. Weniger zur Abbüßung seiner Frevelthaten, als vielmehr zur Erlangung eines seiner hohen Stellung würdigen Benehmens mußte er auf einige Zeit Portugal verlassen; von einer englischen und einer französischen Fregatte bis Brest begleitet, ging er schon am 13. Mai in diesem Hafen unter Segel und nahm, nach einigen Wanderungen, seinen Aufenthalt in Wien. Die Haupturheberin der absolutistischen Anschläge dagegen, die Königin Carlotta, entging den Vorwürfen ihres erzürnten Gemahls, indem sie eine Krankheit heuchelte und sich selbst nicht entblödete, die Sterbesacramente durch eine grobe Gaukelei zu entweihen.

Mit wildem Tumulte empfing der Pöbel von Lissabon die Nachricht von der Befreiung des Königs; das Geschrei: es lebe der König und der König allein! hallte von einem Ende der Stadt zum andern, und das elende Gesindel, wie die Bessergesinnten im Volk und Heer frohlockten über die

Besiegung der Contrerevolution. Mehrere Decrete Dom João's klärten das Volk über Umfang und Zweck der vereitelten Verschwörung auf und suchten die Massen durch Verkündigung einer Amnestie für alle, politischer Meinungen halber, Verfolgten zu beruhigen; die Verhafteten wurden wieder in Freiheit gesetzt und nur gegen Loulé's Mörder, wie gegen die Theilnehmer an dem letzten Complot ging die Untersuchung fort. Am 4. Juni erschien sogar ein königliches Manifest, in welchem der Umsturz der Constitution von 1822 durch die Unantastbarkeit der Grundgesetze von Lamego motivirt und den Portugiesen bewiesen wurde, daß jene Grundgesetze, eine Vertretung der Nation durch die drei Stände gebietend, alle Grundstoffe enthielten, die zur Erhaltung des Altars und des Thrones, wie zur Sicherstellung der Rechte aller Unterthanen erforderlich wären, weßhalb dieselben auch wieder in Kraft gesetzt wurden. Altem Brauche und den Privilegien der portugiesischen Nation gemäß sollten daher die drei Stände dem Könige auf gewisse Punkte antworten und ihre Vorschläge und Vorstellungen über öffentliche Bedürfnisse und Gegenstände des Gemeinwohls an denselben gelangen lassen; alle Anträge aber, sowie alle Gutachten der vorbereitenden Junta, Zeit und Dauer der Cortessitzungen betreffend, sollten in der ersten Versammlung dieser letztern berathen und hierauf höchsten Ortes entschieden werden.

Den meisten Antheil an Erlassung dieses Manifestes hatte der Marquis von Palmella, der, wenn auch Feind der modern-socialen Zustände, dennoch das althistorische Recht erhalten wissen wollte, und bei Verstand, Takt und Mäßigung auch so viel Ehrgeiz besaß, um nicht ganz hinter den Forderungen des Jahrhunderts zurückzubleiben. Er wurde in seinen Reformen vielfach von dem Grafen von Subserra unterstützt, der zwar Palmella's Eitelkeit, aber nicht dessen geistige Fähigkeiten theilte und sich noch überdieß bei aller moralischen Schwäche in dem Gedanken gefiel, die Rolle eines Pombal oder Aranda zu copiren. Der schwache

König wurde von diesen beiden Ministern auf der Bahn der Reformen mitfortgerissen. Die Jagdbedrückungen wurden aufgehoben, die Korngesetze erleichtert, die Privilegien der Bank bestätigt, der wechselseitige Unterricht befördert, ja sogar eine Revision der portugiesischen Gesetzbücher eingeleitet. Eine solche Menge von Reformen in einem so kurzen Zeitraume waren unerhört in Portugal und riefen die letzte Kraft der apostolischen Partei in die Waffen. Unterstützt von dem Könige von Spanien, der zwar im eigenen Lande genug zu thun hatte, aber eine Einmischung in die portugiesischen Intriguen für eine Gewissenssache hielt, aufgehetzt von der apostolischen Junta in Madrid, mit reichlichen Geldmitteln von dem Grafen Artois und der Congregation zu Paris versehen, bildete die Königin Carlotta abermals den Mittelpunkt, von wo aus die erneuten Angriffe gegen das freimaurerische und ketzerische Ministerium begannen. Neben ihr wirkten im gleichen Sinne ihre beiden Töchter, die Prinzessin von Beira und die Infantin Maria Francisca, die Gemahlin des spanischen Don Carlos; eine Hauptstütze bei allen absolutistisch-theokratischen Unternehmungen war noch der Patriarch von Lissabon.

Inmitten dieser unablässigen Verwirrung schwankte der alternde König von einer Partei zur andern und wurde deßhalb auch so ziemlich von allen angefeindet. Seinen meisten Rückhalt fand er noch an dem Abgesandten von England, der seinen Einfluß zu erhalten suchte, aber immer eifersüchtiger auf die französische Mitwirkung wurde; die nordischen Mächte ertheilten gute Rathschläge, neigten sich aber aus Sympathie mehr auf die Seite der Königin und operirten durch ihre Botschafter für Aufrechthaltung der rein monarchischen Grundsätze, wenn wir auch annehmen wollen, daß der nackte Absolutismus der Apostolischen und die von diesen herbeigeführte Brandmarkung der königlichen Würde in der Meinung der Völker ihnen weniger angenehm waren. Dagegen behielt Canning — wie wir später darthun werden — sein hohes Ziel unverrückt im Auge und berechnete

schon jetzt als kluger Staatsmann alle Wechselfälle, die vielleicht der Zufall in Portugal herbeiführen konnte. Eine der wichtigsten Fragen war die der Thronfolge, falls der kränkelnde und schwächliche João VI. mit Tode abgehen würde; die Trennung Brasiliens vom Mutterlande war hierbei besonders zu berücksichtigen. Dann mußten aber noch immer die Ansprüche Dom Miguel's und der übrigen Glieder der Familie Braganza in Betrachtung gezogen werden. Schon hatte Canning, um die Mitte des Jahres 1824, die Mehrzahl der portugiesischen Minister, namentlich den einflußreichen Palmella, für seine Politik gewonnen, als er hierauf den gewandten Sir William A'Court, der bei dem Untergange der Cortesverfassung zu Sevilla und Cadiz eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, nach Lissabon absendete, um die Intriguen des durch Hyde de Neuville vertretenen französischen Cabinets zu paralysiren und den geistesschwachen König immer mehr zu umstricken. Zunächst galt es jedoch, ein möglichst unabhängiges, im Interesse des Landes ausschließlich sich bewegendes Ministerium zu bilden, von welchem geschirmt Canning hoffen konnte, das vorgesteckte Ziel desto sicherer und unbefangener zu erreichen. Wirklich gelang es auch dem überaus thätigen A'Court, trotz aller Gegenbemühungen Frankreichs und trotz der wüthendsten Demonstrationen der Apostolischen, den König für die verabredeten Plane zu gewinnen, und in der einen Nacht vom 14. Januar 1825 sahen sich Palmella nach London, Subserra-Pamplona nach Madrid versetzt. Am nächsten Morgen erschien bereits die Liste des neuen Ministeriums, an dessen Spitze als Chef des Auswärtigen Saldanha de Porto Santo gestellt war. Alsbald wurde auch die Frage wegen Brasilien wieder vorgenommen. Die Gesandten Dom Pedro's befanden sich noch immer zu London und hatten im Verein mit dem durch Familienverbindung betheiligten Oestreich die Enderklärung gegeben: nur auf der Basis vollkommner und unwiderruflicher Trennung Brasiliens von Portugal unterhandeln zu wollen. Inzwischen hatte aber Can-

ning in der Person des Sir Charles Stuart einen ebenso gewandten Unterhändler, wie A'Court, nach Rio Janeiro abgeschickt, um die endliche Aussöhnung zwischen Dom Pedro und seinem Vater und ehemaligen Herrn zu Stande zu bringen. Es glückte und am 7. September wurde der Vertrag, der die Unabhängigkeit des Kaiserthums Brasilien vom Königreiche Portugal feierlich festsetzte, von Dom Pedro I., am 15. von Dom João VI. unterzeichnet. Letztrer erhielt als einige Entschädigung zu seinen Titeln — worunter auch die lächerlichen eines Königs von Aethiopien, Arabien, Persien und Indien waren — den kaiserlichen Titel, welcher auch nach mehrern hochwichtigen Erörterungen in den Staatskalender der übrigen Mächte aufgenommen ward. Nur Spanien verweigerte die Anerkennung der brasilischen Legitimität.

Durch diesen Vertrag wurden zur großen Zufriedenheit beider Theile eine Menge Schwierigkeiten und commerzielle Hindernisse hinweggeräumt; aber im Hause Braganza selbst gab er Anlaß zu erneutem Streite zwischen den beiden feindlichen Brüdern, da ein geheimer Artikel bestimmte, daß die Thronfolge nicht auf Dom Miguel, sondern auf den nächsten Sprossen Dom Pedro's, des zeitherigen Kronprinzen von Portugal und nunmehrigen Erbkaisers von Brasilien, fallen sollte. Dieser geheime Artikel gab die nächste Veranlassung zu neuen Katastrophen und Bürgerkriegen.

Das neue unter englischem Einflusse gebildete Cabinet bestand: aus Saldanha für das Auswärtige, Barbacena für den Krieg, Perreira de Souza-Barrada für die Justiz, Arranja Corvea de Lucerda für das Innere, Antonio Mello für die Finanzen und Monteiro Torres für die Marine. Unter allen war nur Saldanha seinem schwierigen Amte durch Geist, Kenntnisse und Charakterfestigkeit gewachsen. Der erste Akt dieses Ministeriums war ein Akt der Milde: es wurde ein umfassendes Amnestiedekret für alle erlassen, die durch die Intriguen Dom Miguel's und der Königin verleitet worden, und nur der

Aufenthalt unterhalb 10 Stunden von der Hauptstadt blieb ihnen untersagt; ausgenommen von dieser Amnestie waren acht der am meisten Compromittirten, — unter ihnen der Marquis von Abrantes — doch auch sie erhielten, sobald sie Urphede schwuren, Pässe ins Ausland. Sämmtliche Untersuchungsakten wurden versiegelt im geheimen Staatsarchiv niedergelegt. Allein das Versöhnungswerk trug schlechte Früchte. Die Begnadigten erneuerten ihre Angriffe gegen das herrschende System nur um so kühner; die apostolische, von Spanien unterstützte Partei entfaltete eine furchtbare Thätigkeit; alle Umtriebe politischer Flüchtlinge fanden Schutz und Schirm am Hofe König Ferdinand's, von wo aus der schlechte, in seiner Eitelkeit gekränkte Subserra-Pamplona mehrere Flugschriften nach Portugal sandte, in denen er sein Vaterland als zur blosen Colonie Großbritanniens herabgesunken darstellte. Das Cabinet von St. James beeilte sich zwar, „seinem ältesten Verbündeten", in Betracht der täglich wachsenden Umtriebe, für gedenkbare Fälle den nachdruckvollsten Beistand zuzusichern; allein die Wuth der apostolischen Partei wurde hierdurch nur noch heftiger gereizt, und schon rief sie durch Maueranschläge in den Straßen Lisboa's und der übrigen Hauptstädte die Nation zur Befreiung des Landes aus der Gewalt der Briten und unter den Auspizien der heldenmüthigen und gottesfürchtigen Königin, als Regentin von Portugal, auf. Die Seele aller dieser Umtriebe blieb Donna Carlotta, die aus ihrem Palaste zu Ramalhao die Racheblitze gegen ihren Gemahl, gegen Dom Pedro, die Engländer und die Liberalen schleuderte; jedes, auch das schandbarste Mittel war willkommen, wenn es nur zum Ziele führte und ihre Partei entblödete sich nicht, Kirchen und Heiligthümer zu berauben und mit den entwendeten Summen den Pöbel zur Bestrafung der angeblich von den Liberalen verübten Tempelschänderei aufzureizen. Und diese Intriguen wurden mit aller nur ersinnlichen Frechheit vor Jedermanns Augen gepflogen, sodaß sich der König endlich genöthig sah, seine Gemahlin nach

Queluz zu rufen und hier unter strengere Aufsicht zu stellen.

Diese unaufhörlichen Sorgen und Wirren im eignen Hause wie im ganzen Lande wirkten zerstörend auf die geschwächte Gesundheit des Königs ein; schon während des Februars (1827) mußte er mehrmals aus dem Staatsrathe nach seinem Bette zurückgetragen werden. In der Nacht vom 3. März befiel ihn ein schlagähnlicher Zufall, der von den Aerzten alsbald für lebensgefährlich erklärt ward. Seine Gemahlin, obwohl von der Gefahr benachrichtigt, besuchte ihn kein einziges Mal, wohl aber pflog sie häufige Unterhandlungen mit den geheimen Agenten ihrer Partei. Am 6. März kehrten die Schlaganfälle zurück und am Abend des 10. entschlief König Dom João VI. nach einem stürmischen Leben, das erste Mal in seinem Leben, zum Frieden. Ueber die Krankheit, deren Ursachen und Verlauf, so wie über die Intriguen des Hofes und der fremden Diplomatie brütet geheimnißvolles Dunkel. Die beiden feindlichen Brüder und ihre Parteien haben sich gegenseitig die Vergiftung des Königs vorgeworfen; die Liberalen erinnerten an den alten Sprach: „hütet euch vor der Chocolade von Mafra!" und die übrigen Frevelthaten der Königin mußten die geschichtlich noch nicht begründete Anschuldigung rechtfertigen: Donna Carlotta habe ihrem Gemahl das Gift mischen lassen.

Ehe noch der König entschlief, hatte ihn Sir William A'Court, der jetzt eine rastlose Thätigkeit entfaltete, zur Niedersetzung einer Regentschaft bewogen. Nach andern nicht minder glaubwürdigen Berichten geschah jedoch dieser letzte Akt des Königs erst nach seinem Tode, wenigstens ist das Orginal der Urkunde bis zur Stunde noch nicht aufgefunden worden. In diesem, angeblich am 6. März unterzeichneten Regentschaftsdecrete wurde die Königin Mutter von der Regentschaft ausgeschlossen und dieselbe mit Uebergehung der beiden ältern Töchter auf die dritte, Donna Maria Isabella, übertragen. Ihr zur Seite stand ein Regentschafts-Rath, gebildet aus dem Cardinal-Patriarchen von Portugal,

Erzbischof von Evora, do Silvo, dem Herzoge von Cadaval, dem Marquis von Villada und dem Grafen de los Arcos; ihnen vereinigt war die Regierung und Verwaltung des Königreichs anvertraut, bis der gesetzliche Erbe der Krone seine Befehle gegeben haben würde.

Dom João VI. hinterließ ein beträchtliches Vermögen, — nach einigen Angaben 50 Mill. Cruzados in geprägtem Golde — worüber er testamentarisch halb zu Gunsten aller seiner Kinder und halb zu Gunsten seiner Gemahlin verfügt hatte. Donna Carlotta gerieth hierdurch in den Besitz eines bedeutenden Vermögens, das ihr die Ausführung ihrer absolutistischen Plane ungemein erleichterte. Jetzt erhielten ihre Unterhändler ansehnliche Summen, um den Pöbel zu bestechen, während sie selbst eine versöhnende Miene annahm und die geduldigste Fügung in den letzten Willen ihres verstorbenen Gemahls erheuchelte. Die rechte Zeit zum Handeln schien ihr noch nicht gekommen; überdieß schüchterte sie auch die Haltung der englischen sich täglich verstärkenden Seestation im Tajo einigermaßen ein. Dagegen warben und waffneten sich ihre Anhänger in Spanien und Frankreich; im letztgenannten Lande war es zunächst der jetzt völlig gewonnene Graf Subserra-Pamplona, der die Verbindung mit den französischen Ultras unterhielt. Die Regentschaft, dem Schutze England's vertrauend, erließ ihre Decrete im Namen des Dom Pedro IV., von Gottes Gnaden Königs von Portugal und Algarvien, diesseits und jenseits des Meeres, in Afrika u. s. f. Auch die fremden Cabinette, selbst Spanien, verhielten sich ruhig und versicherten friedliche Gesinnungen. Allein diese Ruhe glich der Windstille vor einem Gewitter. Das erste Ereigniß sollte entscheiden.

Inzwischen hatte der Herzog von Lafoens, ein naher Verwandter der königlichen Familie, an der Spitze einer Deputation die Nachricht vom Hinscheiden Dom João's VI. nach Rio Janeiro überbracht und die weitern Befehle des legitimen Herrschers verlangt. Dom Pedro war eben von

einer Reise nach Bahia, wo er mit Sir Charles Stuart zusammengetroffen, in seine Residenz zurückgekehrt, als daselbst, Anfangs Aprils, die Nachricht von den Ereignissen in Portugal einlief. Alle Portugiesen seiner Umgebung drangen jetzt in ihn, beide Kronen wieder auf seinem Haupte zu vereinigen. Allein der Einfluß Großbritanniens und die eigene Neigung bestimmten ihn zu dem entgegengesetzten Entschlusse. Brasilien war sein Werk, das ihm noch viefachen Ruhm versprach; hier, in dem fremden Welttheile, unter einem in jugendlicher Kraft aufstrebenden Volke, dem er die Unabhängigkeit verbürgt hatte, glaubte er eine größere Rolle spielen zu können, denn als König der Lusitanen, in einem von Parteien zerrissenen Reiche, das mehr oder minder unter der Oberherrschaft von England, Frankreich und Oestreich stand. Er erklärte daher dem Staatsrathe, daß er in Brasilien bleiben, die Wiege seines Hauses aber, Portugal, so glücklich machen wolle, als er nur vermöchte. In einem am 26. April erlassenen Decrete bestätigte er die von seinem Vater eingesetzte Regentschaft; darauf verkündigte er eine allgemeine Amnestie für alle bis zu diesem Tage begangenen politischen Verbrechen in Portugal. Endlich am 2. Mai 1826 erschien das berühmte Manifest, worin er sich über die Thronfolge in Portugal erklärte. Es lautete im Wesentlichen also: „Da es sich mit den Interessen des Kaiserreichs Brasilien und denen des Königreichs Portugal nicht verträgt, daß ich fortfahre, König von Portugal und Algarvien u. s. f. zu sein, ich aber gesinnt bin, diese Staaten nach meinen Kräften glücklich zu machen, so erachte ich, aus eigenem Antriebe und freiem Willen, für gut, allen meinen unbestreitbaren Rechten auf die Krone der portugiesischen Monarchie und auf die Souveränetät über jene Reiche zu entsagen, und sie auf die Person meiner vielgeliebten und theuren Tochter, der Prinzessin von Groß-Para, Donna Maria da Gloria, — (geb. im Jahre 1819, aus der Ehe mit der Erzherzogin Leopoldina von Oestreich) — zu übertragen, damit sie, als regierende Königin, dieselben un-

abhängig von diesem Kaiserreiche, und nach der Constitution beherrsche, welche ich durch meine Carta de Lei vom 23. April d. J. zu verordnen, zu verleihen und beschwören zu lassen, für gut befunden. — Ueberdies ist es mir gefällig zu erklären, daß genannte meine Tochter, regierende Königin von Portugal, das Kaiserreich Brasilien nicht verlassen wird, bevor ich nicht auf amtlichem Wege erfahren habe, daß man die Constitution, meinen Befehlen gemäß, beschworen, und bevor nicht die feierliche Verlobung zu der Ehe, die ich meine Tochter mit meinem sehr geschätzten Bruder, dem Infanten Dom Miguel, eingehen zu lassen im Sinne habe, statt gehabt hat, auch die Heirath selbst vollzogen worden ist. Also wird meine Entsagung, wie die Abtretung meiner Rechte nicht gültig sein, wenn eine dieser beiden Bedingungen mangelt. Daher befehle ich allen Behörden, welchen die Kenntniß der Carta de Lei zusteht, dieselbe bekannt machen zu lassen, damit mein gegenwärtiger Entschluß zur Kenntniß aller meiner portugiesischen Unterthanen gelange. Auch soll die Regentschaft Portugals dieselbe so verstehen, drucken und auf authentische Weise bekannt machen lassen u. s. f."

Diesem Manifeste folgten mehrere Special-Diplome, wodurch die Pairs des Reiches — unter ihnen der Herzog von Cadaval, der Marquis d'Abrantes, der Cardinal-Patriarch von Lissabon und der Bischof von Coimbra — ernannt und die Vorbereitungen zur Einberufung der allgemeinen Cortes, der Wahlen für dieselben und endlich die Ernennung Cadaval's zum Präsidenten und des Patriarchen zum Vicepräsidenten der Pairskammer verkündigt wurde.

Am 7. Juli brachte Sir Charles Stuart diese sämmtlichen Decrete nach Lissabon, wo auch sofort die Carta de Lei durch den Druck bekannt gemacht wurde. Man hat dieses neue Staatsgrundgesetz von Portugal häufig für eine Schöpfung des britischen Cabinets oder des Charles Stuart ausgegeben, es ist jedoch ein persönliches Werk des Kaisers Dom Pedro, der dasselbe nach den Constitutionen der neue-

sten Zeit ausarbeitete und einzelne Verbesserungen nach den gesammelten Erfahrungen darin anzubringen suchte. Die Carta de Lei bestand aus acht Titeln und 145 Artikeln und hatte neben mehrern andern charakteristischen Eigenthümlichkeiten auch die, daß sie zu den gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalten noch eine vierte, die moderirende oder leitende, hinzufügte. Der letzte, von der Gewährleistung der bürgerlichen und politischen Rechte handelnde Titel enthielt viel merkwürdige, in dem absolutmonarchischen Portugal zeither fast unbekannte Grundsätze: nach Verlauf von vier Jahren solle auf Antrag einer Majorität von zwei Dritttheilen der zweiten Kammer die vielleicht als mangelhaft erkannte Constitution abgeändert werden können. Er sprach ferner aus: Kein Bürger kann verbunden oder abgehalten werden, etwas zu thun, als durch ein Gesetz; die Verfügung des Gesetzes hat keine rückwirkende Kraft; jeder kann seine Gedanken mündlich, schriftlich oder durch den Druck bekannt machen, ist aber für den Mißbrauch, den er von diesem Rechte macht, in allen durch's Gesetz bestimmten Fällen verantwortlich; Niemand kann aus Religionsgründen belangt werden, so lange er die Staatsreligion, die römisch-katholisch-apostolische, ehrt; Jeder kann im Königreiche bleiben oder es verlassen und sein Eigenthum mit sich nehmen, nur muß er sich dabei nach den Polizei-Verfügungen richten; das Haus des Bürgers ist sein unverletzliches Asyl; jeder Bürger kann zu den höchsten bürgerlichen, politischen und militärischen Stellen gelangen, wenn er Talent und Verdienst dazu besitzt; alle Privilegien sind abgeschafft, und Keiner ist frei von der Verpflichtung, nach Maßgabe seines Vermögens zu den Staatslasten beizutragen; abgeschafft sind auch der Staubbesen, die Tortur, die Brandmarkung, und es soll keine Strafe sich weiter erstrecken, als auf die Person des Verurtheilten; daher darf in keinem Falle Confiscation der Güter stattfinden, noch die Ehrlosigkeit des Verbrechers seine nahen oder entfernten Verwandten treffen; das Briefgeheimniß ist unverletzlich; der

Primär-Unterricht ist für alle Bürger unentgeltlich; garantirt aber sind durch die Carta de Lei die Collegien und Hochschulen, wie auch der Erbadel und dessen Vorrechte.

Die Carta de Lei erregte freudiges Erstaunen unter allen Liberalen Europa's, die Mehrzahl des portugiesischen Volkes empfing sie mit Dank und Enthusiasmus und nur die apostolische Faction, die Geistlichkeit und die Absolutisten, setzten sich wuthentbrannt gegen sie in Waffen. Ferdinand von Spanien gerieth außer sich vor Verzweiflung und rief laut: Alles geht darauf aus, mich zu Grunde zu richten! Aber auch die hohe Diplomatie schüttelte bedenklich den Kopf über das allzu liberale Geschenk und selbst Canning soll Anfangs etwas bestürzt und ungehalten über die Weise gewesen sein, in welcher sich Sir Charles Stuart seines Auftrags entledigt habe; sicher war aber die Zurückberufung dieses Diplomaten nur eine Kriegslist, durch welche die übrigen Cabinette getäuscht werden sollten.

Mit vielem Schaugepränge wurde am 31. Juli und an den beiden folgenden Tagen der Eid auf die neue Verfassung von der Infantin-Regentin und dann von allen hohen Behörden im großen Saale des Palastes Ajuda abgelegt. Durch ein großes Te deum wurde die Wiedergeburt Portugal's in allen Kirchen gefeiert; alle diplomatischen Agenten bei den fremden Mächten erhielten die Carta de Lei mit der Weisung zugesendet, die im Auslande lebenden Portugiesen auf dieselbe zu vereiden. Ueberall ging dies Werk ohne Störung von Statten, denn selbst die apostolische Partei fand es für den Augenblick nicht gerathen, einen offenen Widerstand zu zeigen. Am meisten fürchtete man von Dom Miguel. Dieser hatte vom Kaiser von Oestreich die Erlaubniß zum Aufenthalte in Wien, ja von dem gutherzigen Monarchen sogar Lehrer erhalten, die seiner grenzenlosen Unwissenheit zu Hülfe kommen sollten; oft ließ sich selbst Vater Franz herab, dem ungerathenen Jüngling scharfe Rügen und Lehren über den hohen Beruf eines Prinzen zu ertheilen. Aber der Charakter des Infanten war zu verwildert

und seine Jugend schon zu sehr von Verbrechen befleckt, als daß die Mahnungen seines greisen Beschützers ein offenes Ohr gefunden hätten. Zudem unterhielt seine entartete Mutter durch häufige Briefe die unglückliche Stimmung des rachebrütenden Infanten, der es aber in der Kunst der Heuchelei bereits zu einer in seinem Alter und bei seinen sonstigen Kenntnissen seltenen Vollkommenheit gebracht hatte. In einem Schreiben voll schwesterlicher Liebe meldete ihm die Regentin, Donna Isabel, die Befehle Dom Pedro's und forderte ihn zur Anerkennung der Verfügungen desselben auf, indem sie ihn zugleich vor den Fallstricken und Verführungen warnte, mit denen man ihn zu umgarnen strebe, während die vom Throne ausgegangenen, vom Volke längst sehnlich erwarteten Institutionen einzig und allein das Heil des Hauses Braganza zu begründen vermöchten. Erst am 17. September antwortete der Infant in sehr zweideutigen Ausdrücken: wegen der ihm zukommenden Rechte auf die Regentschaft von Portugal werde er sich vorerst an seinen erlauchten Bruder nach Rio-Janeiro wenden, vor Allem aber den Rath seines erhabenen Beschützers, des Kaisers von Oestreich, einholen, und sich dann über die von ihm geforderte Eidesleistung auf die Carta de Lei erklären.

Inzwischen hatte die Regentschaft ein neues Ministerium aus tüchtigen und patriotisch-gesinnten Männern zusammengesetzt: für das Innere Franzisco Manoel Trigozo de Aragano Morati, für das Auswärtige Franzisco de Almeida Portugal, für Cult und Gerechtigkeit Pedro de Mello Breyner, für die Finanzen Sobral Hermano Brancamp, für die Marine Ignacio da Costa Quintella, für den Krieg Joao Carlos Saldanha de Oliveira el Daun. Letzterer, ein Enkel des berühmten Pombal, ein entschlossener, kräftiger Charakter, unstreitig der tüchtigste unter allen, neigte sich jedoch mehr der Demokratie als der Monarchie zu.

Unter dem 1. August hatte die Infantin-Regentin eine Proclamation erlassen, worin sie alle Portugiesen bei Ver-

meidung einer schonungslosen Strafe aufforderte, der Donna Maria da Gloria und dem constitutionellen Grundgesetze Dom Pedro's gehorsam zu sein. Allein gleichzeitig erschien eine angeblich aus Wien vom 9. Juli datirte, mit Dom Miguel's Namen unterzeichnete Proclamation, die mit unglaublicher Schnelligkeit durch ganz Portugal verbreitet wurde und die Bewohner dieses Reiches aufforderte, sich wieder um ihren Infanten zu vereinigen und gemeinsam mit ihm und unter seinem Panier Ungerechtigkeit und Anarchie aus Portugal zu vertreiben; sie möchten sich ja nicht durch den falschen Schein eines schönen Ideals verführen lassen, das ihre wirkliche Glückseligkeit zerstöre; dagegen sollten sie der bedrängten heiligen Religion sich annehmen und niemals der Freiheit abweichender Glaubens-Bekenntnisse, diesem heillosen Prinzipe republikanischer Regierungen, Zutritt gestatten. Seid überzeugt — hieß es ferner in dieser Proclamation — daß die großen Mächte der Religion heilige Sache vertheidigen, und daß jede Regierung, die mit Verkennung ihrer Pflichten die Revolutionäre unterstützt, im Angesichte von ganz Europa ebenso wie diejenigen gezüchtigt werden wird, die es wagen sollten, sich in unsere Angelegenheiten zu mischen und den Revolutionären Hülfe zu leisten. Diese Elenden haben meinen lieben Bruder, der in Brasilien seiner Freiheit beraubt und mit uns außer aller Verbindung gesetzt ist, die Gesetze vorgeschrieben, welche er Euch jetzt vorlegt; sie haben ihm nicht gestattet, selbst zu Euch zu kommen und sie in Eurer Mitte auszusprechen u. s. f." Der Schluß lautete: „Tod den Revolutionären der benachbarten Länder, die nach Portugal gekommen, und Tod der neuen Constitution selbst!"

Eine Aufforderung dieser Art, unterstützt von den allerwärts geschäftigen Mönchen und den Emissären der über schwere Mißhandlungen klagenden Königin-Mutter, konnte ihre Wirkung nicht verfehlen. Hatte doch selbst der frühere Kriegsminister Barbacena die Soldaten zu dem Glauben verleitet: Dom Pedro habe sie der Wuth der Revolutionäre

preisgegeben; schon riefen einzelne Regimenter: „verläßt uns Dom Pedro, so lebe unser König Dom Miguel!“ Die Regentschaft fürchtete eine Revolution zu Gunsten Donna Carlotta's und nur die Anwesenheit der britischen Kriegsschiffe im Tajo, die auf den ersten Wink zur Hülfe bereit waren, konnte sie einigermaßen beruhigen. Dagegen griff der Aufruhr in den Grenzprovinzen, namentlich in Traz-os-Montes immer weiter um sich. An die Spitze der Bewegung traten der Marquis von Chaves, früher Silveiro Pinto, Graf von Amarante, sein Oheim Antonio Silveira, einst Miturheber der Revolution von 1820, der Marquis von Montalegre, der Vicomte de Canellas und der Brigadier Magessi; am rührigsten zeigte sich die Familie Silveira. Allerwärts schaarten sich die Bauern und Gebirgsbewohner, mit Sensen, Piken und alten Gewehren bewaffnet, zusammen; ihr Feldgeschrei war: „hoch lebe Spanien! Es gebe uns einen absoluten König! Tod den Engländern, Tod den Constitutionellen und allen, die die Charte beschwören!“ Saldanha ging diesen Meuterern muthvoll entgegen und sprengte sie auseinander. Die Meisten flüchteten über die spanische Grenze. Aber im Geheimen glimmten die Funken der Empörung fort, und selbst in der Hauptstadt wurde eine Verschwörung entdeckt, deren Mitglieder den Infanten Dom Miguel zum absoluten König ausrufen und nebenbei die Häuser der reichen Kaufleute zu Lissabon ausplündern wollten. In dieses Complot waren sogar vier berittene Polizei-Compagnien der Hauptstadt verwickelt, welche auch sofort nach den Azoren transportirt wurden.

Endlich wurden am 30. October zum ersten Male die Sitzungen der Cortes in dem Palaste Ajuda von der Infantin-Regentin mit einer salbungsvollen Rede eröffnet. Die ersten Tage gingen mit den üblichen Feierlichkeiten und gegenseitigen Anreden hin. Es schien der Regierung wie den Abgeordneten zu den Cortes, vielleicht auch aus Furcht vor der Rache ihrer Gegner, diesmal Ernst mit den reformatorischen Fortschritten zu sein; und Aller Muth wurde durch

die günstige Nachricht erhoben, daß der Infant Dom Miguel, auf den Rath des Kaisers von Oestreich, am 4. October zu Wien seinen Eid auf die von Dom Pedro erlassene Constitution unbedingt geleistet und der portugiesische Botschafter am Wiener Hofe, Villa Secca, sich sofort an den Pabst um Dispensation zur Verlobung und Ehe zwischen Dom Miguel und der erst siebenjährigen Königin Donna Maria da Gloria, wegen allzu naher Blutsverwandtschaft, nach Rom gewendet habe.

Die Regierung zeigte viel guten Willen, aber wenig Kraft; sie füllte die Gefängnisse mit den verhafteten Insurgenten, bestrafte diese aber nicht; die darüber klagenden Patrioten wurden zurückgewiesen, ja wohl gar wegen überspannter Gesinnungen oder Hinneigung zu republikanischen Tendenzen getadelt und bestraft. In allen Schritten der Regierung bemerkte man eine gewisse Langsamkeit und vorzüglich war der nachtheilige Einfluß des englischen Cabinets daran schuld, welches das von Parteien zerrissene und geschwächte Portugal nicht wieder zu Kräften kommen lassen wollte und Alles anwendete, um ihm die Nothwendigkeit des englischen Schutzes immer fühlbarer zu machen. Sir William A'Court paßte zwar zu der ihm übertragenen Rolle, folgte aber häufig seinen torystischen Meinungen und hätschelte die fremden Diplomaten, die zum Theil als Vertraute oder Begünstiger der apostolischen Faction bekannt waren. Münch erzählt, angeblich aus sicherer diplomatischer Quelle, der Geschäftsträger einer großen Macht habe es in dieser Beziehung so arg getrieben, daß Pozzo di Borgo in vertraulichem Zirkel denselben einen „Fanatiker" genannt habe.

Jetzt brach aber die Insurrection vom Neuen und gleichzeitig im Süden wie im Norden Portugals aus. Abermals standen die früher genannten, die Silveiras, Chaves und Abrantes an der Spitze. Dom Miguel ward als König, Donna Carlotta in dessen Abwesenheit als Reichsverweserin ausgerufen. Dies geschah zu Villareal; allein die Trup-

pen weigerten sich, mit den Insurgenten gemeinsame Sache zu machen; ja sie trieben sogar den Marquis von Chaves und seine Bauernhaufen bis über die spanische Grenze zurück. Dagegen nahm der Aufstand im Süden eine desto drohendere Gestalt an. In Algarvien hatte Abrantes die Fahne des Aufruhrs entrollt und bereits zwei Regimenter königlicher Truppen um dieselbe versammelt. Eine zu Tavira errichtete Junta, aus dem Bischofe von Silvas und den Marquis Abrantes, Silveira und Souza gebildet, leitete das Ganze. In Lissabon herrschten Furcht und Schrecken; der Staatsrath schwankte umschlüssig hin und her und nur der Kriegsminister Saldanha behielt Muth und Kraft zu energischen Maßregeln. Auf sein Anrathen ernannte die Regentin den Generallieutenant Manoel de Sampayo zum Commandanten von Lissabon und zum Gouverneur der Provinz Estremadura, den Marschall de Camp Stupps, einen naturalisirten Engländer, zum Oberbefehlshaber in Oporto, während Alemtejo und Ober-Beyra den Generalen de Beyra und Bazzea anvertraut wurden; er selbst schiffte sich mit einer schnell zusammengezogenen Operations-Division nach Lagos ein, um die algarvischen Rebellen zu Paaren zu treiben. Die Infantin-Regentin ward unter den Schutz der englischen Seestation gestellt und erhielt eine aus englischen Marinesoldaten bestehende Sicherheitswache. Zwei in der Hauptstadt zurückgelassene Bataillone versahen inzwischen gemeinsam mit einer aus Handelsleuten errichteten Miliz den gewöhnlichen Dienst.

Bald war es Saldanha's kraftvollen Bewegungen gelungen, die Schaaren Abrantes' zurückzudrängen und ihn selbst zur Flucht nach England zu zwingen. Gleichzeitig hatte jedoch der rastlos thätige Marquis von Chaves das Asyl, das er in einem gallizischen Kloster gefunden, verlassen und abermals ein nicht unbeträchtliches Corps von portugiesischen Flüchtlingen zu Toro gesammelt, mit welchem er den Grenzen seines Vaterlandes entgegenzog, nicht — wie er in seinen Proclamationen versicherte — um den

Krieg nach Portugal zu bringen, sondern um seine Landsleute von dem drohenden Ungemach zu befreien, das jetzt schon auf ihnen laste und ihnen ihre alten Gesetze und Gebräuche, kurz Alles wieder zu schaffen, was sie vormals zum mächtigsten Volke der Erde erhoben! — Die von ihm und seiner Partei allerwärts ausgestreuten Flugblätter und Proclamationen enthielten die kecke Behauptung: „Dom João VI. sei am 4. März schon nicht mehr im Besitze seiner Geisteskräfte gewesen, habe nicht einmal mehr die Sterbesacramente empfangen und also auch unmöglich das Regentschafts-Decret vom 6. März ausfertigen können; übrigens sei dieses Decret schon deßhalb ungültig, weil Portugals Grundgesetz, welches Uebertragung der Regentschaft auf die Königin-Wittwe vorschreibe, darin übergangen worden sei. Daher verlange Se. allergetreuste Majestät, Dom Miguel I., unverzügliche Eidesleistung aller Portugiesen, Anerkennung seiner Mutter als Regentin während seiner Abwesenheit, Anerkennung des Successionsrechts der Prinzessin von Beira für den Fall seines Todes und Eidesleistung an die Königin-Mutter bei Einsetzung der Regentschaft; inzwischen sollte eine im Namen Dom Miguel's I. erwählte provisorische Regierungs-Junta mit den Behörden in der Stadt Braganza ihren Sitz nehmen, woselbst sich auch die Cortes nach den vier Ständen versammeln sollten."

In vier Colonnen, angeführt von den Generalen Montalegre, Mayece, Madureira und Pinto da Silva, drangen die Insurgenten über die portugiesische Grenze. Die erste von Lugo ausgezogene Colonne bemächtigte sich ohne Widerstand der festen Stadt Chaves, während eine andere über den Duero setzte und Miranda in Besitz nahm, dessen Besatzung sogleich zu den Insurgenten überging. Von allen Seiten strömten fanatische Ueberläufer hinzu. Villaviciosa, Braganza und Estremos öffneten nach kurzem Widerstande die Thore und der Plan der miguelistischen Häuptlinge: in Gewaltmärschen die volkreichen Städte zu erreichen, wo ihnen die meisten Anhänger zufielen, schien völlig zu glücken.

Daß alle Schrecken eines fanatischen Bürgerkrieges diese Eilmärsche bezeichneten, versteht sich von selbst. Schon im Anfange des Decembers befand sich der Marquis Mantalegre, der mit seiner Colonne nach Mirandella und von hier aus gegen den Duero vorgerückt war, Lamego gegenüber, wo die Truppen der Generale do Rego und Pamplona — letztrer war von der apostolischen Partei wieder zur constitutionellen übergesprungen — einen vergeblichen Widerstand versuchten und bald in hellen Haufen zu Montalegre übergingen. Der siegestrunkene Chaves war unterdessen gegen Oporto vorgerückt und hatte die wichtige Brücke von Oporto besetzt. Nur die gegen Elvas vorgedrungene Colonne war weniger glücklich, denn in dieser Hauptfestung Portugals waren die verfassungstreusten Truppen zusammengezogen.

Der Aufruhr hatte sich bereits auf das linke Ufer des Duero gezogen und trotz alles Ankampfes hatten seine Flammen bereits den größten Theil der Provinzen Traz-os-Montes, Beyra, Duero und Alemtejo ergriffen. In dieser Noth ergriff die zagende Regierung das letzte Rettungsmittel: sie ging den alten Verbündeten, England, um schleunigen Beistand an, der ihr auch bereitwilligst zugesichert ward. Der Minister des Auswärtigen beklagte sich in der Sitzung der Cortes am 4. Dec. mit bittern Worten über die Treulosigkeit Spaniens, weßhalb auch der spanische Gesandte in Lissabon nicht mehr in solcher Eigenschaft anerkannt werde, während der portugiesische Gesandte in Madrid eine keineswegs mündliche, sondern thätliche Genugthuung fordern solle. Werde diese verweigert, so solle England angegangen werden, sie Portugal zu verschaffen. Die Deputirtenkammer beschäftigte sich während dieser furchtbaren Krisis mit gegenseitigen Anklagen über Säumniß und Schlaffheit, schwächte dadurch das letzte Vertrauen und vergrößerte die Rathlosigkeit. Endlich verfügte sie die Suspension der individuellen Freiheit auf die Dauer von drei Monaten, und die Errichtung von Sicherheitswachen und von Freiwilligen. Die Pairskammer zeigte dagegen weit mehr Energie und Ver-

stand, und viele eilten freiwillig zu den Waffen, um die Constitution gegen die Angriffe von Außen zu beschirmen. Die Nachricht von dem schnellen Vordringen der Royalisten nach Oporto erfüllte die Constitutionellen mit neuer Bestürzung, reizte aber auch die Wuth des Volkes, das die Mehrzahl der Minister eines Einverständnisses mit der Königin-Mutter und den Häuptern der Royalisten beschuldigte. Zum Unglück war noch der einzige Mann, von welchem man in dieser Krisis Rettung hoffen konnte, der Kriegsminister Saldanha, in einem algarvischen Kloster, wie die Sage ging, an gereichtem Gifte gefährlich erkrankt. Ihn ersetzte einstweilen ein, nach dem Glauben des Volkes, durchaus untauglicher, den Miguelisten ergebener Mann. Schon zeigte sich Gährung im Volke, die sich fast zum offenen Tumulte steigerte, als am 8. Dec. alle Minister, mit Ausnahme des der Justiz, ihre Entlassung verlangten; allein noch zur guten Stunde empfing die geängstigte Infantin, die sich schon an Bord des englischen Admiralschiffes flüchten wollte, beruhigendere Nachrichten aus den Provingen. Den verfassungstreuen Generalen Mello und Claudino war es gelungen, die Linie des Tameya und Duero zu behaupten; das Corps des constitutionellen Marquis von Angeja setzte sich bei Braga fest und hielt dadurch den beabsichtigten Marsch von Chaves nach Oporto auf; in dieser letztgenannten wichtigen Stadt hatte der treffliche Stubbs, unbedingt der treuste und persönlich tüchtigste aller constitutionellen Generale, die besten Anordnungen getroffen. Die freiheitskühne Jugend der Hochschule von Coimbra hatte die Waffen ergriffen und sich um die constitutionelle Fahne gesammelt. Die Banden des Brigadiers Magessi waren durch den Grafen von Villaflor aus Alemtejo über die spanische Grenze hinausgedrängt worden; kurz alle einlaufenden Nachrichten gaben Hoffnung, daß der Krieg, jetzt nur noch ein Guerillakampf, baldigst beendigt werden würde. Hierzu mochte auch die Wahl Moura Cabral's und des Marquis de Valença zu Ministern des Innern und des Kriegs

berechtigen. Unter solch erfreulichen Aussichten schloß man am 23. December die Sitzungen der Cortes, wobei der Bischof von Viseu eine salbungsvolle Rede an die Vertreter des Volkes hielt.

An demselben Tage liefen eine englische Fregatte und vier Kriegsbriggs, mit 1500 Mann an Bord, im Hafen von Oporto ein und schon am nächsten Abend erschien das englische Kriegsschiff Priamus auf der Höhe von Lissabon. Während des allgemeinen Jubels, den dieses Ereigniß hervorrief, beeilte sich die Infantin, Sr. Großbritannischen Majestät ein Schreiben voll des innigsten Dankes für die schnelle Hülfe zu übersenden. Wirklich war auch solche Hülfe des Dankes werth, denn am 1. Januar 1827 schiffte General Clinton, der Oberbefehlshaber der englischen Armada, den größten Theil seiner Truppen aus; sie bestanden aus einem Husaren- und einem Lanzier-Regimente, drei Regimentern Dragoner und sechs Compagnien Garde-Dragoner; an Fußvolk aus sechs Compagnien Garde, 30 Compagnien von verschiedenen Regimentern und aus zwei vollzähligen Regimentern Iren; dazu drei Brigaden Artillerie, zwei Compagnien Sapeurs und Mineurs, und 2000 Mann Seesoldaten. Vier Linienschiffe verstärkten die von Vice-Admiral Beauclerc befehligte Seestation, welche nun im Ganzen 11 Linienschiffe und eine Anzahl größerer und kleinerer Fahrzeuge zählte. Unter Clinton commandirten die Generale Arbuthnot, Blackney und Bouverle; die Cavallerie befehligte Obrist Wyndham. Noch vor Ankunft dieser Truppen hatte die Königin-Mutter zu ihren Getreuen zu entfliehen gesucht, die die wichtigsten portugiesischen Grenzfestungen besetzt hielten; allein der Anschlag wurde vereitelt und die ränkesüchtige Frau, obwohl mit allem Anstande behandelt, unter genügende Obhut gestellt.

Inzwischen minderte sich gar bald der Enthusiasmus der Bevölkerung von Lissabon über die fremden Beschützer. Die englischen Regimenter sollten nach geschlossener Uebereinkunft in die Nähe der Hauptstadt, innerhalb eines Um-

kreises von zwei Stunden untergebracht und gebührend verpflegt werden; außerdem war ihnen noch die Besetzung der bei Lissabon gelegenen Forts St. Julian und Bugio anvertraut. Dies verletzte den portugiesischen Nationalstolz, der sich jetzt nach überstandener Gefahr eben so prahlerisch herausstellte, als er sich während der Unglückstage hinter feiger Erbärmlichkeit versteckt hatte. Unter lauten Verwünschungen der Brasilianer und Briten verlangte der vornehme wie der niedrige Pöbel nach einem eingebornen, seinen Sitten sich anschmiegenden König. Indessen war auch das Benehmen des englischen Oberbefehlshabers ziemlich sonderbar; über die Instructionen, die er empfangen, herrschte ein undurchdringliches Dunkel, und wenn es auch den Anschein hatte, als wolle er die Insurrection unterdrücken, so bewies er andrerseits auch nicht die geringste Sympathie für constitutionelle Interessen.

Von diesem schwankenden Auftreten Clintons waren die Häuptlinge der Miguelisten alsbald unterrichtet, auch wußten sie um die fortgesetzten Cabalen am Hofe der Infantin-Regentin und dies gab ihnen neuen Muth und neues Vertrauen. Zudem trat Spanien, das bisher die Sache der Rebellen nur heimlich unterstützt hatte, der portugiesischen Regierung immer drohender gegenüber. Chaves und der kühne Tellez Jordao, unter ihnen die Häuptlinge Samellas, Vargea und Mellelo, hatten wieder zahlreiche Haufen versammelt, mit denen sie die Grenzprovinzen in Schrecken und Verwirrung setzten; vor allen zitterte man für Oporto, gegen welches sich jetzt der Marsch der Insurgenten richtete. Schon waren die öffentlichen Kassen aus Braga geflüchtet und Obrist Zagallo nach Oporto zurückgeworfen worden, als es den vereinigten Bemühungen von Stubbs, Villaflor und d'Angeja gelang, die Insurgenten bei den Duerobrücken von Prado und Porto zum Gefecht zu bringen. Dies geschah am 5. Februar 1827. Beide Theile fochten mit lebhafter Erbitterung, bis sich endlich der Sieg auf die Seite der Constitutionellen neigte. Die Mehrzahl der miguelistischen

Truppen streckte die Waffen und bat um Amnestie; nur die Häupter des Aufstandes entkamen mit einem kleinen Ueberreste nach Spanien, wo sie von den Generalcapitänen freundlich aufgenommen wurden. Die von Portugal verlangte Entwaffnung der Empörer gab zu neuen lebhaften Erörterungen zwischen beiden Regierungen Anlaß, und wenn auch Spanien endlich zu der kategorischen Erklärung genöthigt wurde, daß die Insurgenten auf keine fernere Unterstützung von ihm zu rechnen und ihre Waffen an Portugal auszuliefern hätten, so blieb es doch bei leeren Worten, die durch die That fast täglich Lügen gestraft wurden.

Schon am 2. Januar traten die ordentlichen Cortes wieder zusammen. Sie beschäftigten sich zunächst mit finanziellen Untersuchungen, mit Vornahme des Budgets und Prüfung des Staatshaushalts, während die Rebellion noch furchtbar im Innern des Reiches wüthete. Leider entdeckte man hierbei ein empörend schlechtes Finanzsystem, eine bodenlose Verschleuderungssucht, und Mängel und Anomalien in jedem Zweige. Nach heftigen, großentheils vergeblichen Debatten über die Mittel, den gesunkenen Credit zu heben, wurde der Entwurf über die Dotation der königlichen Familie vorgenommen und die Cortes, die doch die Noth des Landes am Besten kannten, decretirten Civillisten und Apanagen, die unter den obwaltenden Verhältnissen wahrhaft verschwenderisch waren und nebenbei ihren offen erklärten Feinden, wie der Königin-Mutter, dem Infanten Dom Miguel und dergl. in den ausgeworfenen Jahrgehalten die Waffen zur Bekämpfung der Constitutionellen in die Hände gaben. Gleich thöricht und unpolitisch waren die Abgaben, durch welche diese Summen aufgebracht werden sollten, wie z. B. der Verkauf päbstlicher Bullen und Ablaßbriefe, wodurch das dumme und abergläubische Volk gegen die Regierung aufgereizt, den viel vermögenden Pfaffen aber ein willkommener Grund zu neuen Umtrieben gegeben ward. Während die Zeit über Erörterung von Fragen der geringsten Bedeutsamkeit verschwendet und in hochklingenden Phrasen eine

parlementarische Ostentation gesucht wurde, blieb die Gesetzgebung in dem jämmerlichsten Zustande und bildete namentlich die Criminalgerichtspflege ein wahrhaft schauervolles Gemälde. So verfloß die Hälfte der Cortessitzungen von 1827, ohne daß die Erwartungen der Patrioten auch nur durch eine einzige legislative Maßregel befriedigt worden waren. „Erziehung und Gewohnheit schienen bei dem verwahrlosten Volke nur noch einen gewissen Hochmuth, oder eine jämmerliche Eitelkeit übrig gelassen zu haben, die mit Ignoranz verschwistert, gegen alles Fremde eine klägliche Verachtung affectirten. Die neuen portugiesischen Gesetzgeber blieben taub gegen die Donnerstimme der neuesten Erfahrungen, prangten aber doch gern mit unnützer Gelehrsamkeit und verloren sich in spitzfindige Theorien. Sie wollten nicht das Gute, sondern phantastischer Weise gleich das Beste durchsetzen, und vermieden doch, wie absichtlich, jeden Weg, auf welchem das Volk zu einer ersprießlichen Civilisation hätte gelangen können." (Venturini.) Die ärmern, durch die fortwährenden Parteikämpfe noch mehr gedrückten Bürgerklassen seufzten vergebens nach einer Erleichterung ihres unglücklichen Zustandes. Der Ackerbau, wie überhaupt die Cultur des Bodens lag gänzlich darnieder und dennoch blieb dem Landmann die jammervolle Aussicht, die kostbare Unterhaltung der fremden Gäste großentheils aufbringen zu müssen.

Gegen dieses vereinigte Elend glaubten die Cortes — sei es aus Kriecherei oder aus Thorheit — ein Hauptmittel darin gefunden zu haben, daß sie auf die baldige Ankunft ihrer erlauchten Königin, Donna Maria da Gloria, „dieser Hoffnung des Ruhmes und Glückes für Portugal" drangen, wodurch der Parteigeist beschwichtigt, das gesunkene öffentliche Vertrauen wiederhergestellt und nur ein Nationalwille im ganzen Lande sich kundgeben werde. Energischer klangen dagegen die Vorschläge des von der constitutionellen Armee zurückgekehrten Generals Claudino: jede Provinz, die sich gegen Dom Pedro empören würde, außer dem Gesetze zu erklären, jeden, der mit den Waffen in der Hand ergriffen

würde, auf der Stelle zu erschießen und in jeder Provinz eine Militär-Commission zu errichten. Andere riethen zu einer vollkommenen Amnestie für alle politischen Vergehen. Die Regierung schwankte hin und her; Dom Pedro, der einzige Mann, der vielleicht helfen konnte, war in weiter Ferne und noch überdieß durch den Krieg mit Buenos-Ayres und die Umtriebe der republikanischen Faction in Brasilien festgehalten, überdieß hatte Dr. Abrantes, einer der damaligen Vertrauten des Kaisers, die Nachricht nach Portugal gebracht, die Niederlegung der Krone Portugal's von Seiten Dom Pedro's, bis seine Tochter das 18. Jahr erreicht, sei nur bedingt und von Dom Miguel's Ankunft in Rio Janeiro abhängig, wo dieser die Rathschläge seines kaiserlichen Bruders einholen sollte. Allein Dom Miguel suchte allerlei Vorwände hervor, um dieses Ansinnen abzulehnen. Die alte Verwirrung währte fort, die Regentin aber war so schwach und entmuthigt, daß sie oft nicht wagte, die aus Brasilien empfangenen Depeschen mitzutheilen. Unter solchen Verhältnissen hob in den Provinzen der Geist der Empörung das blutige Haupt, bald hier, bald dort, wieder empor. Die Cortes schlossen ihre nutzlosen Sitzungen am 31. Mai 1827.

Wenige Wochen vorher war große Besorgniß über die Nachfolge in der Regentschaft entstanden, indem Donna Isabella von einem gallichten Fieber, zu welchem sich ein gefährlicher Rothlauf an der einen Lende gesellte, heimgesucht worden war. Starb die Prinzessin ohne weitere Verfügungen, so fiel die Regentschaft verfassungsmäßig der Königin-Mutter zu. Um jedoch dies zu verhindern, gedachte die Ministerialpartei, der Minister des Auswärtigen Almeida an ihrer Spitze, sich mit dem Miguelismus abzufinden und eine achtzigjährige Großtante Dom Pedro's, Donna Maria Benedicta, als Nachfolgerin vorzuschieben, während die Ehrendame derselben, die Gräfin von Ribeira-Grande, eine Schwester Almeida's, die lästigen Staatsgeschäfte besorgen sollte. Der Ausführung dieses Planes standen aber im

Miniſterium der feſte Saldanha, in den Cortes der unerſchütterliche Verfechter der Charte, Dom Pedro's Freund, Aguiar entgegen. Man ſuchte ſich daher dieſer beiden zu entledigen; ſie erkrankten plötzlich, wie man allgemein ſagte, in Folge von Vergiftung, Aguiar ſtarb nach wenigen Stunden, Saldanha wurde jedoch durch ſeine ſtarke Natur gerettet. Als Saldanha ſich einigermaßen wieder erholt, veranſtaltete er eine Verſammlung des Staatsraths unter perſönlichem Vorſitze der inzwiſchen ebenfalls geheilten Regentin, worin er den Entſchluß erklärte, mit ſeinen bisherigen Collegen, die ihm ſtets entgegenhandelten, nicht mehr zuſammen arbeiten zu wollen. Letztere, hierüber entrüſtet, boten ihre Entlaſſung an, die auch von der Regentin angenommen wurde. Nur Saldanha und Noronha blieben in ihrem Amte als Miniſter des Kriegs und der Marine. Die Neuerwählten waren Marquis Palmella für das Auswärtige, der Biſchof von Algarvien für die Juſtiz, Santarem für das Innere und Antonio Manoel de Carvalho für die Finanzen. Allein auch dieſes Miniſterium konnte nicht mit einem Male die allgemeine Zerrüttung beſeitigen. Die Anarchie wuchs täglich unter den niedern Volksklaſſen, während in den höhern Kreiſen der Geſellſchaft Intriguen aller Art fortgeſponnen wurden. Unbeſchreiblich war die Nachläſſigkeit der Polizei, die, geleitet von dem erbärmlichen Baſtos, die ſchändlichſten Gräuelthaten ruhig geſchehen ließ, ja häufig ſelbſt unterſtützte. Dies bewog den Kriegsminiſter Saldanha, zur Regentin, welche die Bäder von Caldas gebrauchte, zu reiſen und ſie um die Entfernung Baſtos' zu bitten; gleichzeitig ſtellte er ihr die Alternative, entweder einem haltbareren Syſteme zu huldigen oder ſeine Entlaſſung anzunehmen. Allein Donna Iſabella war um dieſe Zeit bereits von den „Corcundas", mit welchem Spottnamen die Abſolutiſten und Serviilen bezeichnet wurden, gleich ſehr wie von Sir A'Court umſtrickt und zauderte, Saldanha's Wunſch zu erfüllen. Am meiſten intriguirte der Wortführer der britiſchen Politik, jener vermeintliche Vertreter Dom

Pedro's in Lissabon, A'Court, dem der kühn entschlossene Saldanha vielfach im Wege stand. Der treuste Minister der Regentin erhielt daher schon am folgenden Tage die erbetene Entlassung, indem seine Feinde den von ihm gestellten Antrag als Majestäts-Verbrechen zu schildern wußten. Kaum war aber die Nachricht dieses Gewaltstreichs in der Hauptstadt verbreitet, als sich eine heftige Bewegung zeigte, welche mehrfach als das Werk Saldanha's und seiner Freunde bezeichnet ward. Man sprach von Einführung der Republik und der neue Kriegsminister da Ponte, eine Creatur A'Court's und Saldanha's persönlicher Gegner, schilderte die Einzelnheiten dieser angeblichen Verschwörung in einem Sendschreiben an das diplomatische Corps mit großer Uebertreibung, wobei er selbst treuergebene Patrioten zu verdächtigen suchte. Stubbs, Lampayo u. A. m. wurden in Untersuchung gezogen, ersterer sogar seines Postens in Oporto entsetzt und vor ein Kriegsgericht gestellt, weil er soldatisch-derb der Regentin geschrieben: wenn sie nicht Energie genug besitze, um Saldanha zurück zu berufen, so wollte er mit seinen Truppen nach Lissabon marschiren und sie unterstützen.

Die reactionären Bestrebungen konnten aber nur dann gelingen, wenn jenes mächtige Bollwerk staatsbürgerlicher Freiheit, die freie Presse, in Schranken gehalten würde. Man verzögerte daher die Bestätigung neuer Censoren, während die zeitherigen, angeblich wegen allzu großer Nachsicht, ihrer Aemter entsetzt wurden. Die Vertheidiger des constitutionellen Systems sahen sich alsbald zum Schweigen verurtheilt, die Absolutisten aber zu kühnerem Auftreten ermuthigt; unter allen Tagesblättern zeichnete sich durch Unduldsamkeit, Fanatismus und Blutdurst die Trombetta final des Pater Mazedo aus, die es sogar wagte, mit den Worten der Schrift: „Zur selbigen Zeit wird der große Fürst Michael, der für sein Volk stehet, sich aufmachen" offen für Dom Miguel zu werben; ihr Feldgeschrei war Mord und Bürgerkrieg, ihr ewiger Refrain: entledigen wir uns der Revolutionärs! Die Infantin, von den Corcundas einge-

schüchtert und bethört, las keine andern Schriften als diese, und ihre nächste Umgebung, namentlich ihre erste Ehrendame, Donna Maria des Resgates, ein Werkzeug der Königin und der Priesterpartei, sorgte dafür, daß sie dem Einflusse der Liberalen entzogen blieb.

Allein die brasilisch-patriotische Partei, durch vielfache und unverdiente Mißhandlungen gekränkt, hatte sich schon früher an Dom Pedro nach Rio Janeiro gewendet und diesen von den Umtrieben der Absolutisten unterrichtet. Der Kaiser war hierüber höchst unwillig und sendete sofort geschärfte Depeschen an die Regentin, in denen er befahl, alle wegen der letzten Unruhen in Lissabon und Porto eingezogenen Personen sofort in Freiheit zu setzen, Santarem und da Ponte aus dem Ministerium zu entlassen und an ihre Stelle den General de Caula und Don José Freyre d'Andrade zu Ministern des Kriegs und der Justiz zu ernennen. Gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, Dom Pedro habe eigenhändig an Georg IV. von England geschrieben und sich bitter über Sir A'Court's Benehmen in den neuesten portugiesischen Angelegenheiten beklagt; hierauf habe das englische Cabinet der Regentin eröffnet: es werde seine Armee sogleich zurückziehen und seinen Gesandten von Lissabon abberufen, wie überhaupt alle Verbindung mit Portugal aufgeben, wenn die Decrete des Kaisers nicht schleunigst in Vollzug gesetzt würden. Und dieses Gerücht wurde um so wahrscheinlicher, als kurz darauf die Vertraute der Infantin, Donna Maria des Resgates entlassen, Mello de Breyner, Saldanha's Freund und der entschiedenste Gegner der Corcundas, in den Staatsrath berufen und Graf Villaflor, ein Liebling Dom Pedro's und eifriger Freund der Constitution, als Befehlshaber nach Oporto geschickt wurde. Allein die Apostolischen, um diese Zeit geführt von Trigoso und Barradas, verloren deßhalb den Muth noch nicht, ihr mächtigster Schutz blieb Donna Carlotta; die Regentin aber zeigte sich so schwach, daß es fast den Anschein hat, als sei sie in die Geheimnisse der Königin ein-

geweiht gewesen und habe um das Project mit Dom Miguel's Regentschaft gewußt; Furcht vor der Rache des Infanten und ihrer Mutter bewog sie vielleicht auch, zu den Umtrieben der Apostolischen zu schweigen. Die Macht dieser letztern ging sogar so weit, daß sie die Regierung vermochten, die Befehle Dom Pedro's, wodurch Saldanha zum Kriegs- und Palmella zum Premier-Minister ernannt wurden, zu unterdrücken und die darauf bezüglichen Ordres als nicht empfangen zu betrachten. Die Diplomatie der nordischen Höfe, denen beide Männer unangenehm waren, hatte hierbei die Hand im Spiele.

Inzwischen hatte Dom Miguel sein 25. Lebensjahr erreicht und daher die durch die Carta de Lei vorgeschriebene Befähigung zur Regentschaft erlangt. Er weigerte sich beharrlich, nach Brasilien zu reisen und bestand auf seinem Rechte, nach Portugal zurückzukehren und dort als Gemahl der Donna Maria da Gloria die Zügel der Regierung zu ergreifen. Sei es nun, daß Gründe der Politik den östreichischen Hof bestimmten, oder war der scharfsinnigste aller Staatsmänner, Metternich, wirklich von Dom Miguel getäuscht worden, kurz man glaubte in Wien an die Besserung des Infanten und begünstigte dessen Bestrebungen. Kaum war der gewandte östreichische Botschafter, Baron von Neumann, aus Rio Janeiro zurückgekehrt, als zwischen den Höfen von Oestreich, England und Frankreich Unterhandlungen über die Regenten-Rechte Dom Miguel's gepflogen wurden, die zu dem Resultate führten: „es sei am gerathensten, dem Infanten bei Uebernahme der Regentschaft nicht hinderlich zu werden, da die bisherige Regentin Maria Isabella sich aus freiem Antriebe zur Niederlegung des Regiments bei Ankunft ihres jüngern Bruders bereitwillig erklärt habe, und somit alle Schwierigkeiten von dieser Seite aus dem Wege geräumt wären." Frankreich bot hierzu bereitwillig die Hand, um durch dieses Manöver den überwiegenden Einfluß Englands in jenem Theile der pyrenäischen Halbinsel zu schwächen; in England hatte Dom Miguel an

den Häuptern der Torys, namentlich an Wellington und Beresford, die beide früher große Rollen in Portugal gespielt, eifrige Freunde und Fürsprecher; Dom Miguel aber verstand sich so gut auf seine Heuchlerrolle, die man ihm eingeübt, daß selbst Canning, über die wahren Gesinnungen des Infanten getäuscht, die Idee wegen Uebertragung der Regentschaft für das geeignetste Mittel zur Aussöhnung der feindlichen Parteien hielt. Auf die Kunde dieser Unterhandlungen sendete Saldanha einen seiner Adjutanten nach Rio Janeiro und beschwor den Kaiser auf's Dringendste, selbst nach Portugal zu kommen und zwar, bevor Dom Miguel daselbst erscheine. Allein Dom Pedro war durch sein gegebenes Wort an Brasilien gebunden und hatte übrigens im eigenen Lande vollauf zu thun, um die republikanischen Aufstände zu unterdrücken. Mit widerstrebenden Gefühlen entschloß er sich daher, das verhängnißvolle Decret vom 5. Juli 1827 zu unterzeichnen, durch welches er seinen Bruder zum Regenten von Portugal ernannte. Es lautete also: „Da ich der Meinung bin, daß die Sicherheit des Staats das erste Gesetz jedes Souveräns ist und sein muß, ich auch die Einsicht, Thätigkeit und Charakterstärke meines sehr geliebten und geschätzten Bruders, des Infanten Dom Miguel, in meine königliche Erwägung gezogen habe, so erachte ich für zweckdienlich, ihn zu meinem Stellvertreter zu ernennen und ihm alle, mir als König von Portugal und Algarvien gebührenden Machtvollkommenheiten zu übertragen, die nach der constitutionellen Charte bestimmt sind, damit er diese Königreiche, der besagten Charte gemäß, regiere." —

Ein englisches Dampfboot brachte dieses wichtige Decret am 2. September nach Lissabon, wo durch den Abgang des Finanzministers Carvalho Alles in der größten Verwirrung war. Die Absolutisten triumphirten und sprachen laut und offen von der demnächst erfolgenden Umkehr; einzelne Behörden wirkten bereits im Geiste der erwarteten Regierung und nur die Partei der Liberalen war von bangem

Schrecken und von Angst für die nächste Zukunft erfüllt. Die übelsten Rückwirkungen hatte die Publication des Decrets auf die Bank und die neue von der Regierung projectirte Anleihe. Allgemein fürchtete man am Hofe einen Volkstumult und der Polizei-Intendant Bastos mußte deßhalb einen strengen Befehl ergehen lassen, nach welchem jede Meinungsäußerung dem Publikum verboten ward; auf englische Hülfe war auch nicht groß zu rechnen, denn die Truppen dieser Regierung standen drei Stunden von Lissabon bei Cintra und Mafra concentrirt und hatten bestimmten Befehl, sich durchaus neutral zu verhalten. Unterdessen suchte Dom Miguel durch einen von Wien aus an seine Schwester gesendeten Brief, der in einer außerordentlichen Beilage zur Lissaboner Zeitung bekannt gemacht wurde, die Gemüther wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu beruhigen, wobei er mit schlauen Worten des Eides gedachte, den er auf die Verfassung des Königreichs geschworen, eine gänzliche Vergessenheit der etwa vorgefallenen Irrthümer und Fehler wünschte und von Aufrichtigkeit, Eintracht und Versöhnung sprach. Schließlich erbat er sich von der Regentin die Ausrüstung einer Fregatte und einer Brigg, die ihn aus den Hafen von Falmouth nach Lissabon überfahren sollten.

Nachdem der Infant noch eine andächtige Reise nach Maria Zell unternommen, reiste er am 5. Dec. von Wien ab und ging in Begleitung des Grafen von Villareal über Paris nach London, woselbst er am 30. Dec. anlangte. Er genoß königliche Ehren und ward von Georg IV. wie von dessen Ministern mit vieler Auszeichnung aufgenommen. Seine Rolle spielte er mit großer Meisterschaft; abermals leistete er, wie zu Wien, das feierliche Versprechen, die Anordnungen seines Bruders zu ehren und nach den Vorschriften der Verfassung zu regieren. Palmella, der portugiesische Gesandte in London, ein entschiedener Feind der Apostolischen, ging täglich mit ihm um und erhielt die schönsten Worte, machte sich aber im Geiste auf seine baldige Absetzung gefaßt; dagegen wurden Saldanha und Dr. Abrantes

gar nicht bei ihm vorgelassen. Indessen glaubten selbst vorsichtige Männer, daß ihn das Unglück gebessert oder der Anblick der glänzenden, wenn auch gesetzlich beschränkten englischen Monarchie von seinem absolutistischen Wahnsinne geheilt habe. Die englische Politik glaubte noch ein Uebriges gethan zu haben, als sie dem jungen Infanten einen wohlunterrichteten, mit den Intriguen der apostolischen Partei vertrauten Mann in der Person des Sir Frederik Lamb als Rathgeber nach Lissabon mitgab. Nachdem das Hauptgeschäft, das ihn in London aufgehalten, die Aufbringung einer bedeutenden Geldsumme, durch die Gefälligkeit des Herrn Rothschild glücklich beseitigt war, bestieg der Infant am 6. Februar das ihm zugesendete portugiesische Schiff, auf welchem er am 22. desselben Monats, nach einem überstandenen schweren Sturme, in den Tajo einlief und endlich im Hafen von Lisboa landete.

Die Volksmassen, welche in zahlreichen Gruppen das Ufer erfüllten, empfingen den Infanten mit verschiedenartigen Begrüßungen. Neben dem Jubelrufe: „es lebe der Regent! Dom Pedro! die Charte!“ ertönte auch: „es lebe der König Dom Miguel I.! es lebe der absolute König!“ Nach der Berechnung des Infanten sollte jedoch die Maske nicht gleich Anfangs fallen; deßhalb befahl er die Verhaftung Aller derer, die in den letzten Ruf mit einstimmen würden. Hierdurch reizte er aber die Königin-Mutter, die in ihrem Zorne sich weigerte, dem feierlichen Te Deum in der Kathedrale beizuwohnen. Am 26. leistete der Infant vor den versammelten Cortes den Schwur auf die Carta de Lei, wobei er jedoch, den Meineid im Herzen, jesuitisch schlau die Schwörfinger unter das Evangelienbuch hielt und so seine Worte entkräftigen zu können glaubte. Gleichzeitig ward ein neues Ministerium aus Männern, die entweder keine Energie hatten oder der apostolischen Partei treu ergeben waren, zusammengesetzt. An die Spitze desselben trat der Herzog von Cadaval; das Ministerium des Kriegs und provisorisch das des Auswärtigen übernahm Graf Villa-

Real, das Innere Marquis de Viena, die Justiz Furtado, die Finanzen Lauzan. Den meisten Einfluß übte der fanatische Beichtvater der Königin, Pater Mazedo, der Redacteur der blutgierigen Trombetta final. Neben ihm herrschte die Königin-Mutter fast unumschränkt; selbst Dom Miguel mußte sich ihrem Willen beugen, denn bei jedem Versuche zur Widersetzlichkeit drohte sie, ihre eigene Schande und mit ihr das Geheimniß von der Geburt des Infanten bekannt zu machen.

In Folge abgeschlossener Convention begann am 11. März die Einschiffung der englischen Truppen. Dies gab das Signal zum Ausbruch der mühsam zurückgehaltenen Wuth des Pöbels, der jetzt, aufgehetzt von den Apostolischen und Pfaffen, den Palast Ajuda unter dem unaufhörlichen Geschrei: „es lebe der absolute König Dom Miguel! Tod dem Dom Pedro und der Charte!" umlagerte. Selbst Personen aus den höhern Ständen, wie Fürst Schwarzenberg, der Patriarch von Lissabon und der General de Caula wurden, als sie sich weigerten, in das Geschrei des Pöbels einzustimmen, schändlich mißhandelt. Der Infant sah lächelnd diesen Gräuelscenen zu, während seine Mutter mit einem weißen Tuche ihre Getreuen zur Fortsetzung des begonnenen Werkes aufmunterte. Unbekümmert um die Bitten der Constitutionellen und um die Vorstellungen der britischen in Lissabon seßhaften Kaufleute, die beide das Aergste zu befürchten hatten, setzte General Clinton die Einschiffung fort, indem er die erhaltene Ordre vorschützte, die ihm beföhle, sämmtliche Truppen bis zum 24. März eingeschifft zu haben. Daß der Abzug der englischen Truppen blutige Auftritte herbeiführen würde, war vorauszusehen, es war daher eine absichtliche Grausamkeit des inzwischen in England eingeführten torystischen Ministeriums, dem General Clinton kategorische Befehle zu übersenden und nicht wenigstens einige Regimenter zum Schutze der Constitutionellen zurückzulassen.

Der Infant schäumte vor Wuth, als ihm jetzt Sir Frederik Lamb erklärte, daß das Rothschild'sche Anleihen

nur unter der Bedingung abgeschlossen sei, daß die von Dom Pedro eingeführten Institutionen beibehalten würden, weßhalb er sich auch weigere, das Geld an's Land bringen zu lassen. Wirklich ging auch das sämmtliche Geld wieder nach England zurück. Eine Masse von Absetzungen, Verhaftungen und Verweisungen Einzelner, wie ganzer constitutionellen Behörden folgten jetzt rasch aufeinander, während die Günstlinge und Häupter der Absolutisten, an ihrer Spitze der berüchtigte Marquis von Chaves, von allen Seiten herbeiströmten und vorgezogen wurden. Noch wagten einzelne kühne Männer in den Kammern der Pairs und der Deputirten gegen die immer kecker hervortretende Willkürherrschaft das Wort zu ergreifen, ja einige Mitglieder der Cortes waren sogar entschlossen, darauf anzutragen, daß das Vaterland als in Gefahr erklärt werden sollte, als der Infant die ganze Cortes-Versammlung durch einen Machtspruch für aufgelöst erklärte. Dem General Clinton, der den Infanten zur Heerschau der abziehenden englischen Truppen einladen, gab er die Antwort: „Sie und alle Ihre Leute können zum Teufel gehen!" Allerwärts beschuldigte die apostolische Partei die Engländer, die zeitherigen wie die kommenden Unfälle in Portugal herbeigeführt zu haben. Daher füllten sich auch die Wohnungen Sir Frederik Lamb's und Clinton's mit Engländern, die vor ihrem eigenen wie vor der Ihrigen Schicksal zitternd, auf den heimsegelnden Schiffen nach England zu fliehen gedachten.

Am 2. April gingen die letzten englischen Schiffe unter Segel, und nun brach die Wuth der Absolutisten mit allen Schrecken des Fanatismus hervor. Alle Klöster zu Lissabon feierten die Auflösung der Kammer durch prächtig erleuchtete Triumphbogen, um welche der rasende Pöbel mit dem Geschrei: „es lebe der absolute König! Dom Chaves! nieder mit der Charte!" herumtanzte. Von Beschimpfungen und Mißhandlungen ging man über zum Meuchelmord, der, wenn er an Liberalen verübt wurde, ohne gesetzliche Ahndung blieb. Unglücklicherweise hatten elf Studenten von

Coimbra den Anfang damit gemacht, indem sie fünf Professoren, die mit einem Verzeichnisse der liberal gesinnten Studenten und Lehrer dieser Hochschule nach Lissabon reisten, auflauerten und zwei derselben tödteten, die andern aber gefährlich verwundeten. Diese blutige That gab nun den Factionären willkommenen Vorwand zur Ausübung der furchtbarsten Rache an ihren Gegnern. Mit welcher Milde übrigens Dom Miguel regierte, bewies sein Benehmen gegen den sonst hochangesehenen Kriegsminister, Graf Villa-Real, der sich geweigert, eine verfassungswidrige Ordre zu unterzeichnen und deßhalb seine Entlassung erhielt. Als er beim Abschiede die Hand des Infanten küßte, schlug ihn dieser in's Gesicht, stieß ihn mit dem Fuße zurück und rief ihm nach: „zurück, Elender! ich will nichts weiter von der Verräther-Charte hören!"

Inzwischen hatte Frederik Lamb auf geheimen Wegen urkundliche Abschriften der Befehle und Instructionen erhalten, nach welchen sich Dom Miguel zum absoluten König ausrufen lassen wollte und welche unwidersprechliche Beweise der deßhalb mit dem spanischen Hofe angeknüpften Unterhandlungen enthielten. Allein der schlaue Infant glaubte den Augenblick noch nicht gekommen, um die Maske abwerfen zu können; auf das Drängen des englischen Diplomaten führte er zu seiner Entschuldigung an: der entschieden ausgesprochene Wille des Volkes übe Zwang über ihn; er wolle aber die Nation selbst zur Richterin zwischen ihm und seinem Bruder, sowie über die Stellung machen, welche er künftig einzunehmen hätte. Indessen wurde Alles zu einem großen Schlage vorbereitet. Schon waren alle öffentlichen Beamten, welche Anhänglichkeit an die Constitution gezeigt, von ihren Stellen vertrieben und durch treuergebene Creaturen Dom Miguel's ersetzt worden. Jetzt traf die richterlichen Personen dasselbe Schicksal. Hierauf suchte man das Heer zu bearbeiten, das noch die meisten Sympathien für Dom Pedro zeigte; allein die Mittel waren zu gut gewählt, als daß sie nicht durchgegriffen hätten.

Alle zweifelhaften Offiziere wurden durch migueliſtiſch-geſinnte erſetzt, die einflußreichſten aber unter irgend einem beliebigen Vorwande unſchädlich gemacht und entweder eingekerkert oder caſſirt. Schon waren einzelne Regimenter gewonnen und riefen den abſoluten König aus. Endlich beſtach man die Municipalität von Liſſabon, welche in drei Sälen eigene Liſten auflegen ließ, die ſchon nach wenigen Tagen mit 27,000 Unterſchriften von Leuten aus der unterſten Hefe des Volkes verſehen waren. Alle hatten für die Ausrufung Dom Miguel's zum abſoluten König unterzeichnet. Am 24. April, dem Geburtstage der Königin-Mutter, begab ſich daher die Municipalität in feierlichem Zuge nach dem Palaſte Ajuda, überbrachte dem Infanten die Liſten und trug ihm allerunterthänigſt im Namen der Nation, welche nach ſeiner Beherrſchung ſchmachte, die abſolute Königskrone von Portugal und Algarvien an. In der Oper wurde die königliche Hymne geſpielt, die Dichtung Dom Pedro's aber, bekannt unter dem Namen der conſtitutionellen Hymne, bei jedem dargebotenen Anlaſſe verhöhnt. Alle Häuſer mußten illuminirt werden. Jetzt fing auch der hohe Adel an, ſeine Namen in das beim Herzoge von Cadaval ausgelegte Regiſter einzuzeichnen. Da Ponte, los Arcos und andere, früher von Dom Pedro begünſtigte Männer, ſtanden oben an. Auch die Geiſtlichkeit blieb nicht zurück und der kurz vorher vom Pöbel mißhandelte Patriarch war der erſte, der aus Feigheit oder innerer Anhänglichkeit, die Unterſchriften der hohen Prieſterſchaft einſammelte. Alle Klöſter und geiſtliche Capitel folgten nach, ſich um den Vorrang auf den Liſten drängend. Gleiches geſchah von den Mitgliedern des Tribunals erſter Inſtanz zu Liſſabon und von den übrigen hohen Gerichtshöfen. Noch immer zierte ſich aber Dom Miguel; er ließ durch die Hofzeitung die Erklärung veröffentlichen: „Wir müſſen vermeiden, Europa das Recht zu geben, uns als Factionsmänner zu betrachten und die neue Regierung als unter dem Joche einer revolutionären Partei zu vermuthen! Selbſt der einſtimmige Wille

der Provinzial-Municipalitäten ist weder völlig gesetzlich, noch zureichend, um unabweisbare Rechte einer vorgeblichen Legitimität ganz zu entkräften. Nicht permanente Kammern muß man darüber entscheiden lassen, sondern man muß an das öffentliche Tribunal der ganzen Nation appelliren, wo die Repräsentanten des Volks, des Adels und der Geistlichkeit vereint das beschließen werden, was dem Rechte der portugiesischen Nation am angemessensten sich erfunden."

Vielleicht spielte Dom Miguel nur deßhalb den Spröden, weil noch ein großer Theil des hohen Adels seiner Usurpation entgegen war. Zunächst weigerten sich zwei muthvolle Männer, Graf Linhares und der berühmte Mello Breyner, die Adelsregister zu unterzeichnen; ihrem Vorbilde folgten 22 Pairs, feierliche Verwahrung gegen das Geschehene einlegend. Auch die Hälfte des Militärs blieb noch der Sache Dom Pedro's getreu. Nichts desto weniger erließ Dom Miguel jenes merkwürdige Decret vom 3. Mai, worin er erklärte: dem Andringen des Adels, der Geistlichkeit, der Gerichtshöfe und aller Kammern nachgebend, habe er sich entschlossen, die drei Stände des Reichs zu einer Generalversammlung auf den 2. Juni nach Lisboa einzuberufen, damit sie in der obschwebenden Angelegenheit, nach den Sitten und Gebräuchen der Monarchie, in althergebrachten Formen prüfen und aussprechen möchten, was Rechtens sei. Gleichzeitig machte die königliche Druckerei eine Denkschrift bekannt, deren Verfasser der junge, kenntnißreiche, von Dom Miguel zum Minister des Auswärtigen ernannte Visconde de Santarem war; sie bewies mit sieben historisch-staatsrechtlichen Gründen, daß der zweite Sohn Dom João's VI. der wahre legitime Nachfolger auf dem Throne von Portugal sei. Allein schon am 7. Mai empfing der Visconde eine von dem diplomatischen Corps unterzeichnete Note, worin im Namen der hohen Souveräne erklärt wurde: es werde Dom Miguel von dem respect. Mächten niemals unter einem andern Titel als dem eines Regenten im Auftrage Dom Pedro's anerkannt werden;

ihre Sendung müsse daher in demselben Augenblicke aufhören, wo Dom Miguel den Titel eines Königs von Portugal annehmen würde. Außerdem legten noch die außerordentlichen brasilischen Gesandten zu Wien und London, Marquis de Rezende und Visconde d'Itabayena, gegen die Usurpation des Infanten feierliche Verwahrungen ein, die sowohl an die betreffenden Höfe, als an die loyale portugiesische Nation gerichtet waren.

Diese kategorischen Schritte der Diplomatie waren zwar dem Infanten ziemlich unwillkommen, vermochten aber nicht, ihn in seinem Beginnen zu stören. In einer am 23. Mai erlassenen Proclamation an die getreuen Portugiesen rühmte er sich mit den empfangenen Addressen, als dem getreuen Ausdruck der Wünsche der unermeßlichen Mehrzahl Portugals, verkündigte nochmals die Berufung der drei Stände zur Wiederkräftigung jener ursprünglichen Institutionen der Monarchie, die auf immer das Ungeheuer der Revolution vertilgen sollten, und forderte alle Portugiesen zu Zeugen der gesetzlichen Berathungen auf, die das Glück des Volkes und das strengste Princip der Legitimität feststellen würden. Inzwischen hatten sich die Militärhäupter der Besatzung von Oporto entschieden gegen die Usurpation Dom Miguel's und zu Gunsten Dom Pedro's erklärt; fünfzehn treue Regimenter machten schon Miene gegen Lissabon zu marschiren; der Infant beschloß, ihnen zuvorzukommen, verordnete einstweilen die Blokade des Hafens von Oporto und wollte sich Anfangs selbst an die Spitze der „treuen Armee" stellen, welche die Rebellen zu züchtigen bestimmt war; allein bald darauf erklärte er dem Ministerrathe, daß er nicht mit dem Heere abgehen würde, da seine Gegenwart in der Hauptstadt durchaus unentbehrlich sei. Vom Neuen füllten sich jetzt die Gefängnisse mit unglücklichen Schlachtopfern des Despotismus, von denen eins der bejammernswerthesten der ausgezeichnete Patriot Mello de Breyner war; in einem scheußlichen, zum Theil unter Wasser gesetzten Kerker im Thurme von Bagio endigte jedoch bald dar-

auf der Tod die Leiden dieses hochbetagten, trefflichen Mannes.

Im Palaste von Ajuda versammelten sich am 23. Juni die Repräsentanten der sogenannten drei Stände des Reichs; die Wahl derselben war durch Bestechung und Anwendung von Gewalt nur auf Männer gefallen, die sich zu willigen Werkzeugen für das beabsichtigte Gaukelspiel hergaben. Abends um fünf Uhr erschien der Infant im altportugiesischen Costüme, die mühsam einstudirte Rolle übernehmend, die ihm um so schwerer wurde, als er aller persönlichen Würde entbehrte. Der Herzog von Cadaval versah das Amt eines Kronfeldherrn des Reichs und der Bischof von Viseu ergriff zuerst das Wort, um Dom Miguel, nachdem derselbe dreimal das Gesetz seines Landes und seines Königs beschworen und dreimal diesen Eid gebrochen hatte, zum rechtmäßigen Beherrscher der portugiesischen Monarchie vorzuschlagen. Nach ihm sprach der Desembargador José Accursio des Neves, den Vorschlag des Bischofs billigend und rühmend; verabredeter Maßen erscholl jetzt von allen Seiten verworrenes Beifallsgeschrei, während außerhalb des Saales eine rauschende Musik von Blasinstrumenten in den anbefohlenen Jubel der dort aufgestellten Soldaten und Polizeibeamten einfiel. Der neugeschaffene König stieg nun vom Throne herab und begab sich in den Audienzsaal, wo er den Handkuß der Repräsentanten zu empfangen geruhte. Sein erster Regierungsact war ein trügerisches Amnestie-Decret für alle seit seiner Ankunft auf portugiesischem Boden begangenen politischen Verbrechen mit Ausnahme der Gottes- und Heiligen-Lästerung, der Nothzucht, des Hochverraths und des Meineids. In diesen beiden letzteren Worten hatte er sich mit jesuitischer Doppelsinnigkeit die Erlaubniß zu neuen Einkerkerungen vorbehalten. Noch einmal gaben die Vertreter der Geistlichkeit und des Adels, sowie die Procuratoren des Volkes einzeln und in besondern Kirchen ihre Zustimmung zur Königschaft Dom Miguel's. Die heiligen Ceremonien wurden schändlich

mißbraucht, ambrosianische Lobgesänge abgehalten, feierliche Processionen veranstaltet u. dergl. m. Drei Tage hindurch ertönten Kanonensalven von den Forts und wurde des Abends die Hauptstadt festlich erleuchtet. Zahlreiche Glückwunsch-Addressen, die von allen Seiten eingetrieben wurden, sollten die Täuschung vollenden. Allein unmittelbar nach Vollziehung der verrätherischen Usurpation verließen sämmtliche Gesandten der fremden Mächte, mit Ausnahme des päbstlichen Nuntius, der zur Wahrung kirchlicher Interessen sich durchaus für nothwendig an Ort und Stelle erklärte, die Hauptstadt.

In welchem Sinne der Usurpator das Amnestie-Decret erklärte, bewies die gewaltsame Verhaftung des greisen Exministers Barrados, mit welchem bald Subserra-Pamplona und andere angesehene Männer, die sich bei irgend einer Gelegenheit für Dom Pedro ausgesprochen, dasselbe Schicksal theilten. In allen unterworfenen Provinzen wurden Prevôtalhöfe errichtet und Confiscationen aller Güter der verurtheilten oder entflohenen politischen Verbrecher angeordnet. Die scheußlichste Criminaljustiz begann jetzt ihre schaudererregende Thätigkeit, von welcher das Auge jedes Freundes der Menschheit sich weinend hinwegwendet. Alle, welche der Widersetzlichkeit gegen die Thronbesteigung oder gegen die Majestät Dom Miguel's überführt waren, wurden ihres beweglichen und unbeweglichen Eigenthums verlustig erklärt; gleiches geschah mit denen, die ohne Erlaubniß der höchsten Staatsbehörde das Königreich verlassen würden; Unterschlagung des Confiscirten oder Geheimhaltung desselben zu Gunsten der Betroffenen zog eine Geldstrafe von 400,000 Reis oder dreijährige Galeerenstrafe in Afrika nach sich. Gegen Ende des Juli 1828 wurden auch die sogenannten Cortes, nachdem sie Alles gethan, was ihnen der Usurpator befohlen, in ihre Heimath entlassen, wo sie die neue Glückseligkeit des absolutistischen Portugals verkündigen sollten. Am Besten mochte dafür die Zahl der Verhafteten oder auf der Flucht befindlichen Individuen aus allen

Ständen sprechen, die sich schon bis auf 15,214 gesteigert hatte. Unter den Eingekerkerten befand sich auch die Tante des verstorbenen Königs, die vier und achtzigjährige Prinzessin Maria Benedicta.

Die Sache der Constitutionellen, von den Machthabern in England völlig verlassen und von der übrigen fremden Diplomatie mit scheelen, argwöhnischen Blicken betrachtet, fand nur noch unter den Truppen von Oporto einige muthvolle Vertreter. Die Absetzung eines tapfern, der Constitution ergebenen Obristen rief eine dem Infanten entschieden feindselige Stimmung unter den dortigen Regimentern hervor, welche sich am 16. Mai laut für Dom Pedro, dessen Tochter und die Carta de Lei erklärten. Wenige Tage darauf schlossen sich verschiedene Regimenter, Bataillone und Compagnien aus der Umgegend der neuen Schilderhebung der Constitutionellen an; eine aus den ehemaligen Cortesmitgliedern Surmento und Sampayo so wie aus dem General Claudino bestehende Regentschaft übernahm die Leitung des Aufstandes, der sich bereits bis zur südlichsten Spitze Algarviens auszudehnen schien. Die siegestrunkene Regierungs-Junta zu Oporto ernannte Minister für die provisorische Regierung und sendete Eilboten nach England, um die dorthin geflüchteten Anhänger und Minister des Kaisers, Saldanha, Villaflor und Palmella, in das Vaterland zurückzurufen, wo sie vom Neuen an die Spitze der Regierung treten sollten. Allein bald entstanden Zwistigkeiten unter den Liberalen selbst, die mit halben Maßregeln die kostbare Zeit verloren und durch Uneinigkeit und Rangstreit ihre Thätigkeit hemmten; das gegenseitige Mißtrauen wuchs; zahlreiche Schaaren gingen zu den Absolutisten über, und schon nach vierzehn Tagen war das vom General Alvaro befehligte Heer der Royalisten den pedristischen Truppen weitaus an Zahl überlegen. Zu diesem Unglücke kam noch, daß um diese Zeit an die Spitze der englischen Regierung ein Tory-Ministerium trat, welches die Blokade von Oporto anerkannte, nachdem es kurz zuvor seine Miß-

billigung über die miguelistische Usurpation amtlich verkündigt hatte. Schon waren die Constitutionellen auf verschiedenen Punkten geschlagen und zurückgeworfen worden, als Saldanha, Villaflor und Palmella am 26. Juni in Oporto anlangten. Letztrer trat als Oberbefehlshaber an die Spitze des constitutionellen Heeres; aber aller Muth, den sowohl er, als Saldanha, Villaflor, Stupps (Militärgouverneur von Oporto), Taipa u. A. entfalteten, war vergebens; nirgends fanden sie im Volke die gewünschte Unterstützung, vielmehr rief dieses, plündernd und mordend, durch wenige Maravedis bestochen, allenthalben seinen absoluten König aus. Am 24. Juni hatte der miguelistische General Povoas die Constitutionellen in einem blutigen Gefechte nahe bei Coimbra völlig geschlagen und nach den Ufern der Vouga gedrängt, wo die durch die zahlreichen Desertionen geschwächten Schaaren noch einmal (am 28.) einen kurzen und vergeblichen Widerstand versuchten. In der Nacht auf den 3. Julius gab selbst die Junta von Oporto in ihrer letzten Sitzung die Sache des Vaterlandes für verloren und nur mit Mühe gelang es den Häuptern der Insurrection, auf dem Dampfschiffe Belfast zu entfliehen, das nach einer äußerst gefährlichen Fahrt, auf welcher sie Corunna berührten und dort von den spanischen Behörden beinahe verhaftet worden wären, am 18. Juli glücklich in Plymouth anlangte. Schon am Morgen des 3. Juli war die Vorhut der Miguelisten in Oporto eingezogen; Tages darauf folgte das 10,000 Mann starke Hauptcorps mit 30 Stücken Geschütz. Der Rest der constitutionellen Truppen flüchtete größtentheils nach Norden und überschritt zugleich die spanisch-galizische Grenze. So seltsam wechselten — nach der Bemerkung Venturini's — die Schicksale der grimmig gegen einander erbitterten Parteien, daß gerade, als die aus Portugal durch constitutionelle Streitkräfte verjagten Banden des berüchtigten Chaves, auf Dom Miguel's Gnadenruf unter Tellez Jordao, 900 Mann stark, in die Heimath zurückkehrten und dort freundliche Aufnahme fanden, ihre frühern

Besieger keine andere Zuflucht als eben das Land wußten, wo jene, mit Waffen, Kriegsbedarf und Geld von den spanischen Behörden unterstützt, zum Kampfe gegen die Constitution, die Dom Pedro ihrem Vaterlande verliehen, erstarkten. General Povoas wurde jetzt zum Gouverneur von Oporto ernannt und versprach sofort in einem Tagesbefehle Vergessenheit des Geschehenen und die Gnade des Königs. Aber dieser Zusicherung zum Hohn sprach das Prevôtal-Gericht von Oporto über achtzig Constitutionelle das Todesurtheil. Hier wie in der Hauptstadt begann nun die blutigste Reaction. Hinrichtungen und Ersäufungen wechselten mit heimlichen Justizmorden; nicht Rang und Stand, nicht Alter und Geschlecht schirmte vor dem Grimme des Usurpators; wer es irgend vermochte, entfloh von dem Schauplatze der unmenschlichsten Gräuel, und die englischen und französischen Fahrzeuge, die aus dem Tajo oder einem Küstenplatze Portugals absegelten, vermochten nicht die Menge der Unglücklichen aufzunehmen, welche mit ihren letzten Schätzen das bluttriefende Vaterland zu verlassen eilten. Schon waren in einem Zeitraume von vier Wochen über hundert Mill. Franken an Kapitalien außer Landes geschafft worden. Hierdurch steigerte sich die Geldnoth zu einem furchtbaren Grade; der Handel im Innern wie auf den Küstenplätzen des Reiches stockte; der Staatscredit sank täglich tiefer und trotz aller Confiscationen wußte die Regierung kein Mittel, sich aus ihrer ungeheuern Schuldennoth zu retten.

Noch einmal versuchten die Constitutionellen eine Schilderhebung gegen Dom Miguel auf der Insel Madeira; allein ihre Kräfte waren zu schwach, das Volk nahm auch hier nur geringen Antheil und die von dem Usurpator entsendete Expedition, die am 22. August auf Madeira landete, unterdrückte mit geringer Kraftanstrengung den Aufstand. Wie in Lissabon wüthete jetzt auch hier das Racheschwert mit schonungsloser Härte gegen Alle, welche Antheil an der Insurrection genommen. Dagegen behaupteten sich die Con-

stitutionellen im siegreichen Kampfe gegen alle Angriffe der Migueliſten auf Terceira, der wichtigſten Inſel unter den Azoren. Hier hatte man kräftigere Vertheidigungsmaßregeln ergriffen. Zwar ſuchte der Commandant des migueliſtiſchen Geſchwaders ſich eines ſichern Landungsplatzes zu bemächtigen, allein er wurde jedes Mal mit bedeutendem Verluſte zurückgeſchlagen und begnügte ſich endlich, die Inſel in gemeſſener Entfernung zu umkreuzen. Das kleine Eiland ward nunmehr von einer eigenen conſtitutionellen Regierung im Namen Donna Maria's verwaltet und bildete den Stützpunkt für entſcheidendere Operationen in den kommenden Jahren. Die Getreuen Dom Pedro's in England und Braſilien verhießen reichliche Unterſtützung. Inzwiſchen hatte die Einnahme von Oporto der conſtitutionellen Sache in Portugal den Todesſtoß gegeben; ſie zuckte nur noch in einzelnen Guerillakämpfen, beſonders um das feſte Almeida und in Minho, auf, blieb aber auf mehrere Jahre ſo gut wie vernichtet. Trotz der geglückten Uſurpation füllte ſich jedoch das Herz Dom Miguel's täglich mehr mit Mißtrauen gegen ſeine früheren Freunde und Helfershelfer; ſo fiel der ſtolze Marquis von Chaves in Ungnade und wurde nebſt ſeiner Gemahlin hochverrätheriſcher Umtriebe bezüchtigt, weil man Münzen mit ſeinem Bildniß und der Umſchrift: König Emanuel II. gefunden haben wollte. Verhöhnt von elenden Höflingen verfiel der Gekränkte, den der erlittene Undank vielleicht eben ſo ſehr wie das Mißlingen ſeiner hochſtrebenden Entwürfe ſchmerzte, in tiefe Melancholie, die mit finſterm Wahnſinne endigte. Ueberall glaubte Dom Miguel Anzeichen gefährlicher Verſchwörungen zu erblicken; er verſchärfte daher die Sicherheitsmaßregeln für die Hauptſtadt, die Forts und den Hafen; Offiziere und ganze Regimenter, deren Treue nicht durchaus erprobt war, wurden verſetzt und an ihre Stelle entſchieden migueliſtiſch Geſinnte berufen; ja ſelbſt im Auslande, vornehmlich in England und den Niederlanden, beſoldete der angſterfüllte Thronräuber geheime Emiſſäre, die, von den Torys und Jeſuiten un-

terstützt, die Plane der nach jenen Landen geflüchteten Constitutionellen auskundschaften sollten.

Aber auch selbst gegen seine eigene Familie wüthete der Infant. Seine jüngere Schwester, die schöne Infantin Donna Anna de Jesus Maria, hatte mit dem Sohne des vor einigen Jahren ermordeten Marquis de Loulé ein schwärmerisches Liebesverhältniß angeknüpft, in dessen Folge sie bald ein süßes Pfand seiner Zuneigung unter ihrem Herzen trug. Allein eine ungewöhnliche Regung der Milde im Herzen der Königin-Mutter rettete das liebende Paar und ehe noch Dom Miguel in Lissabon ankam, hatte das heimliche Bündniß die Weihe der Kirche erhalten. Aber desto schonungsloser wüthete der ferne Infant; der eigenen Schwester drohte er mit der Peitsche und dem Gefängniß, dem Marquis mit dem höchsten Galgen in Portugal. Um solchem Schicksale zu entgehen, hatten sich die Unglücklichen, nur mit dem Nothdürftigsten versehen, eiligst nach England geflüchtet, wo sie der Arm des Zürnenden nicht erreichen konnte. Nachmals sorgte jedoch die Königin-Mutter für sie, die auch wiederholt von dem Infanten Verzeihung für Loulé und für ihre gefallene Tochter erbat. Dagegen war dieselbe Carlotta unermüdlich, im Herzen des Infanten alle Gefühle menschlichen Erbarmens für die zahlreichen Opfer der Parteiwuth zu ersticken. Aber nur ungern beugte sich der freche Jüngling der rachebrütenden Mutter; außer seinem Willen sollte kein andrer sich geltend machen. Er verließ daher nach den Ereignissen von Oporto den gemeinschaftlich bewohnten Palast Ajuda, den er der Königin-Mutter überließ, während seine beiden übrigen Schwestern mit ihm in den Palast de los Necessidades zogen. Am aufmerksamsten beobachtete er die frühere Regentin, Donna Isabella, die auch wirklich mit den Constitutionellen geheime Verbindungen unterhielt. Mit welchen Planen er sich übrigens beschäftigte, mochte leicht aus der furchtbaren Antwort zu ersehen sein, die er — nach dem französischen Constitutionel — dem General-Intendanten der Polizei am 18. August ertheilte, als

dieser ihn berichtete: man müsse Maßregeln gegen die in den überfüllten Gefängnissen ausgesprochene Epidemie ergreifen, auch wisse man kaum noch, die Menge der Gefangenen unterzubringen. „Was du machen sollst? — fuhr er ihn unwillig an —, tödten, tödten sogleich die ersten Gefangenen und die andern nach Afrika senden! Ich brauche die Gefängnisse bald für viele andere Verbrecher!“ — Die Nachricht von der Ankunft Donna Maria's in England und der ehrenvolle Empfang der jungen Königin von Seiten George's IV. versetzte den Infanten wieder in die alte Zornwuth; gemeinsames Interesse bewog ihn, sich wieder seiner Mutter zu nähern; diese aber, bekannt mit den Verhältnissen der Politik, war einer Vermählung Dom Miguel's mit seiner Nichte Donna Maria da Gloria durchaus entgegen und wie sehr auch die Diplomatie dazu rieth und antrieb, so wollte die unnatürliche Mutter doch nichts von Dom Pedro und seinem Blute in Portugal hören. Eine zweite Brunhilde rief sie dem Infanten tröstend zu: „Um dich auf deinem Throne zu befestigen, bedarf es nichts, als die Köpfe der Unzufriedenen abschlagen zu lassen; die Cabinette Europa's werden freilich viel unnützes Papier verschreiben, aber sich wohl hüten, Truppen nach Portugal zu schicken; verlaß dich darauf; ich kenne sie!“ — Die Lästerchronik behauptete sogar, Donna Carlotta habe große Summen und einen beträchtlichen Theil ihrer Diamanten nach London gesendet, um von dem englischen Ministerium die Gewißheit zu erkaufen, daß gegen den Thronraub ihres Sohnes kein Gewaltschritt geschehen solle; man bezeichnete in englischen Blättern sogar öffentlich den Unterhändler, der diesen Judashandel mit den Torys abgeschlossen. Hierin und in der englischen Anerkennung der von Dom Miguel verfügten Blokade Oporto's sollte auch der wahre Grund der Muth- und Rettungslosigkeit jener Anfangs so mächtigen constitutionellen Partei zu finden sein.

Am 9. November hatte Dom Miguel das Unglück, als er mit seinen beiden Schwestern, Donna Isabella und Donna

Maria de Assompçao, von seinem Palaste nach dem Landhause Caxias fuhr, in einem mit vier weißen Maulthieren bespannten Wagen umgeworfen zu werden. Die Infantinnen, an eine Pfoste geschleudert, waren bedeutend verwundet, Dom Miguel aber, der sich als Kutscher an den Wagen angeschnallt hatte, wurde eine Strecke weit geschleift und hatte den linken Schenkel über dem Knie gebrochen, zwei Rippen sich eingedrückt und überdies eine schwere Contusion auf der Brust erhalten, welche gefährliches Blutspeien und heftiges Fieber zurückließ. Man fürchtete oder hoffte vielmehr den Tod des verhaßten Infanten und ein deutscher Publicist nannte in seiner Schadenfreude die vier Maulthiere, welche beinahe das Schicksal Portugals entschieden hätten, die „vier kräftigsten und aufgeklärtesten Patrioten von Portugal." Allein der Infant erfüllte die Hoffnungen der Constitutionellen nicht. Nachdem er einen Monat hindurch schmerzlich gelitten, zeigte er sich am 6. Januar 1829 zum ersten Male wieder öffentlich und durchkreuzte dadurch die Plane der Parteien, von denen die eine den Infanten Don Sebastian aus Spanien berufen, die andere aber die Donna Isabella als Regentin im Namen der Königin Donna Maria für den Fall seines Todes einsetzen wollte. Während der Krankheit Dom Miguel's hatte seine Mutter die Regierung geführt; nur das Geld aus den Staatskassen ließ er durch seinen Leibarzt abholen und nach seinem Palaste bringen. Sein erster Regierungsakt bestand in der Vertheilung von Auszeichnungen und Standeserhöhungen an seine Lieblinge, zu denen vorzüglich der greise Fanatiker Dom Leitao, jetzt zum Grafen von Bastos ernannt, ein Mann, der zu jeder Schandthat bereitwillig die Hand reichte, dann ein zum Baron von Queluz und Vicomte erhobener Barbier, ein zweiter in allen Lüsten und Sünden wohlerfahrner Olivier le Dain, ohne jedoch auch nur einen Schatten von dessen Geist und Talent zu besitzen, und endlich sein Leibarzt Sand, jetzt ebenfalls zum Baron und Kammerherrn ernannt, gehörten.

Das Drama in Portugal — so eiferte um diese Zeit das Britisch Chronicle mit vollem Rechte — ist immer verwickelter und schwieriger geworden und dies sowohl rücksichtlich der Schauspieler auf der blutbefleckten Bühne, als derer, welche hinter den Coulissen das Spiel leiten. Denn durch eine Tyrannei, welche in der Geschichte des civilisirten Europa ohne Beispiel ist und sich nur mit der des rasenden Caligula vergleichen läßt, ist es dem Thronräuber gelungen, den Widerstand zu unterdrücken, den seine Gewaltthätigkeit selbst unter einem so verwahrlosten Volke finden mußte. Er erschrak freilich, als er die Reise der ihm bestimmten Braut, der rechtmäßigen Souveränin Portugals, nach England erfuhr; aber er erholte sich bald wieder, als ihm jene verächtliche, mit dem selbstsüchtigen Interesse des Handelsstandes amalgamirte Ultratorypolitik des britischen Ministeriums genauer bekannt wurde, welche nicht nur die, von dem Usurpator befohlene Blokade von Oporto und Madeira anerkannte, sondern auch die portugiesischen Flüchtlinge aus England nach Brasilien verwies und ihnen eine Begleitung von Kriegsschiffen aufdrang, die auf die wehrlosen Schutzbefohlenen ein mörderisches Feuer richteten, als sie auf der von Dom Miguel noch nicht occupirten Insel Terceira landen wollten. — Wenn auch die Anwesenheit seiner Nichte in London den Infanten Anfangs mit einiger Furcht erfüllte, so schwand diese gänzlich, als er dieses neue Brandmal der verächtlichen Kaufmannspolitik erblickte, „diesen schändlichen Bruch des Völkerrechts, welcher die fast erloschenen Erinnerungen an die Expedition von Quiberon, an den Raubzug nach Copenhagen, an den Brand des Capitols zu Washington, an die Unterjochung der indischen Rajahs und an die Ueberlieferung Parga's in Ali Pascha's blutgierige Tiegerwuth wieder auffrischte!" Schon machte die portugiesische Hofzeitung bekannt: der König von Großbritannien habe die Donna Maria bei einem Frühstücke nur als Prinzessin von Großpara und keineswegs als Königin von Portugal empfangen.

Inzwischen schienen sich die Umstände im Anfange des Jahres 1829 drohender zu gestalten; General Moreira wollte sich an die Spitze einer Contrerevolution stellen und hatte sich bereits der Besatzungen einiger der festen Schlösser Lissabons versichert, als die Spione des unerbittlichen Tellez Jordao davon Kunde erhielten. Im Augenblicke des Ausbruchs wurde Moreira festgenommen, die übrigen Verschworenen aber verloren den Muth und gaben die beabsichtigte Schilderhebung auf, ohne irgend etwas Thätliches dafür unternommen zu haben. Jetzt kannte die Wuth des Usurpators keine Grenzen mehr, aber mit ihr steigerte sich auch sein Argwohn; er war fortan nur für seinen Barbier, den sogenannten Baron von Queluz, sichtbar, an welchen auch auf Wellington's ausdrücklichen Befehl alle mit dem englischen Packetboot ankommenden Depeschen und Briefe abgegeben werden mußten. Sein Palast zu Queluz glich einer Festung und war mit zahlreichen Wachen und Kanonen umgeben, denn überall argwöhnte der feige Kronräuber Verräther und Mörder; auch schreckte ihn, wie die Sage ging, das Gespenst des ermordeten Marquis von Loulé. Tolldreiste und unbesonnene Proclamationen der Constitutionellen, die an die Straßenecken angeheftet wurden, mußten Grund zu neuen Einkerkerungen hergeben und in den überfüllten Höhlen des Jammers bereiteten Hunger, Kälte, Ungeziefer und pesthauchende Feuchtigkeit den unglücklichen Opfern der Tyrannei langdauernde Martern, bis sie endlich der Tod davon erlöste. In den Kerkern des Schlosses St. Julian, über welches der schreckliche Tellez Jordao als Gouverneur und Kerkermeister gesetzt war, mußten die Verhafteten des Nachts auf den Tischen schlafen, weil die eintretende Fluth die Gefängnisse eine Elle hoch unter Wasser setzte. Und zu all' diesem Jammer kamen noch die unausgesetzten Hetzereien der Priesterschaft, denen mit Predigten und Schriften voll des furchtbarsten Fanatismus der Pater Agostinho Mazedo voranging. Das Werk des letztgenannten: „über die allgemeine Verschwörung gegen den frommen, Gott und der

heiligen Jungfrau werthen König Dom Miguel" predigte mit nackten Worten die nothwendige Ermordung aller Constitutionellen, damit den verruchten Verschwörern jede Hoffnung des Erfolgs abgeschnitten werde. Und diese Aufforderung trug blutige Früchte. So massacrirte der aufgehetzte Pöbel bei einem Transport der Gefangenen aus einem Gefängnisse in ein anderes zwölf dieser Unglücklichen, während eine bei weitem größere Zahl gefährlich verwundet wurde. Selbst die Frauen und Töchter der Eingekerkerten mußten für die Vergehen der Ihrigen mit büßen; Frauen der edelsten Geschlechter wurden in Klöster von der strengsten Observanz eingesperrt und durch quälende Andachtsübungen, wie durch den Hohn bigotter Nonnen, ja selbst durch körperliche Züchtigungen gemartert. Am 9. März wurde mit ausgesonnener Grausamkeit auf derselben Stelle, wo vor drei Jahren für Dom Pedro eine Ehrensäule errichtet worden war, ein hoher Galgen aufgeführt, an welchen fünf der Verschwörung gegen Dom Miguel bezüchtigte unter teuflischen Ceremonien gehangen wurden; der letzte war der früher genannte General Moreira. Der Vater eines der Verurtheilten und der eigene Sohn Moreira's mußten der Execution beiwohnen und wurden während und nach derselben um den Galgen herumgeführt. Die königlichen Freiwilligen brüllten: „es lebe Dom Miguel I.", allein der Pöbel stimmte diesmal nicht mit ein.

Mit gleicher Grausamkeit wüthete der elende Dom Miguel gegen seine eigene Schwester, die frühere Regentin Isabella, welche, von ihrem unnatürlichen Bruder vielfach mißhandelt, sich endlich zur Flucht nach England entschlossen hatte. Allein ihr Vorhaben wurde verrathen und nun überfiel sie der Unmensch in ihrem Gemache, überhäufte sie mit brutalen Schimpfwörtern, mißhandelte sie mit einer Reitpeitsche und drang sogar, eine gespannte Pistole hervorziehend, auf sie ein. Die zu Tode Geängstigte entrang ihm zwar die Mordwaffe und warf den feigen Sünder zu Boden. Allein hierdurch nur noch wüthiger, raffte er sich auf

und schoß auf die Fliehende, traf jedoch fehl und streckte mit diesem Schusse nur einen herbeieilenden Bedienten der Prinzessin nieder. Endlich gelang es dem Baron von Queluz, der fußfällig für das Leben Isabella's bat, den Rasenden zu besänftigen. In dem Kloster Estrella, wohin der Tyrann seine bejammernswerthe Schwester bringen ließ, konnte sie jedoch bald die noch grausamere Mißhandlung ihrer jungfräulichen Ehre in der Staatszeitung lesen, die auf ausdrücklichen Befehl Dom Miguel's jenen schändlichen Auftritt dadurch beschönigen sollte, daß sie die allgemein als untadelhaft gerühmte Aufführung der Prinzessin durch die schmachvollsten Schilderungen verdächtigte.

Wir wenden aber jetzt unsere Blicke hinweg von diesem Gemälde des Jammers und verlassen die Geschichte eines unglücklichen Landes, deren Darstellung die Gemüther aller denkenden Menschen mit Entrüstung und Schauder erfüllt.

Dagegen verweilt das Auge des Beschauers mit freudiger Erregung auf dem meergebietenden England, wo die Freunde der Freiheit, geschaart unter dem Banner des Sir George Canning, einen rühmlichen, aber unblutigen Kampf gegen die Engherzigkeit, Selbstsucht und Intrigue der Tory's begonnen haben. Die Geschichte dieses Inselandes dreht sich fortan mehrere Jahre hindurch um die Person und die Grundsätze Canning's, welcher letztern wir daher hier noch mit einigen Worten gedenken müssen.

Schon ist erwähnt worden, daß sein Regierungssystem eine kluge Zusammensetzung aus gemäßigtem Torysmus und Whigismus gewesen, sein Hauptstreben aber dahin gegangen sei, die Verfassung Alt-Englands in ihrer Reinheit zu erhalten und sein Vaterland mit Ruhm und Ehren geschmückt zu sehen. Hierbei traf er jedoch auf den starren Widerstand aller durch das historische Recht Begünstigten und mußte um so bedächtiger und langsamer bei Verwirklichung seiner

Plane auftreten, je entschiedener die Mehrzahl seiner Collegen ihm Widerstand leistete und selbst die Gesinnung des Königs seiner Person nicht gewogen war. Dieses durch die Verhältnisse gebotene, minder entschiedene Auftreten verfeindete den ehrenwerthen Staatsmann mehrmals mit der Partei der Liberalen, welche die eigenthümliche Stellung Canning's mißkannte und eine offene Emancipation des Liberalismus von ihm verlangte. Seine Rede im Hause der Gemeinen über die Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten ward mit Vorwürfen überhäuft, weil sie den Patrioten nicht liberal genug erschien und diese die Ehre jener Maßregeln für sich selbst in Beschlag nahmen. Man vergaß, daß der Minister des Auswärtigen, wollte er anders in seinem hohen Amte Ersprießliches wirken, nicht mit der Heftigkeit eines Brougham, Wilson, Burdett u. A. auftreten durfte. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man Canning zu den Radicalen rechnen wollte; immer behielt er den Vortheil Großbritanniens im Auge, denn er war Engländer mit Leib und Seele, und es mochte genügen, daß er sich factisch als Gegner der Castlereagh'schen Verwaltung aussprach, indem er das politische Gebäude seines Vorgängers nach und nach Stück für Stück abzutragen suchte. Oft legten ihm höhere Rücksichten Stillschweigen auf, während sie ihn zu einer andern Zeit zum Reden zwangen, wo er lieber geschwiegen hätte. Hieraus erklärt Münch sehr richtig Canning's Benehmen bei den Gelegenheiten, wo er die heilige Allianz vertheidigte, während er doch ihre Doctrinen und ihre Handlungen angriff; wo er die Dazwischenkunft Frankreichs in die Angelegenheiten Spaniens rechtfertigte, nachdem er das Princip derselben längere Zeit so eifrig bestritten; wo er sich als Garant erklärte für die Aufrichtigkeit der Verheißungen von Ministern, an die er doch selber nicht glaubte; wo er einerseits Mißachtung für die Mehrzahl der europäischen Cabinette ausdrückte und andrerseits dennoch ihre Politik auf eine der Ehre der Throne und den Interessen der Menschlichkeit angemessene Weise zu erklären

suchte. Diese Zweideutigkeit der Rede, in welche er seine größten Plane verhüllen mußte und diese scheinbare Reumüthigkeit, mit der er oft Abends wiederum sich selbst über das am Morgen Verhandelte zu berichtigen beeilte, ward nur von dem aufgeklärteren und weiterblickenden Theile der Opposition gehörig verstanden; es säumten auch diese Männer in der Folge nicht, ihm die gehörige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. — Dagegen ging die Leidenschaftlichkeit exaltirter Liberaler, wie starrer Tory's gegen Canning so weit, daß sie, um ihn nur der Charakterlosigkeit zeihen zu können, in deutschen und ausländischen Blättern verfälschte Auszüge aus einer Denkschrift vom Jahre 1814 „über das Verhältniß Spaniens zu seinen Colonien und Englands zu beiden", die Canning zum Verfasser hatte, bekannt machen ließen.

Am 24. März legte Canning dem Parlemente alle auf die südamerikanischen Angelegenheiten bezüglichen Papiere vor, versprach auch, nach fünfzehn Tagen die nöthigen Aufschlüsse über die Zustände in Ostindien und das von der Regierung eingeschlagene System zur Beilegung der deßhalb obschwebenden Wirren zu liefern. Im Bezug auf Südamerika legte er die mit Fürst Polignac gewechselten Schreiben vor, worin er die Unmöglichkeit nachwies, daß Spanien je wieder in den Besitz seiner überseeischen Colonien gelangen könne; sodann theilte er ein Schreiben Sir William A'Court's mit, worin die Bemühungen Spaniens geschildert wurden, um die Höfe von Wien und St. Petersburg zur Abhaltung eines Congresses zu vermögen, auf welchem gemeinschaftlich mit Spanien die Mittel zur Wiederherstellung der legitimen Gewalt in jenen insurgirten Ländern berathen werden sollte. Hierauf habe er, Canning, unter dem 30. Januar 1824, eine im Wesentlichen also lautende Antwort ertheilt: „England habe Alles gethan, was in seinen Kräften gelegen, um eine Aussöhnung der südamerikanischen Colonien mit dem Mutterlande zu erzielen; die Sachen seien jedoch auf einen Punkt gekommen, wo es unmöglich falle, die Aner-

kennung der Unabhängigkeit jener neuen Staaten länger zu verschieben. England habe gern sich enthalten, den ersten Schritt zu thun und den Wunsch gehegt, daß Spanien selbst von der Nothwendigkeit solcher Anerkennung sich überzeugen möchte; hierzu habe jenes seine freundschaftliche Vermittelung angeboten, und, weit entfernt, ausschließliche Vortheile für sich hierbei zu erwirken, einfach die Zulassung zum Handel mit jenen Staaten, gleich allen übrigen Nationen, begehrt. Sollten nun aber gleichwohl Spanien und andere Nationen geneigt sein, eine andere Richtung einzuschlagen, so würde das englische Cabinet sich gezwungen sehen, seinerseits die Maßregeln zu ergreifen, die ihm die angemessensten und seinen Interessen dienlichsten schienen." Als nun am folgenden Tage Sir James Mackintosh im Hause der Gemeinen eine Anfrage über die südamerikanischen Angelegenheiten stellte, nahm Canning davon Gelegenheit, neue wichtige Documente mitzutheilen und bei den dazu gegebenen Erklärungen sein politisches Glaubensbekenntniß mit ziemlicher Freimüthigkeit auszusprechen. Dabei äußerte er sich unumwunden über das zeitherige Verhältniß des britischen Cabinets zum französischen, über die abweichenden Ansichten dieses letztern und das hartnäckige Sträuben, die Trennung der Colonieen anzuerkennen und den Rechten des Königs Ferdinand Gewalt anzuthun, so wie über den fruchtlosen Versuch, die südamerikanischen Staaten zu monarchisiren; endlich erhellte aus diesen Mittheilungen noch, daß nur der ehrenhaften Festigkeit und entschlossenen Haltung Canning's die bisherigen Erfolge zu Gunsten Südamerikas zu verdanken waren.

In der Sitzung vom 15. März verlas Canning im Hause der Gemeinen eine kurze Uebersicht der wichtigsten Regierungsmaßregeln im verflossenen Jahre, während im Oberhause ein Gleiches durch Lord Bathurst geschah. Es waren hauptsächlich drei: „Verbesserung der Sclaven in den britischen Colononieen; Anbahnung eines künftiges Zustandes mit Hülfe derselben, in welchem die Sclaven derselben

bürgerlichen Rechte und Freiheiten, wie die übrigen Unterthanen Sr. Majestät, theilhaftig werden könnten," und drittens: „Vornahme dieser Angelegenheit in so kurzer Zeit als möglich, zu Berathung der Maßregeln, die das Beste der Sclaven mit der Sicherheit der Colonien und den Interessen aller Eigenthümer zu versöhnen sich eignen würden." Mit bewunderungswürdigem Scharfblick entwickelte Canning das Verhältniß dieser Colonien zum Mutterlande und unterwarf die seit zwanzig Jahren angestellten Versuche zur Verbesserung des Looses der Sclaven einer strengen Kritik, wobei er aber auch der Hindernisse gedachte, die zu beseitigen wären. Endlich entschied er sich, nachdem er die große Gefahr einer Uebereilung beim Vollzuge erwähnt, im Interesse der Humanität für die Abschaffung der Sclaverei.

Der weise und vorsichtige Staatsmann, dessen Gesinnung in diesem Punkte gewiß aufrichtig war, sah sich jedoch, weil er die Ausführung seines Projectes verzögert wissen wollte, vielfach getadelt und angegriffen. Aber nicht nur die Rotte seiner schmähsüchtigen Feinde, sondern selbst edle Männer der Bewegungspartei und aufrichtige Freunde der Freiheit verwarfen die positiven, politisch-ökonomischen Grundsätze Canning's und verlangten ungeduldig die Verwirklichung ihrer trügerisch-schönen Theorien. Auch in dieser Legislation eiferte Canning mit allem Feuer seiner Beredsamkeit gegen die Fortsetzung des schändlichen, durch vielfache Verträge abgeschafften Negerhandels, den er auf gleiche Stufe wie die Seeräuberei gestellt und wie diese bestraft wissen wollte. Uebrigens zeigte sich die Opposition bei Verhandlung dieser kritischen Fragen dem Ministerium im Allgemeinen mehr zu- als abgeneigt, Canning aber hoffte, daß die Zeit die heißen Leidenschaften abkühlen und seine großen Plane zur Reife bringen würde. Auch bei den am 23. März gepflogenen Verhandlungen über die Räumung Spaniens von den französischen Truppen ließ die Opposition der ehrenhaften Ge-

sinnung Canning's volle Gerechtigkeit widerfahren, während sie die von ihm befolgte Politik nach Außen als „allzuschwächlich" bezeichnete. Vor allen glänzte bei diesen Discussionen Lord John Russel, ein Mann, gleich ausgezeichnet als Statistiker über England, wie als Eiferer für die Reform und philanthropische Fragen. Nach seiner Behauptung führten die alliirten Mächte, namentlich Frankreich, Schlimmes gegen England, die Halbinsel und Europa im Schilde, weßhalb auch Canning alle überflüssigen Rücksichten für die Continentalmächte aufgeben sollte, da überhaupt die Reden des ehrenwerthen Staatssecretärs für das Auswärtige von diesen Mächten mehr gefürchtet und gehaßt würden, als alle Vorträge der Opposition. Nach Russel ergriff Sir Robert Wilson das Wort; er erzählte mit bittern Anmerkungen die Geschichte seiner Ordensberaubungen durch die verschiedenen Souveräne und bewies aus derselben, wie aus der Verhaftung seiner Töchter, die auf Befehl der französischen Regierung zu Calais festgenommen worden waren, die feindselige Stimmung der Continentalmächte. Aber auch er sprach sich mit ehrenden Worten über Canning aus. Dieser gab zwar die Entgegnungen der Opposition gegen die fortdauernde Besetzung Spaniens durch die Franzosen zu, bewies aber zugleich, wie wohlthätig diese Maßregel gerade für die überwundene Partei selbst, deren man sich so eifrig annehme, sei, und wie die apostolischen Fanatiker nur durch die Anwesenheit der französischen Truppen von ihrer blutigen Reaction zurückgehalten würden, weßhalb auch die Apostolischen so heftig gegen die Besetzung eiferten. Bei dieser Gelegenheit zollte Canning der französischen Regierung wiederholte Lobsprüche, was aber wenig Anklang bei den meisten Mitgliedern des Unterhauses fand; schon behaupteten Einige: diese oder irgend ein fremder Hof übe Einfluß auf seine Entschließungen. Noch deutlicher trat diese Stimmung bei den Discussionen über Ernennung der Fremden-Bill hervor, in welcher die Opposition eine „große Demüthigung für England und eine knechtische

Willfährigkeit gegen die Polizei-Verordnungen des heiligen Bundes" erblickte. Dagegen erhob sich aber Canning in edler Entrüstung, indem er sich gegen einen Verdacht verwahrte, der seinen Charakter und sein Gefühl gleich sehr verletze; noch einmal gab er eine feierliche Erklärung seiner politischen Principien ab, nach welchen „niemals eine andere Macht, als die der Ueberzeugung, auf ihn wirken und Alt-England allein das Schiboleth seiner Politik sein Lebenlang bleiben werde." In der Fremden- oder Alien-Bill erblickte er aber eine den Principien und Interessen des Landes durchaus nicht widersprechende, und mit der Ruhe desselben im innigsten Zusammenhange stehende Maßregel, deren Nothwendigkeit ihm erst kürzlich eine mit geflüchteten Spaniern gewonnene Erfahrung und außerdem eine Unzahl dringender Reclamationen von Seiten der fremden Diplomatie darthue. Er unterstützte seine Behauptung durch Thatsachen, die von der Opposition nicht weggeläugnet werden konnten und gewann die Majorität der Kammer für seinen Antrag, zumal als auch Sir Robert Peel, der Staatssecretär des Innern, sich zu Gunsten der Bill ausgesprochen hatte.

In den Sitzungen während der Monate April und Mai wurden nur Fragen von untergeordnetem Interesse abgehandelt, während Canning alle Voranstalten zur völligen Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten traf. Abermals stellte am 14. Juni Lord Althorp einen Antrag auf Emancipation des katholischen Irlandes, wobei zugleich die Parlementsreform zur Sprache kam. Wie entschieden sich aber auch Canning für die erstere erklärte, so hartnäckig bekämpfte er die andere, die ihm „monstruös und revolutionär" erschien. Die Liberalen, besonders Tierney, ließen sich jedoch nicht so leicht aus dem Felde schlagen, sie griffen vor allen das fehlerhafte Wahlgesetz mit treffendem Witz als die Quelle der ungereimtesten Mißbräuche an, gaben aber doch dem Staatssecretär des Auswärtigen die Versicherung: daß sie jeder systematischen Opposition entsagen und ihn überall,

wo es sich um die großen Staatsinteressen handelte, unterstützen würden.

Schon hatte Canning geglaubt, er werde die Anerkennung der Unabhängigkeit der spanischen Colonieen nach der von ihm verzeichneten Weise einfach durchsetzen können, ohne sich lange in staatsrechtliche Erörterungen einlassen zu müssen, wobei er leicht mit den fremden Cabinetten oder mit den Liberalen in feindselige Stellung gerathen konnte; allein er wurde sehr unangenehm enttäuscht. Sir James Mackintosh, mit Canning nahe befreundet, überreichte eine von 177 Kaufleuten der Stadt London unterzeichnete Bittschrift, in welcher der Staatssecretär des Auswärtigen um Aufschlüsse über die Art und Weise ersucht wurde, wie er die Anerkennung der Unabhängigkeit der spanischen Colonieen betrachte. Beide, Mackintosh wie Canning, hielten bei dieser Gelegenheit Reden, die als Muster staatsrechtlicher Beredsamkeit gelten können und entwickelten mit ungemeinem, logischem Scharfsinne die verschiedenen in den Worten „Unabhängigkeit und Anerkennung" verhüllten Begriffe. Beide Redner wurden mit dem tiefsten Stillschweigen angehört und endigten ihre Reden unter dem rauschendsten Beifall, der ihnen von allen Seiten des Saales gespendet wurde. Und noch einmal begrüßte der lebhafteste Beifallsruf den gefeierten Canning, als er sich von Neuem erhob, um seiner langen Rede das vergessene Factum hinzuzufügen, daß seit den letzten Mittheilungen über die in Rede stehende Anerkennung Spanien wiederholt auf Zusammenberufung eines Berathungs-Congresses angetragen, er aber diesen Vorschlag entschieden abgelehnt habe. Dagegen verhallten die von Sir Francis Burdett erhobenen Einwendungen und Zweifel, ohne Eindruck zurückzulassen. Am 25. Juni 1824 wurde das Parlement prorogirt und der König, der diesen Act persönlich unternahm, konnte sich leicht aus dem lebhaften Enthusiasmus, der ihn empfing, von dem seltenen Einklang zwischen seinem Ministerium und der Nationalrepräsentation überzeugen.

In der Zwischenzeit bis zur Wiedereröffnung des Parlements am 11. September unternahm Canning eine Reise nach Irland, auf welcher er an Ort und Stelle die wichtigsten Notizen über die Zustände dieses vielfach geprüften Landes einsammelte. Mit großer Besorgniß erfüllte seine Anwesenheit in Dublin die Orangisten, allein Canning hütete sich wohl in Parteiberührungen zu gelangen, wie er überhaupt dieser Reise die Form eines einfachen Besuchs bei dem Lord-Lieutenant von Irland, Marquis von Wellesley, gegeben hatte.

Den innigsten Antheil nahm Canning an dem Schicksale Griechenlands, das ihn fortwährend beschäftigte. Hier leitete ihn, was man auch dagegen hervorzubringen gesucht hat, persönliche Theilnahme, „welche er jedoch von Zeit zu Zeit, gleichsam schamroth, darüber ertappt worden zu sein, unter kalt-staatsmännische Akte zu verbergen sich bemühte." Deßhalb duldete er auch die jetzt offen betriebene Unterstützung der Griechensache in London; ruhig ließ er es geschehen, daß die „Amphitrite" die hellenische Nationalflagge aufzog, während er mit harten Worten das Benehmen des Lordobercommissärs auf Jonien, Frederik Adams, der offen Partei gegen die Griechen genommen, tadelte. Dagegen unterließ er es, das von der griechischen Regierung ihm zugesendete Schreiben offiziell zu beantworten, obwohl er, gegen den Willen eines Theiles seiner Collegen, die Emancipation Griechenlands als eine Ehren- und Gewissenssache seiner selbst, wie auch der englischen Regierung betrachte. Es ist nicht zu läugnen, daß dieses warme Gefühl der Theilnahme von dem nur schwach verhüllten Haß unterhalten ward, welchen Canning gegen die Mächte der heiligen Allianz, die ihn wiederholt beleidigt, gefaßt hatte; auch kam ein entschiedener Widerwille gegen Rußland hinzu, dessen Vergrößerungssucht er mit ängstlichen, ja giftigen Blicken beobachtete. Daß sich übrigens Canning in seiner orientalischen Politik getäuscht hatte und kaum noch zur guten

Stunde aus seiner Täuschung gerissen wurde, lehrt uns die Geschichte der nächstkommenden Jahre.

Die mit Frankreich gepflogenen Unterhandlungen über die Räumung Spaniens, deren bereits gedacht worden ist, nahmen ein glückliches Ende. Nach langem Sträuben nahm Frankreich die angebotene Vermittelung Englands an und zog seine Truppen zurück. Auch für die Emancipation der Katholiken, Canning's Lieblingswunsch, wurden tüchtige Vorarbeiten unternommen, obschon Canning, erdrückt von der Last der Geschäfte, am Ende des Jahres 1824 und im Anfang des folgenden von häufigen und schweren Krankheiten heimgesucht ward.

Der Neujahrsgruß, mit welchem Canning am 1. Januar 1825 die Minister und Botschafter der fremden Mächte überraschte, erschien zur Freude aller Freiheitsfreunde als Verkündigung eines neuen Systems, indem er den Entschluß der britischen Regierung mittheilte, die Unabhängigkeit der Staaten von Buenos-Ayres, Mejiko und Columbia anzuerkennen, Geschäftsträger bei ihnen zu ernennen und auf der Basis dieser Anerkennung Verträge mit ihnen abzuschließen; ein Gleiches werde auch mit den übrigen amerikanischen Freistaaten geschehen und sei nur bis zum Empfang verschiedener Aufschlüsse ausgesetzt, dem man täglich entgegen sähe. — Die Diplomatie hatte dieses hochwichtige Ereigniß zwar schon seit Jahren befürchtet, allein nicht so nahe geglaubt, und wurde daher durch dasselbe in große Bewegung versetzt. Eine Botschaft verkündete das Geschehene dem Parlemente, während gleichzeitig Sir Charles Stuart zu Paris und Sir William A'Court zu Madrid davon in Kenntniß gesetzt wurden. Am meisten fühlte sich jedoch das spanische Cabinet durch die genannte Maßregel verletzt, weßhalb auch Zea de Bermudez eine Note überreichen mußte, welche die bittersten Beschwerden gegen die englische Politik enthielt. Canning antwortete scharfsinnig und würdig. Er stellte durchaus in Abrede, daß England zu den Ereignissen

selbst, welche die Emancipation der früheren spanischen Colonien herbeigeführt, etwas beigetragen; allein nach seiner Ansicht bildeten die Thatsachen eine Macht, deren Dasein zu verkennen, Thorheit verrathen würde; mit Staaten de facto Verträge abzuschließen, verletze kein Völkerrecht, und die früheren Verträge zwischen England und Spanien, auf welche Herr Zea sich berufen, hätten Zwecke, die von dem jetzigen Zustand der Dinge völlig verschieden wären, zum Grunde gehabt. England — so fuhr Canning in seiner Entgegnung fort — trat jederzeit offen und ehrlich auf; es untersagte seinen Unterthanen die Lieferung von Kriegsbedürfnissen an die südamerikanischen Insurgenten; es bot mehr als einmal seine Vermittelung in dem blutigen Kampfe an; allein Spanien verschmähte sie beharrlich und trug selbst die Schuld, daß die Sachen auf einen Punkt gediehen, wo es unmöglich sein würde, anders zu unterhandeln, als auf der Basis der Emancipation. Nachdem zu Aachen die südamerikanische Frage zum ersten und letzten Male unter den großen Mächten verhandelt worden, zeigte es niemals einen ernsten Willen, den Amerikanern annehmbare Vergleichsbedingungen vorzuschlagen: erst im Jahre 1822 fand, und zwar motu proprio, so etwas statt, nämlich dann, als die Noth in der alten und neuen Welt zugleich, es am höchsten drängte; damals ward sogar die erwähnte Basis der Unabhängigkeit bereits zugegeben; und dennoch verwarf Se. Katholische Majestät alle gemachten Vorschläge wieder. England gab nun Spanien seine Ansichten über diese Angelegenheit, zuvörderst rein confidentiell, zu erkennen, und erst im Jahre 1824 machte man die übrigen Mächte amtlich damit bekannt. Auf diese Thatsachen gestützt, lehne er, Canning, den Vorwurf Spaniens: das britische Cabinet habe die vorläufige Anerkennung der Unabhängigkeit als rigoröse Bedingung seiner Vermittelung zwischen ihm und seinen Colonien auferlegt, als völlig ungegründet, ab; nochmals vertheidigte er die factischen Regierungen und berief sich dabei auf ähnliche Fälle in der

Geschichte *). Endlich widerlegte er noch die von der Legitimität hergenommenen Scheingründe und erinnerte daran, daß England selbst zur Restauration der Bourbonen mit beigetragen.

Mit dieser Anerkennung Südamerika's hatte sich aber Canning die gesammte europäische Diplomatie zum Feinde gemacht und der Haß der Herren und Knechte verfolgte ihn von diesem Tage an bis zu seinem Tode; die hohen Staatsmänner erblickten in ihm einen Abtrünnigen, dessen ansteckende Berührung vermieden werden müsse, was sich jedoch bei den vielen und bedeutsamen Verwickelungen in Europa nicht gut bewerkstelligen ließ.

Eine der nächsten Sorgen des britischen Staatssecretärs betraf die Lage Griechenlands, die er dadurch wenigstens etwas zu verbessern suchte, daß er der griechischen Regierung die strengste Neutralität zusagte. Es bildete sich jetzt der erste unmittelbare diplomatische Verkehr zwischen England und der Regierung zu Napoli di Romania, an deren Generalsecretär, Rhodios, Canning mehrere Schreiben und Noten erließ. Nach Beilegung eines kleinen Zwistes, in den er mit den Vereinigten Staaten wegen des Negerschmuggels gerathen war, reiste Canning in Begleitung Lord Liverpool's nach Bristol, wo ihm der ausgezeichnetste Empfang von Seiten der Bürgerschaft zu Theil ward. Die bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden des Staatssecretärs machten gewaltiges Aufsehen, als die öffentlichen Blätter sie in Europa verbreiteten.

Am 15. Februar 1825 trat das Parlement wieder zusammen. Die Thronrede, die allseitig mit der gespanntesten

---

*) Münch bemerkt hierbei: Die Dynastie Braganza in Portugal und die Dynastie Bourbon in Spanien selbst waren, ihrem Ursprung und Rechtstitel nach, im 17. und 18. Jahrhundert factische Regierungen; erstere bemächtigte sich des Thrones durch eine Revolution, diese durch Waffengewalt bei zweifelhaftem Erbrecht. Dies durfte aber Canning nicht anführen, weil er dann auch das Jahr 1688 berühren mußte.

Neugierde erwartet wurde, enthielt nichts Bedeutsames, was Canning nicht schon früher ausgesprochen hätte. Mit meisterhafter Kunstfertigkeit entwickelte er aber, nachdem die Kammern zusammengetreten, die Grundsätze, welche die Regierung rücksichtlich der südamerikanischen Freistaaten geleitet hatten. Leider wurde Canning durch fortwährende Kränklichkeit von mehrern Sitzungen des Unterhauses abgehalten; doch war er gegenwärtig, als die Verhandlungen über die katholische Association in Irland wieder aufgenommen wurden, und hielt bei dieser Gelegenheit eine glänzende Rede, worin er, unbekümmert um die daraus zu ziehenden Folgerungen, die Rechtswidrigkeit dieses Vereins nachwies und gegen die falschen Mittel eiferte, zu denen der Parteigeist gegriffen. Gegen den Vorwurf der Inconsequenz vertheidigte er sich auf das Beharrlichste und erklärte feierlich: „seine Gefühle für die irische Angelegenheit seien jederzeit dieselben gewesen, stets aber habe unter den Räthen der Krone deßhalb Verschiedenheit der Ansichten obgewaltet. Niemals, wenn er berufen werden sollte, ein Cabinet zu bilden, würde er sich dazu verstehen, ohne das Princip der Emancipation als Basis. Er verhehle sich's nicht, daß die große träge Masse in England derselben noch sehr entgegenstehe; deßhalb glaube er auch, die wichtige Angelegenheit könne nur schrittweise behandelt werden und niemals Gegenstand einer Frage bilden, für deren Fortschritt ein Cabinet bestimmte Verbindungen einzugehen habe. Sollte demnach gleichwohl gegenwärtig ein solches Cabinet sich bilden, so würde es unfehlbar an den Gefühlen der Mehrzahl der Nation scheitern. Die katholische Frage könne nur in Folge gemäßigter Discussionen oder dadurch gewonnener Belehrungen siegen; in einem solchen Falle gehorchten dann die Minister einfach der Stimme des Parlements. Andere Mittel, um durchzudringen, gebe es nicht."

Mit seltener Unbefangenheit und ohne große Rücksicht auf die Individualität seiner Sinnesgenossen zu nehmen, hatte Canning seine Ansicht über die Emancipation der

Katholiken entwickelt. Die Torys und die Hofpartei schäumten vor Wuth. Und als am 1. März die Debatte über diesen Gegenstand noch einmal unter veränderter Form eröffnet wurde, indem an diesem Tage Sir Francis Burdett die Motion stellte: die Kammer möge sich in ein Generalcomité verwandeln, um zu einer Prüfung und Rücknahme aller wider die katholischen Unterthanen Großbritanniens erlassenen Gesetze zu schreiten, ließ sich der von neuer Krankheit heimgesuchte Canning in das Unterhaus tragen, um nur an den für ihn hochwichtigen Verhandlungen Theil nehmen zu können. Ein religiöses Schweigen herrschte im ganzen Saale, als sich der kranke Mann mühsam und auf seinen Stock gestützt erhob, das Wort gegen seine torystischen Widersacher ergreifend und die Forderungen eines so lange gekränkten Rechtes mit einer für seine gegenwärtigen Umstände rührenden Kraft vertheidigend. Es war, — so berichtet ein Geschichtschreiber — als legte er in seiner zitternd und schwach ausgedrückten Rede ein feierliches Zeugniß der Wahrheit im Angesichte der kommenden Jahrhunderte ab, und als bemühte er sich, seine Nation von einem tiefhaftenden Makel zu reinigen. — In der ersten Verlesung wurde die Motion Burdett's nur mit einer Majorität von dreizehn Stimmen im Hause der Gemeinen angenommen. Eine zahllose Menschenmenge hatte sich in den Hallen und in den Umgebungen von Westminster versammelt, als die Verlesung stattfand. Auch diesmal feierte Canning einen glänzenden Triumph und das Beifallsgeklatsch wollte nicht enden, als sich der berühmte Redner endlich erhob und mit hinreißender Beredtsamkeit einen Vortrag hielt, der, gleich ausgezeichnet durch Genialität, Witz, Dialektik und Darstellung, von seinen Gegnern nicht minder als von seinen Verehrern bewundert wurde. Vor allen suchte er die Gründe seines Collegen Sir Robert Peel, eines entschiedenen Feindes der Emancipation, zu widerlegen. Und wie glänzend ihm solches gelungen, mochte am Besten der tiefe Eindruck beweisen, den seine Worte bei der ganzen Versammlung zu-

rückließen. Vergebens predigte Peel von der Nothwendigkeit einer Sicherstellung der protestantischen Kirche und von Untergrabung aller Grundfesten der religiösen wie der bürgerlichen Freiheit; seine Worte verhallten und selbst Brougham erklärte im Namen der Opposition: nach der Rede des ehrenwerthen Staatssecretärs, die ohne Replik geblieben, wisse die Opposition nichts mehr zu sagen und halte es für überflüssig, über eine so klar entwickelte Sache auch nur eine einzige Phrase noch beizufügen; nur mit dem äußersten Widerwillen müßte man die Fortsetzung der Debatte betrachten.

Allein diese Debatte und die bei derselben mit allem Feuer hireißender Beredtsamkeit gehaltene Rede hatte Canning's ohnehin wankende Gesundheit von Neuem untergraben; er mußte abermals das Bett hüten und konnte erst im Laufe des Maimonats wieder den Staatsgeschäften sich widmen.

Nach gerade sah auch die hohe Diplomatie ein, wie unzweckmäßig und nutzlos ein ferneres Ankämpfen gegen die Politik des britischen Staatssecretärs sei; man bequemte sich also, zum bösen Spiele gute Miene zu machen, temporisirte und suchte die Folgen des canningschen Systems so wenig fühlbar, wie möglich zu machen. Das Haupt der europäischen Diplomatie, der Fürst Staatskanzler von Metternich, begab sich sogar im April 1825 persönlich nach Paris, um mit Villèle und Pozzo di Borgo die Haltung zu besprechen, die man künftig England gegenüber am zweckmäßigsten zu beobachten erachtete. Die drei Staatsmänner vereinigten sich dahin, an Herrn Canning drei besondere Noten zu übersenden, in denen die südamerikanischen, die portugiesischen und die griechischen Angelegenheiten verhandelt werden sollten. Fürst Metternich erklärte daher in Bezug auf Südamerika zugleich im Namen der beiden andern Großmächte: „man widersetze sich der von Seiten Großbritanniens geschehenen Anerkennung jener Freistaaten nicht, wenn andererseits dasselbe auch den Anstrengungen

der Continentalmächte für Aufrechthaltung des Princips der Legitimität und des monarchischen Elementes, folglich denn auch für Verhütung eines großen Scandals darin kein Hinderniß in den Weg lege." Rücksichtlich Portugals forderte der Fürst in der zweiten Note, daß England nichts unternehme, was die Absichten der heiligen Allianz, Spanien betreffend, durchkreuze. Hierunter war aber nichts Anders, als die an der spanisch-portugiesischen Grenze veranstaltete Rüstung gegen die constitutionelle Regierung von Lissabon zu verstehen. Hinsichtlich Griechenlands erklärten die Großmächte, sich der Befreiung dieses Landes nicht widersetzen zu wollen, falls man nur zur Prüfung der Frage sich verstände: ob es nicht angemessen sein dürfte, an die Spitze dieser alten Nation einen Fürsten aus einem der europäischen Regentenhäuser zu stellen.

Die Antwort Canning's auf die erste Note erklärte: das hinsichtlich Südamerikas Angerathene komme viel zu spät; England habe sich keinen Vorwurf zu machen; alle interessirten Theile kannten den Gang, den es eingeschlagen; es unterließ kein Mittel der Aussöhnung; aber alle seine Vorschläge, von der weisesten Voraussicht dictirt, fanden blos kurzsichtige oder solche Geister, welche durch beklagenswerthe Täuschungen verblendet worden waren. Auf die zweite Note erwiederte er: Großbritannien, ohne seine Ehre, alte Erinnerungen und bestehende Verträge zugleich zu verletzen, könne nimmermehr aufhören, seine Freundschaft und sein besonderes Wohlwollen für Portugal zu bezeigen, dessen getreuester Alliirter es jederzeit gewesen sei; diesem zufolge könne und dürfe der König von Portugal in nichts gehemmt werden, was er zum Besten seiner Völker für dienlich erachtet, und zwar in Folge von Verheißungen, die er ihnen in den Monaten Mai und Juni 1823 gemacht, folglich in einer Periode, wo der britische Einfluß sicherlich von keinem großen Gewichte auf der Halbinsel war. Was die Unabhängigkeit Brasiliens anbelange, so zeige sich diese auf eine allzu innige Weise mit der allgemeinen Frage der

Emancipation des spanischen Amerika verknüpft, als daß hier besonderen Lösungen Raum gestattet werden könne. — Auf die dritte, Griechenland betreffende Note wiederholte Canning, was er vor ganz Europa schon ausgesprochen und der griechischen Regierung selbst geschrieben habe; er behauptete: man müsse dieser letzteren Behörde freie Hand lassen, zu thun, was sie für die Ehre, die Würde und die Interessen der wiedergeborenen Nation für angemessen erachte; höchst unrecht würde es sein, ihr das Recht, den Genuß der Früchte der edelsten, standhaftesten und heldenmüthigsten Anstrengungen für Wiedergewinn ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zu verkümmern u. s. w.

Die Parlementssitzungen von 1825 endigten am 6. Julius, nachdem noch zuvor Canning eine Anfrage Lord John Russel's über Forderungen britischer Unterthanen an Spanien, im Ganzen 2 Mill. Pfd. Sterl. betragend, zur Genüge beantwortet hatte. Auch wegen der Nichtzulassung des Gesandten von Buenos Ayres bei Hofe beschwerte sich die Opposition kurz vor dem Schlusse des Parlements, allein Canning erzählte, wie dieser äußerst ökonomische Staat nur einen einzigen diplomatischen Agenten zugleich für London und Paris abgeschickt habe, weßhalb Canning sich mit einem halben Gesandten begnügen wolle, obschon England das Recht auf einen ganzen sich erworben zu haben glaube. —

Während Canning im innern Herzen der Sache der Griechen alles mögliche Gedeihen wünschte, machte ihm der unbesonnene Eifer der Philhellenen und die eifersüchtige Besorgniß der Diplomatie vielfache Noth. Die offenkundige Ausrüstung von Kriegsfahrzeugen in England, die Ankunft Lord Cochrane's und die ziemlich gewisse Ernennung desselben zum Großadmiral der griechischen Marine, die Werbungen der Philhellenen — alles dies weckte die Furcht der Diplomaten, die jetzt mit bittern Beschwerden über die englische Neutralität bei Canning einkamen. Jetzt mußten die Gefühle der Theilnahme verstummen und

den Forderungen der Politik geopfert werden. Um daher die Klagen des diplomatischen Corps zu beschwichtigen, erneuerte Canning mit widerstrebendem Herzen eine Akte George's II., durch welche Anwerbungen britischer Unterthanen, so wie Rüstungen und Sendungen von Kriegsbedarf für fremde Dienste verboten wurden. Die freundschaftlichen Verhältnisse, in denen England zur ottomanischen, Pforte stehe, wurden noch besonders in der zu dieser Akte erlassenen königlichen Ordonnanz (vom 30. Septbr. 1825) hervorgehoben. Hierüber waren die Großhändler Londons hocherfreut, da dieselben einen bedeutenden Handel nach der Levante betrieben, durch die Piraterie der Griechen aber viele Verluste bei demselben erlitten. Die City fand sich sogar bewogen, an Canning eine Dankaddresse zu senden.

Das Verhältniß, in welchem letzterer zu den zwei bedeutendsten Mitgliedern des Ministeriums, zu Liverpool und Huskisson, stand, war um diese Zeit äußerst freundschaftlich; es bedurfte aber auch eines engen Anschließens, um den fortgesetzten Neckereien, Intriguen und Niederträchtigkeiten der Hochtorys zu begegnen, die „dem Sohne der Schauspielerin" niemals verziehen, daß er sich öffentlich gerühmt: „eine neue Welt in's Dasein gerufen zu haben."

Am 2. Februar wurde die Legislation von 1826 wiedereröffnet, nachdem der Vorschlag der Auflösung von Canning siegreich bekämpft worden war. Nichts verrieth Anfangs die Bedeutsamkeit, die ihr im Verlaufe der Verhandlungen, trotz dem, daß sie eine der kürzesten war, zuzulegen ist. Die große Handelskrise, welche England zu Anfang des Jahres 1826 erschütterte und in ihren fürchterlichen Wirkungen höchst ungünstig die Staatseinnahmen traf, nahm die Theilnahme Aller so gewaltig in Anspruch, daß alle übrigen, noch so wichtigen Ereignisse zurückgedrängt wurden. Zu diesem Unglücke kam noch das Fallissement eines der bedeutendsten Banquierhäuser Londons, Goldschmidt & Comp., dessen Banquerott auf 65 Mill. Franken geschätzt ward und eine Unzahl von Fallissements in der Hauptstadt

wie in den Provinzen nach sich zog. Nachdem man sich von diesem Schrecken einigermaßen erholt hatte, kam man auf den Tod des Kaisers Alexander zurück, von dem man große Veränderungen in der europäischen Politik erwartete. Das meiste Interesse nahm aber noch immer die Regelung der Verhältnisse zu Brasilien und zu den südamerikanischen Freistaaten in Anspruch; dann beschäftigte man sich hauptsächlich mit den Angelegenheiten des Orients, die sich immer mehr verwirrten. Hierhin mußte Canning vorzüglich die Blicke wenden. Schon waren Amerika, Lissabon, Gibraltar, Maltha und Corfu die Hauptstapelplätze des Großhandels und zugleich die Stützpunkte der politischen Macht von Großbritannien; noch fehlte Napoli di Romania, dessen eigentliche Bedeutsamkeit mit der Emancipation von Griechenland innig verknüpft war. Lord Strangford erhielt daher wiederholte und dringende Befehle, alles Mögliche anzuwenden, um den Sultan zur Anerkennung Griechenlands zu bewegen; gleichzeitig mußten aber auch die innern Zwistigkeiten der hellenischen Häuptlinge beigelegt, jeder leicht mögliche Conflict mit den Mächten der Allianz vermieden und endlich das Interesse des britischen Handels fortwährend im Auge behalten werden. Inzwischen hatte die griechische Regierung, die von Mehmed Ali und dessen Sohne Ibrahim unablässig bedrängt wurde, dem Cabinet von St. James das Protectorat angetragen, war aber aus Gründen der Politik abgewiesen worden; die verzweifelnden Hellenen hatten jetzt ihre letzte Hoffnung auf den neuen Autokrator von Rußland, auf Nicolai I., gerichtet, dessen Gesinnungen als günstig für die Plane der Hellenen gerühmt wurden. Das englische Ministerium gerieth hierdurch in eine mißliche Stellung; es mußte sich wieder der griechischen Angelegenheiten bemächtigen oder wenigstens dafür sorgen, daß nichts übereilt werde oder isolirt geschehe. In dieser Absicht übertrug Canning dem Herzoge von Wellington eine außerordentliche Botschaft nach St. Petersburg, deren Hauptzweck dahin ging: dem Kaiser von Ruß-

land eine gemeinschaftliche Mitwirkung mit andern Mächten für die Befreiung der Griechen in Vorschlag zu bringen. Es war der zweite Meisterstreich, der Canning gelingen sollte, schwieriger noch als der erste, der darin bestand: den König Dom João VI. von Portugal, trotz aller Intriguen der Diplomatie, zur Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens, als eines selbstständigen Kaiserreichs, zu bewegen. Wellington war ganz der Mann für diesen überaus wichtigen Auftrag. Die griechische Frage hatte schon seit längerer Zeit eine ziemlich merkliche Spannung zwischen dem Kaiser Alexander und dem Fürsten von Metternich herbeigeführt, wodurch die innigen Bande des sogenannten heiligen Bundes etwas gelöst worden waren. Nun war aber der Graf Nesselrode, Minister des Auswärtigen in Rußland, ein intimer Freund und Verehrer der Metternichschen Staatsgrundsätze, weßhalb auch Alexander in seinen letzten Lebensjahren, gegen Nesselrode mißtrauisch, die griechischen Angelegenheiten ziemlich allein geleitet, gleichzeitig aber einen ununterbrochenen Briefwechsel mit seinem früheren Minister, den Grafen Capo d'Istria, unterhalten hatte, wie sich wenigstens letzterer wiederholt gerühmt. Demnach fand das Entgegengesetzte von dem statt, was der für diesen Theil der Zeitgeschichte so tüchtige Geschichtschreiber des Ministeriums Canning mit Zuversicht behauptet *). Kaiser Nicolai verhehlte übrigens seine Gesinnungen durchaus nicht und was bei seinem Bruder religiöser Gedanke war, sollte durch ihn eine politische That werden. Schon hatte sich der Herzog von Wellington vier Wochen in St. Petersburg aufgehalten und noch hatte er so viel wie nichts ausgerichtet;

---

*) C'était un fait avéré qu'il n'y avait jamais eu d'accord et de confiance entre Mr. Nesselrode et le prince de Metternich. Nur wo besondere Befehle des Kaisers durch Nesselrode ausgesprochen wurden, hätte man auf einen Désaccord schließen können. Im Allgemeinen war Nesselrode durchaus für Metternich eingenommen, vor dessen Größe er sich demüthig beugte.

endlich erklärte jedoch das russische Cabinet hinsichtlich Griechenlands: es wolle diesem nichts in den Weg legen, sondern Alles seiner eigenen Kraft und seinen kriegerischen Hülfsmitteln überlassen. Mit diesem leidigen Troste kehrte der edle Herzog nach London zurück. Inzwischen merkte Canning die in der russischen Erklärung verhüllte Zweideutigkeit nicht früher, als bis ihm Fürst Metternich die geheimen Plane Rußlands auseinandersetzte, die nur darauf gerichtet waren, Griechenland möglichst klein zu lassen, um es in seiner Hülflosigkeit desto leichter an Rußland zu ketten. Es war nicht sowohl Haß gegen die Griechen und das Emancipationsprincip, was, wie vielfältig angenommen wurde, die östreichische Politik bestimmte, als vielmehr die klare Erkenntniß der Absichten des russischen Cabinets, das nur ein schwaches und tributbares Griechenland wünschte. In einem solchen erblickte aber der scharfe, zersetzende Verstand des östreichischen Staatskanzlers einen fortwährenden Zankapfel in allen orientalischen Wirren, die ersten Keime zur Zerstückelung des osmanischen Reiches und die beabsichtigte Gestaltung Griechenlands zu einer russischen Provinz. Aus diesem Gesichtspunkte erscheint die östreichische Politik hinsichtlich der Griechen weniger gehässig und auch Canning theilte bald den Wahlspruch Metternich's: „entweder ein starkes — oder gar kein Griechenland."

Die Nachricht von dem Falle von Messalonghi gab jedem der drei Cabinete neue Hoffnung zur Durchführung seiner Plane; Rußland glaubte: jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, wo das bedrängte Griechenland seine Unterstützung anrufen und sich in die Arme des mächtigen Nachbars werfen würde, dem dadurch erwünschte Gelegenheit gegeben schien, einen Kampf der russischen Nation gegen die Türkei beginnen zu können. Fürst Metternich, im innern Herzen Feind jedes vom Volke ausgegangenen Befreiungsversuches, erblickte in dem Falle von Messalonghi das baldige Ende dieser den allgemeinen Frieden und das Legitimationsprincip bedrohenden Schilderhebung. Canning endlich

hoffte jetzt auf die allgemeine Sympathie der Völker, wenn er nunmehr dem am Rande des Abgrundes schwebenden Hellas die helfende Rechte darböte. Mit der Einnahme von Messalonghi steigerte sich auch der Uebermuth und die Brutalität des Großsultans über alle Grenzen, und nur die vielfachen Nachtheile, welche dem englischen, gerade jetzt sehr darniederliegenden Handel aus einer entschiedenen Begünstigung der griechischen Insurrection erwachsen würden, hinderten den britischen Staatssecretär, jetzt schon mit seinem großen Plane hervorzutreten.

Zu den Sorgen über die auswärtige Politik gesellten sich für Canning die ungleich drückendern über die innern Zustände Großbritanniens. Zwar war es ihm gelungen, im Hause der Gemeinen eine Ermäßigung der Getreidegesetze und den Kornverkauf aus den Staatsmagazinen durchzusetzen; allein dieser Sieg gab seinen Gegnern erwünschte Gelegenheit, mit herber Anklage gegen ihn aufzutreten. Den besten Beweis für die Kunstgriffe, welche die Hochtory's anwendeten, um das Ministerium, namentlich Canning und Huskisson, mit dem Könige und der Nation zu verfeinden, konnte das Amendement von Sir Thomas Lethbridge liefern, welches die genannten Minister ziemlich deutlich als Verletzer der Landesverfassung anklagte. Inzwischen blieb die Mehrzahl der Mitglieder des Unterhauses dem Systeme Canning's ergeben, und nach äußerst heftigen Debatten ging die Bill, welche das Ministerium zur Einfuhr einer additionellen Quantität fremden Getreides oder Mehles, vorbehaltlich einer darauf zu legenden und noch in gegenwärtiger Parlementssitzung durch eine besondere Akte festzusetzenden Abgabe, ermächtigte, mit entschiedener Mehrheit durch. Sowohl die feindselige Stellung der Torys, als innere Sympathien bewogen jetzt Canning, der Partei der Wighs sich enger anzuschließen, wofür schon die Wahl des liberalen Herzogs von Devonshire zum außerordentlichen Gesandten in St. Petersburg, bei Anlaß der Krönungsfeierlichkeiten des Kaisers Nicolai, zeugen konnte. Die Torys

wütheten; noch mehr aber erstaunten sie, als sie die Auflösung des bisherigen Parlements, dessen Majorität bei den wichtigsten Fragen stets für das Ministerium gestimmt hatte, erfuhren. Zu diesem Schritte, der Anfangs vielseitig getadelt wurde, ließ sich jedoch Canning durch die beunruhigende innere Stimmung einzelner Theile der Bevölkerung, namentlich der Fabrikarbeiter und Manufacturisten, bestimmen. In den bevölkertsten Fabrikgegenden, zunächst in Lancashire, Manchester, Glasgow, Dublin u. a. O. traten bereits Anzeichen einer von grenzenloser Noth herbeigeführten, gefährlichen Stimmung hervor.

Noch waren die neuen Wahlen nicht sämmtlich beendigt, als Canning die bei der Geschichte Frankreichs erwähnte Reise nach Paris antrat. Außer der beabsichtigten Vereinigung mit Villèle über mehrere große Handelsfragen, waren es zunächst die politischen Verhältnisse, die den Staatssecretär zu dieser Reise bestimmten. Er wollte das Terrain recognosciren und namentlich der französischen Politik in Bezug auf Portugal, welche sich allzusehr den Wünschen Oestreichs accommodirt und gegen England doppelzüngig gehandelt hatte, eine andere Richtung geben. Bald war es ihm gelungen, die commerciellen Angelegenheiten mit Villèle zu beiderseitiger Zufriedenheit zu ordnen; allein desto mehr Verdrießlichkeiten machten ihm die auswärtigen Angelegenheiten, bei denen der Präsident des französischen Ministerraths keine selbstständige Meinung hatte; der König, die Congregation und der Einfluß Oestreichs wie Rußlands banden ihm hier die Hand. Canning vertraute jedoch auf die Macht der Ereignisse. Der Kampf, der sich in Asien zwischen Rußland und Persien entsponnen, dünkte ihm das Vorspiel eines europäischen Krieges zwischen dem russischen Coloß und der hinsterbenden Pforte zu sein; schon glaubte Metternich, das Einrücken von Truppen in die Moldau und Wallachei anbefehlen zu müssen und er ließ deßhalb Canning noch während dessen Anwesenheit in Paris Vorschläge zum festen Zusammenwirken gegen die

ehrgeizigen Vergrößerungspläne Rußlands im Osten machen. Endlich hatte noch Canning mehrere wichtige Unterredungen mit dem nordamerikanischen Gesandten über die Reciprocität der Hafenöffnung in den Colonien, die zeither von den Vereinigten Staaten verweigert worden war, jetzt aber angenommen wurde.

Was unerhört in den Annalen der bourbonischen Hausetiquette war, das Ungeheuere geschah, bevor noch Canning Paris verließ; er, der simple Edelmann, der verrufene Anhänger des Liberalismus, wurde einer Ehre gewürdigt, deren sich sonst nur gekrönte Häupter rühmen konnten: er wurde zur Mittagstafel Karl's X. gezogen. Nur Richelieu und Wellington, und Beide waren doch wenigstens Herzöge, hatten ausnahmsweise einmal eine Einladung von Ludwig XVIII. erhalten; allein nicht zum Mittagsessen, sondern nur zum Frühstück, und jetzt mußte sich der bei weitem ceremoniellere Karl X. bequemen, die seit Jahrhunderten heilig bewahrte Hausordnung mit Füßen zu treten!

Nachdem der allerwärts gefeierte Canning seine Zwecke erreicht zu haben glaubte, nachdem er ferner in einem französischen Hafen zum ersten Male die Flaggen von Columbia und Mejico hatte wehen gesehen, verließ er in der Nacht vom 26. October die Hauptstadt von Frankreich und traf schon am folgenden Tage glücklich wieder in London ein, Herz und Kopf voll friedlicher Gesinnungen und voll Freude über die Einigung mit Frankreich. Allein nur zu bald erfolgte die Enttäuschung.

Das neue Parlement wurde am 21. November 1826 vom Könige eröffnet. Gleich in den ersten Sitzungen zeigte sich unter den Repräsentanten der Nation ein ungewöhnlich kühner Geist, der davon ausging: England sei berufen, die Ausbreitung des Repräsentativsystems durch ganz Europa kräftigst zu unterstützen. Der Abgeordnete für Northumberland, Liddel, riß durch seine begeisterte Rede die ganze Versammlung hin, obgleich er erklärte: er gehöre keiner Partei an und wolle mit dem gegenwärtigen Ministerium

nur so lange stimmen, als dasselbe in der jetzt eingeschlagenen edlen Weise sich fortbewegen werde. Nach ihm ergriff Wynn das Wort, die Erniedrigung Spaniens und dessen Unterdrückung durch Frankreich im Jahre 1823, so wie das fortgesetzte schmähliche Regiment der apostolischen Partei, welche auf neue Frevel sinne, mit scharfer Rede beleuchtend. Brougham eiferte gegen die Thronrede, welche über die Lage des unglücklichen Irlands und über das Oekonomiesystem geschwiegen. Jetzt erhob sich Canning und vertheidigte das Ministerium, indem er auf die durch die dermalige Weltlage gebotenen Rücksichten aufmerksam machte, und hierauf die militärischen und politischen Kräfte der einzelnen Großmächte in gewaltigen, aber scharf gezeichneten Umrissen meisterhaft schilderte. Er bewies der Kammer die Nothwendigkeit der gegenwärtigen Ausgaben, um größere in der Zukunft zu ersparen; in Bezug auf Irland stimmte er aber völlig mit Brougham überein. Seine Rede wurde vom Parlemente mit lebhaftem Beifall aufgenommen; selbst Brougham beruhigte sich. Auch der feurige Sir Robert Wilson trat für Canning in die Schranken, dessen Person, System und Verdiensten um England und die Freiheit er große Lobsprüche ertheilte. Durch ihn — also ließ er sich vernehmen — sei das Vaterland aus dem Zustande der Verächtlichkeit, in den es durch die Politik Castlereagh's gerathen, wieder zum höchsten Rang und Glanz erhoben worden; alle ehrenwerthen und freigesinnten Männer sammelten sich um sein Panier, und selbst die Achtung derjenigen habe er sich erzwungen, die ihn noch kurz zuvor als einen Verräther an den Interessen des Landes hingestellt. —

Am meisten fürchtete Canning von dem apostolischen Cabinet Ferdinand's VII., welches unermüdlich gegen das constitutionelle Portugal conspirirte und durch sein verkehrtes System die Fackel des Krieges sehr leicht durch ganz Europa schleudern konnte. Er ließ es daher nie aus dem Auge und wünschte nichts sehnlicher, als die immer ernst-

licher werdenden Verwickelungen zwischen England und Nordamerika wegen des Colonialhandels baldigst glücklich beendet zu sehen, wobei er jedoch für das Mutterland den Rechtsanspruch festhielt, durch eine besondere Gesetzgebung die Verhältnisse seiner Colonieen zu regeln. Auch mit Neu-Braunschweig, das für England wegen des Verkehrs mit Canada zur Winterzeit äußerst bedeutsam war, entstanden unangenehme Grenzstreitigkeiten. Canning beharrte darauf, die Anmaßungen der Vereinigten Staaten zu bekämpfen, allein auch diese wollten sich um so weniger fügen, als Canning's Hartnäckigkeit und Eigensinn ihnen jeden Vergleich unmöglich gemacht zu haben schien. Von allen Seiten erwartete man, daß ein unvermeidlicher Kampf die große Katastrophe in der Handelswelt entscheiden, zugleich aber auch, was eng damit zusammenhing, die künftige Gestaltung der europäischen Politik bestimmen würde.

Endlich wurde Canning von dem Treubruch des französischen Ministeriums überzeugt, als er Nachricht von dem, durch spanische Regimenter verstärkten Einbruch miguelistischer Truppen in Portugal unter Amarante und Chaves erhielt. Die unmittelbare Verbindung zwischen der französischen Regierung und den Häuptern dieser absolutistischen Schilderhebung und die rege Unterstützung, die den letztern durch Ferdinand VII. und die apostolische Faction geleistet worden, erschien jetzt durch klare materielle Beweise dargethan. Alsbald erhielt auch Canning die amtliche Nachricht des Vorgefallenen durch den Marquis von Palmella, der den Casus foederis in Anspruch nahm. Er zögerte nicht lange. Die kühne That forderte kühne und schleunige Gegenwehr. Statt einer weitern Antwort mußte ein Linienschiff dem Marquis die Abschrift der königlichen Botschaft, welche der Minister an beide Kammern gelangen lassen wollte, überbringen und die Regentin Donna Isabella von den wohlwollenden Absichten des britischen Cabinets in Kenntniß setzen. Zugleich sendete er kategorische Noten an Spanien und Frankreich, in denen die gegenwärtige An-

wendung mehrerer Artikel der zwischen England und Portugal eingegangenen Verträge auseinandergesetzt waren und einfach mit Ja! oder Nein! beantwortet werden sollten. Das Hülfsgesuch der Regentin traf am 8. December in London ein. Am 10. und am Morgen des 11. wurden Cabinetssitzungen erst bei Liverpool, dann bei Canning gehalten, an denen sämmtliche Minister Theil nahmen. Und noch an demselben 11. December überbrachte Lord Bathurst in die Kammer der Pairs, Canning aber in das Unterhaus eine auf die portugiesischen Angelegenheiten bezügliche Botschaft. Sir Robert Wilson nahm sofort freiwillig die Motion zurück, die er im Unterhause über diesen Gegenstand bereits angekündigt hatte. Die Botschaft selbst lautete im Wesentlichen also: „Die Prinzessin-Regentin von Portugal habe im Namen der alten Allianz-Freundschafts-Verträge, welche zwischen Sr. Majestät und der Krone Portugal bestanden, den Beistand Sr. Majestät gegen einen feindlichen Angriff von Seiten Spaniens nachgesucht. Se. Majestät hätte schon seit einiger Zeit, in Gemeinschaft mit Ihrem Alliirten, dem Könige von Frankreich, alle Mittel angewendet, um einen solchen Angriff abzuhalten, und der Madrider Hof wiederholt Versicherungen von dem Entschlusse Sr. katholischen Majestät ertheilt, weder einen solchen selbst zu unternehmen, noch einen auf spanischem Boden vorbereiteten zu gestatten. Allein mit tiefem Bedauern vernahm Se. Majestät, daß ohngeachtet dieser Versicherungen dennoch feindselige Einbrüche auf portugiesisches Gebiet in Spanien verabredet und unter den Augen der spanischen Behörden, durch portugiesische Regimenter, welche nach Spanien desertirt waren, und welche zu entwaffnen und zu zerstreuen die spanische Regierung feierlich und zu wiederholten Malen sich anheischig gemacht hat, ausgeführt worden sind. Se. Majestät spart kein Mittel, um dieser Regierung die gefährlichen Folgen einer solch offenbaren Connivenz zu Gemüthe zu führen, und macht den Kammern diese Mittheilung in der vollen und gänzlichen Hoffnung, daß sie einträchtig

zusammenwirken und Ihr ihren Beistand leihen werden, um die Ehre der Verträge aufrecht zu erhalten und die Sicherheit und Unabhängigkeit des Königreichs Portugal, des ältesten Verbündeten von Großbritannien, vor fremden Feindseligkeiten zu schützen."

Am 12. December fand die überaus denkwürdige Sitzung statt, in welcher Canning sich mit einer Kühnheit über die auswärtigen Verhältnisse aussprach, wie sie noch niemals von einer britischen Ministerbank gehört worden war. In dieser Rede, einem der glänzendsten Meisterstücke parlementarischer Beredtsamkeit, machte er selbst darauf aufmerksam, daß die Maßregeln, zu denen die Minister gerathen, den Krieg herbeiführen könnten. „Es gebe jedoch, so fuhr er fort — keine Klasse von Menschen, welche inniger, als diese Minister, und unter ihnen namentlich derjenige, welcher im gegenwärtigen Augenblicke die Rede an die Kammer gerichtet, von der ungeheuern Wichtigkeit des Friedens, sowohl für das Land selbst, als für Europa, überzeugt sei. Solche Ueberzeugung habe denn auch auf ihn, Canning, einen tiefen Eindruck gemacht, daß keine Rücksicht auf künftige Vortheile, keine Voraussicht von entfernten Gefahren ihn genugsam bestimmen könnten, von der Kammer zu begehren, daß sie sich in einen Krieg einlasse. Doch fühle er auch eben so tief dasjenige, was die ausgezeichnetsten Staatsmänner dieses Landes gefühlt: daß es zwei verschiedene Stellungen gebe, in welchen man nicht anders zu handeln vermöge, als man heute thue: nämlich, wenn die Nationalehre und wenn der öffentliche Glaube verletzt worden. Die dermalen von dem Hause angeregte Frage berühre sowohl das eine, als das andere dieser Interessen; im entgegengesetzten Falle würde es nicht mit so großem Vertrauen die Antwort der Kammer auf die Botschaft der Regierung erwarten." Hierauf suchte Canning die Verletzung jener zwei Interessen nachzuweisen und lieferte eine vollständige Geschichte der Verträge Großbritanniens mit Portugal. Nie — fuhr er fort — hat es in Großbritannien eine

ältere Allianz mit so festbestimmten und klar ausgedrückten Verpflichtungen gegeben, als die mit jenem Königreiche; eine Allianz, welche zugleich an die glänzendsten und ruhmvollsten Perioden in den Annalen des Reiches sich knüpfe. Während die Treue anderer Nationen, den Verträgen zum Trotz, oft erschüttert worden und mehrere von ihnen Großbritannien sogar den Krieg erklärt, sei Portugal immer standhaft geblieben; und obgleich diese Freundschaft bisweilen eine Last, bisweilen selbst ein Nachtheil für England geworden, so hätten doch das Gefühl der Nationalehre und andere Rücksichten von untergeordneter Wichtigkeit das Land jederzeit gehindert, seine Interessen vorherrschen zu lassen. Der letzte Vertrag sei zu Wien geschlossen worden, wo die Souveräne den Pakt des neuen Europa, das öffentliche Recht der Nationen, gebildet. Durch den Vertrag, welcher einen Theil dieses Pakts ausmache, habe England seine alten Verbindlichkeiten, die namentlich darin beständen, Portugal beizustehen, und seine Rechte, seine Privilegien und seine Unabhängigkeit zu beschützen, wieder erneuert. Da nun die Freiheit des Alliirten wirklich angegriffen, so möge die Kammer entscheiden, ob nicht die Bedingungen eben jenes Wiener Congresses die Minister verpflichteten, ihm zu Hülfe zu kommen. —

Nunmehr verlas Canning den angezogenen Artikel der Wiener-Akte und erläuterte historisch das politische Verhältniß beider Nationen in älterer und neuerer Zeit; daß aber das Ministerium so spät mit seinen Vorschlägen zur Sicherstellung Portugals vor das Haus trete, rechtfertige die für den Verkehr so ungünstige geographische Lage, namentlich der Nordprovinzen jenes Landes, welches es mit sich bringe, daß die Nachrichten, die über Madrid anlangten, meist allzu sehr entstellt wären, um irgend einem partiellen politischen Akte zur Unterlage dienen zu können; dasselbe — äußerte er — sei auch in gleichem Maaße, wiewohl in verschiedenartigem Sinne, mit jenen Nachrichten der Fall, welche die französische Presse liefere; dieselben suchten stets die volle

Wahrheit zu verbergen, und obschon sie einige Basis von Wahrheit wohl haben könnten, so würde doch kein verständiger Gentleman es wagen, etwas ohne Weiteres auf einen Bericht hin zu glauben, der ihm bloß aus der Quelle der französischen Journale zugekommen. Das Cabinet habe sich demnach in der Nothwendigkeit befunden, vorerst den Erfolg authentischer Nachforschungen abzuwarten, um mit Dokumenten, welche Vertrauen verdienten, in dem Parlemente erscheinen zu können. In früheren Zeiten, wenn die Portugiesen den Beistand dieses Reichs begehrt, sei die regelmäßige und constitutionelle Gewalt der Monarchie in dem Herzen des Souveräns niedergelegt gewesen; seitdem aber die Verfassung desselben ermäßigt worden, sei es die Pflicht des englischen Ministeriums gewesen, sich zu erkundigen, ob das Hülfgesuch auch wirklich von den rechtmäßigen und zuständigen Gewalten gekommen, und ehe ein englischer Soldat den Fuß auf portugiesisches Gebiet gesetzt, habe man sich überzeugen müssen, ob das von der vollziehenden Behörde gestellte Gesuch auch von den constitutionellen Behörden genehmigt worden. Erst diesen Morgen habe man, daß dies geschehen, mit Bestimmtheit erfahren. Inzwischen seien alle mögliche Vorsichtsmaßregeln getroffen worden u. s. f.

Nachdem der Staatssecretär des Auswärtigen diese mehrmals durch rauschenden Beifall unterbrochene Erklärung abgegeben, verlas er die Depeschen Sir William A'Court's und untersuchte staatsrechtlich den Casus foederis und dessen Anwendbarkeit auf die vorliegenden Verhältnisse. Das Haus sollte der alleinige Richter über diese Frage sein. Zugleich aber widerlegte er die allgemein verbreitete, irrige Meinung, als sei die Carta de Lei, welche Sir Charles Stuart aus Rio Janeiro nach Lissabon gebracht, unter Einwirkung der britischen Regierung zu Stande gekommen und den Portugiesen aufgedrungen worden; ja man habe sogar, um alle Vorwürfe von sich abzuwälzen, deßhalb auch Sir Stuart zurückberufen. Ueber diese Constitution — bemerkte

Canning — wolle er sich jedes Urtheils enthalten, ob er gleich wisse, was er davon zu denken, und er wünsche bloß, daß sie als ein Versuch constitutioneller Freiheit glücklich für Portugal ausschlagen möge. Endlich erwähnte er noch die Mitwirkung Frankreichs zur Verhinderung von Feindseligkeiten gegen Spanien und schloß mit den kräftigen, mit gehobener Stimme gesprochenen Worten: „Zu guter Letzt, wie sehr ich auch wünsche, den Krieg zu vermeiden, so fürchte ich ihn doch nicht wegen England, wohl aber wegen seiner furchtbaren Folgen für Europa. Ich kann den Krieg nicht fürchten, wenn ich an die unermeßliche Macht Englands denke und erwäge, daß die Mißvergnügten aller europäischen Nationen bereit sind, sich an England anzuschließen. Es würde ein Krieg von furchtbarem Charakter sein; ein Krieg, nicht bloß zwischen fechtenden Heeren, sondern zwischen fechtenden Meinungen, wobei Großbritannien unter seinem Paniere alle unzufriedenen und unruhigen Geister, alle über den gegenwärtigen Zustand ihrer Länder Mißvergnügten schlagfertig treffen würde. Denn wahrlich! es ist eine Macht vorhanden, die unter Englands Führung furchtbarer werden könnte, als irgend eine in der früheren Weltgeschichte in den Kampf gebrachte Macht! — Ich würde viel ertragen und lange ertragen, was nicht unsere Nationalehre und unsere Nationaltreue berührt, ehe und bevor ich mich zu einem Kriege entschlösse, welcher von den schrecklichsten Wirkungen begleitet sein kann. England muß die Neutralität nicht bloß in Beziehung auf Menschen, sondern auch in Beziehung auf Meinungen bewahren. Wir ziehen nach Portugal, nicht um daselbst zu herrschen, nicht um daselbst Gesetze vorzuschreiben, sondern um Englands Fahne dort aufzupflanzen und jede andere Macht zurückzudrängen. Wir haben keine Wahl, der Krieg ist Pflicht!“

Canning's Rede machte auf das Unterhaus einen unbeschreiblichen Eindruck, bis sich endlich Sir Robert Wilson erhob und mit heftigen Worten die Absolutisten und

den König von Spanien angriff, zugleich aber auch das Ministerium wegen dessen Gleichgültigkeit über die Invasion der französischen Truppen in Spanien während des Jahres 1823 tadelte; die Motivirung des bewaffneten Beistandes an Portugal schien ihm allzu gelinde ausgedrückt, obschon er die Sache selbst als „eine für Gott, Ehre und Gerechtigkeit unternommene" mit freudigem Herzen unterstützte. Auch Brougham ergriff das Wort und wies nach: „daß die Portugal zu bringende Hülfe keine Dazwischenkunft in die Angelegenheiten eines fremden Staates genannt werden könne, und daß, wenn man Spanien das Recht zugestehen wollte, die portugiesischen Flüchtlinge zu einem Einfall in das Land zu bewaffnen, Frankreich dasselbe Recht sich aneignen dürfe, britische Flüchtlinge zu einem Angriff auf England oder Irland zu bewaffnen und einzuschiffen." Hume rieth zu achttägigem Aufschub der Beschlußnahme, wurde jedoch mit einer bedeutenden Majorität zurückgewiesen. — Noch einmal erhob sich Canning, um die dem Ministerium gemachten Einwürfe zu widerlegen; er bewies mit demselben Aufwand der Beredtsamkeit, wie früher, daß eine große Verschiedenheit bestehe zwischen den Perioden von 1823, wo Spanien angegriffen worden, und von 1826, wo Portugal bedroht sei; „damals — äußerte er — habe keine bestimmte Verpflichtung bestanden, sich in einen Kampf einzulassen; die Wahl sei freigestanden und die seinige für den Frieden gewesen; gegenwärtig aber bleibe keine Wahl übrig, und bei aller Liebe zum Frieden, die er noch jetzt trage, kenne er keine andere Alternative, als den Gang zu verfolgen, welchen eine gebieterische Nothwendigkeit auferlegt." Hierauf ertheilte er wichtige Aufschlüsse über die von ihm in Bezug auf Spanien befolgte Politik. Jederzeit — bemerkte er — sei eine allzu übertriebene Gewichtigkeit den Verhältnissen zwischen Spanien und Frankreich beigelegt worden; man dürfe aber nur die Geschichte zu Rathe ziehen und das Spanien von ehemals mit dem Spanien von jetzt vergleichen, um von seinem Irrthume sich zu überzeugen.

Die Gefahr, die aus der Besetzung desselben durch Frankreich hervorgehen sollte, zeige sich lange nicht so groß, als man anfänglich zu glauben geneigt gewesen. Hätte man sich der französischen Armee bei ihrem Einrücken in Spanien widersetzen wollen, so hätte dies bloß durch einen Krieg geschehen können; allein dieser Krieg würde nicht die Wiederherstellung des Gleichgewichts zum Ziele gehabt, und ganz andere Mittel erfordert haben, um dieses Ziel zu erreichen. Er läugnete nicht, daß das Einrücken französischer Truppen das Gefühl Englands verwundet habe; eines der Mittel, diese Sache zu verhindern, war ein Krieg mit Frankreich. Allein es gab noch ein anderes Mittel; es bestand darin: Frankreich den Besitz jenes Landes unnütz zu machen unter nebenbuhlerischen Händen; ja nicht nur unnütz, sondern selbst nachtheilig für den Besitzer. Das letztere Mittel habe er vorgezogen. Ob man nicht glaube, daß England eine Entschädigung für den Uebermuth erhalten, mit welchem man Franzosen in Spanien einrücken und Cadiz blockiren gesehen? „Ich habe aber — so endete er seine Rede — Spanien noch unter einem andern Gesichtspunkte betrachtet: nämlich unter dem seines Verhältnisses zu Indien. In diesen letztern Gegenden rief ich eine neue Welt ins Dasein nnd regelte auf solche Weise das Gleichgewicht. Ich überließ Franereich allen Folgen seiner Invasion. Ja, ich fand eine Entschädigung für den Einbruch in Spanien, während ich Frankreich seine Bürde ließ, eine undankbare Bürde, deren es gern sich entledigen möchte, und die es nicht tragen kann, ohne sich zu beklagen. Dies ist meine Antwort auf dasjenige, was man mir wegen der Occupation Spaniens vorgehalten. Ich sage noch mehr: Frankreich wäre sehr zufrieden, wenn England ihm beistände, daß es jener Bürde entledigt würde; allein ich wiederhole es: das einzige Mittel, Frankreich zu bestimmen, daß es mit dem Besitze Spaniens noch weiter sich befasse, ist: ihm einen Ehrenpunkt daraus zu machen. Und nun, ehe ich mich niedersetze, habe ich nur noch eine einzige Bemerkung zu

machen, nehmlich: daß die vorgeschlagenen Maßregeln nicht den Krieg, sondern den Frieden zum Zwecke haben. Wenn England nicht schnell zur Hülfe Portugals herbeieilt, so wird Portugal zu Boden getreten sein und der Krieg mit der Unehre zugleich sich einstellen." —

Die kühnen Worte waren gesprochen. Das Haus erzitterte vom allseitigen Donner des Beifalls. Die Liberalen aller Länder frohlockten, und der Name Canning ging gefeiert von Mund zu Munde; denn seit langen Jahren hatte man keine solche Sprache vernommen. Jetzt erhoben sie wieder stolzer das Haupt, während die Torys, die Reactionsmänner und Ultra's in ein Wuthgeschrei ausbrachen und das diplomatische Corps angstvolle Sitzungen hielt. Die friedliche Kriegserklärung Canning's hallte aber auch nach in den Cabinetten Europas vom Tajo bis zur Newa und erfüllte die Herzen der Gewalthaber mit Furcht und Schrekken, denn in seiner rednerischen Begeisterung hatte der kühne Sprecher die furchtbare Reserve enthüllt, mit welcher im äußersten Falle der Krieg über alle Lande Europa's verbreitet werden konnte. Selbst Freunde Canning's fanden seine Rede „allzu keck" und auch ihm mochte es in ruhiger Stunde leid thun, die dräuenden Zauberworte ausgesprochen zu haben. Wenigstens beeilte er sich in der nächstfolgenden Sitzung eine sogenannte „Rectificirung" abzugeben, die ihre lindernde Wirkung nicht verfehlte. Aber auch von einer andern Seite schadete sich Canning durch seine Rede: es wurde dieselbe in Dublin gerade an dem Tage bekannt, an welchem die katholische Association unter O'Connell und Shiel eine äußerst zahlreich besuchte Versammlung hielt. Das Wort: Krieg! rief den wildesten Enthusiasmus hervor und O'Connell rief laut: „England verwickelt sich in Krieg! es wage nun fürder noch, Irland zu mißhandeln!"

Daß diese Aeußerung sich schnell in London verbreitete und der katholischen Sache selbst, wie dem sie unterstützenden Minister vielfachen Schaden brachte, war natürlich. Die Anschuldigungen der Orangisten gewannen hierdurch

ein scheinbares Gewicht, und schon zeichneten Canning's Feinde mit grellen Farben die Gefahren im Innern, sobald England in einen Krieg nach Außen sich verwickeln würde. Niemals — bemerkt Münch sehr richtig — hatte der Liberalismus auf unnütze Weise sich selbst einen größern Schaden zugefügt, als durch diese voreilige Ausplauderei seiner geheimen Zwecke, und dieß galt nicht nur von O'Connell, sondern von Canning selbst, welchen an jenem Tage das Gefühl seiner Kraft und die Selbstbeschauung seiner politischen Weisheit zu einem unklugen Effektstücke verführt hatte. — Das Beste bei der Sache war, daß die Beschlüsse über die den Portugiesen zu sendende Hülfe wenigstens durchgesetzt wurden. Canning's Aufenthalt in Paris hatte ihm gezeigt, in welcher Weise er gegen Frankreich auftreten könne und müsse. Er sandte daher äußerst energische Noten an Villèle, der keinen offenen Widerstand wagte und sich endlich seufzend der Forderung Canning's fügte. Um den Frieden mit England zu erhalten, opferte er dem Wunsche des britischen Staatssecetärs seinen Gesandten in Madrid, du Moustier, den Zögling und das Werkzeug der Congregation, zog er sämmtliche Schweizertruppen aus Spanien zurück und sah ruhig zu, wie Canning im kategorischen Tone vom spanischen Cabinet die Entlassung der zur apostolischen Partei gehörenden Minister, die Zurückberufung der an der portugiesischen Grenze commandirenden General-Capitäne und die Anerkennung der Carta de Lei Portugals verlangte. Canning's gewaltiges Veto! machte selbst die stolze Camarilla erzittern und die Congregation von Frankreich begnügte sich mit heimlichen Intriguen, durch welche sie die Siege der Engländer verkümmern zu können wähnte. Schon war derselbe Mann, der bei einem Bankette den schönen Toast: „auf die bürgerliche und religiöse Freiheit für die ganze Welt!" ausgebracht, eine furchtbare Macht geworden, der sich die stolzen Beherrscher der Tagsgeschichte beugten.

Gegen Ende des Februars 1827 sprach man zum ersten

Male und ziemlich allgemein in London von einer Ministerialveränderung, die Besorgnisse der Constitutionellen mehrten sich von Tag zu Tage, denn bereits am 17. dieses Monats war Lord Liverpool, der erste Lord der Schatzkammer, vom Schlage getroffen worden, der ihn für alle Geschäfte untauglich zu machen schien, und bald darauf verbreitete sich die Trauerkunde, daß Canning zu Brigthon abermals von einer ernstlichen Krankheit heimgesucht worden sei. Ganz London nahm an diesem Unfalle die lebendigste Theilnahme. —

Die Emancipation der Katholiken kam auch in dieser Legislation wieder zur Sprache, indem am 5. März Sir Francis Burdett im Unterhause den Antrag stellte: die politisch-religiöse Lage von Irland in ernstliche Erwägung zu ziehen. Er entwickelte seine Motion mit großer Mäßigung und unterstützte sie mit den Zeugnissen der berühmtesten englischen Staatsmänner, als eines Burke, Fox, Pitt, Sheridan und Grattam. Er wurde von Lord Morpeth unterstützt. Nach diesem erhob sich der Unterstaatssecretär für das Innere, Dawson, Peel's Schwager und Canning's erklärter Widersacher; seine Rede war das Gegentheil der versöhnenden Burdett's, denn sie enthielt die gehässigsten Schmähungen gegen die Person wie das System Canning's und benutzte die neulichen Vorfälle in Dublin, um das politische System des Ministeriums anzugreifen. Gegen ihn trat Plunkett auf, der mit großer Beredtsamkeit die Nothwendigkeit nachwies, das katholische Irland durch die Emancipation von dem Einflusse der im Finstern schleichenden Jesuiten zu befreien. Noch erhoben sich als erklärte Gegner des gestellten Antrags Copley, Peel und Goulbourn, während Brougham denselben mit Muth und Beharrlichkeit vertheidigte. Endlich ergriff auch Canning das Wort. Mit ernster Würde, wie mit scharfer Ironie widerlegte er die gegen seine Person und sein System erhobenen Anschuldigungen; er wies die Möglichkeit der Behauptung nach, daß weder die Katholiken für ihre Sinnesänderung, noch das Ministerium hinsichtlich seiner Principien

die erforderlichen Garantien in dieser Angelegenheit darböten; zugleich sprach er sich unumwunden über Alles aus, was er als vorbereitend für diese Maßregel gethan, um sowohl den Rechten der Katholiken, als den Interessen der englischen Kirche und des Staates Genüge zu leisten. Die mehrfachen, durchaus unparlementarischen und unanständigen Unterbrechungen seiner Rede von Seiten der Hochtory's, namentlich Copley's, konnten ihn wenig stören, indem durch dieselben die Kammer mehr als er selbst beleidigt würde. Als aber nach dreizehnstündigen Debatten die Motion zur Abstimmung kam, fiel sie mit 276 gegen 272 Stimmen durch, und nicht mit Unrecht bemerkte the Times dabei: „Auf der einen Seite des Hauses standen alle durch Weisheit, Beredtsamkeit, parlementarische Erfahrung und geschichtliche Kenntnisse ausgezeichneten Männer; auf der andern Seite aber befand sich, mit Ausnahme von Peel, auch nicht ein einziges Individuum von Ruf und Talent!" — Bald darauf verbreiteten sich abermals beunruhigende Nachrichten über Canning's Entlassung, zumal da neue Krankheit ihn befiel und ihn abhielt, den Sitzungen des Unterhauses während des Märzmonats beizuwohnen. Noch nicht völlig hergestellt legte er dem Hause der Gemeinen mehrere Verträge mit Brasilien — über endliche Abschaffung des Sclavenhandels — mit den Vereinigten Staaten — über Reclamation entführter Sclaven während des letzten Krieges — und eine Correspondenz zwischen den letztgenannten und dem britischen Cabinet, die gegenseitigen Colonialverhältnisse Nordamerika's und Englands in Ostindien behandelnd, vor. Die liberale Opposition benahm sich auch bei dieser Gelegenheit mit großer Mäßigung und sprach sich vertrauensvoll über das System des Staatssecretärs aus; ja Tierney, der gegen die Votirung der begehrten Subsidien einen Antrag gestellt, nahm denselben in Folge gegebener Erklärungen Canning's zurück und bedingte dabei nur, daß letzterer dem Hause noch vor Ostern die Bildung des neuen Cabinets, von welcher fortwährend gesprochen würde, anzeige.

Canning wußte jedoch selbst noch nicht, ob er Mitglied der neuen Verwaltung bleiben würde und konnte daher die ihm angemuthete Verbindlichkeit nicht übernehmen. Auf seine Weigerung ward aber die Motion mit 135 gegen 85 Stimmen verworfen.

Von Neuem entflammte allerwärts der Kampf der Parteien, als auf die Wiederherstellung Lord Liverpool's nicht mehr zu hoffen und deßhalb die Ernennung eines neuen Premier-Ministers im Werke war. Man hörte, daß der König nicht abgeneigt sei, den Emporkömmling Canning an die Spitze des Staatsruders zu stellen, und dies genügte, um die Hochtory's zur entschiedensten Opposition aufzufordern. Nach allen Seiten hin wurden Intriguen für die Bildung des neuen Cabinets angesponnen; vornehmlich mußte der Hof bearbeitet werden. Der Herzog von Rutland, hochstehend in der Gunst des Königs und bekannt als einer der torystischen Hauptführer, erbat sich daher eine Audienz bei dem Könige und kündigte in seinem und vieler seiner Collegen Namen der Regierung alle Unterstützung auf, falls es Sr. Majestät gefallen sollte, den ehrenwerthen Gentleman, Sir George Canning, zu seinem ersten Minister zu erheben. Gegen diesen inconstitutionellen und anmaßenden Schritt erhob sich aber der Unwille des Publikums gleich sehr wie der des Parlements; jedoch fand auch Rutland bedeutende Unterstützung, namentlich durch den Herzog von New-Castle und den Marquis von Londonderry, denen sich Männer wie Montrose, Dorset, Graham, Whetherell, Dawson, Wallace, Fitzroy, Sommerset, Dowans u. A. anschlossen, während Sir Thomas Lethbridge das Unterhaus für die Zwecke der Hochtorys bearbeiten sollte. Endlich mußte sich der König entscheiden. Das Bedürfniß des Reichs und die unwiderstehliche Gewalt der öffentlichen Meinung sprachen lauter, als die Intriguen der Parteien, und am 12. April 1827 war bereits die Wahl Canning's zum Premier-Minister und der Austritt Peel's, Eldon's, Wellington's, Bathurst's, Westmoreland's und Mel-

ville's aus dem Cabinette allgemein bekannt; dagegen sollten Harrowby, Robinson, Huskisson, Wynn und van Sittard im Ministerium bleiben. Auf diese bald verbreitete Nachricht reichten auch sofort eine große Anzahl hoher Kronbeamter, die zur torystischen Partei gehörte, ihre Entlassung ein und bekannte sich dadurch als theilnehmend an einer künftigen Opposition gegen die neu zu bildende Regierung. Im Volke selbst machte die Kunde von der Erwählung Canning's zum ersten Minister des Reichs einen unbeschreiblich freudigen Eindruck; allgemein glaubte man, jetzt sei das Ende aller Leiden gekommen und eine neue, völkerbeglückende Regierung werde beginnen. Wie sehr aber auch die Tory's von diesem unerwarteten Schlage getroffen waren, so verloren sie doch weder Hoffnung noch Muth, sondern behaupteten mit seltener Zuversicht: „nach zwei Monaten wird kein Canning mehr an der Spitze der Geschäfte stehen!"

Canning's nächste Sorge war jetzt, sich eine kräftige Stütze in den beiden Häusern zu verschaffen und sein Ministerium zumeist aus Männern zu bilden, die seinem politischen Systeme zugethan waren. Er beschloß daher, sich der Whigpartei entschiedener zu nähern, als es bis jetzt geschehen war. Der Herzog von Devonshire sollte deßhalb mit dem einflußreichsten Haupte der Whigs, dem Marquis von Landsdown, in Unterhandlung treten und denselben zum Eintritt in das neue Cabinet oder doch wenigstens zur Unterstützung desselben in den Kammern bewegen. Die Unterredung fand zu Wiltshire, dem Landsitze des Marquis, statt, wollte aber nicht zu dem gewünschten Resultate führen, indem Landsdown auf mehrern Punkten beharrte, die der Herzog nicht zugestehen wollte. Endlich, in den letzten Tagen des Aprils, hatte ihn Canning gewonnen und er verhieß sowohl seine Theilnahme an dem neu zu bildenden Cabinet, als auch den wichtigen Beistand seiner Partei. Der neue Premier-Minister leistete hierauf dem Könige den Eid und erschien im Parlemente. Hier trat ihm zuerst Peel entgegen, der in einer langen Rede die Gründe entwickelte,

die ihn von einer Verbindung mit der Verwaltung seines ehrenwerthen Freundes abgehalten hätten; der vorzüglichste darunter sei die Emancipationsfrage, in welcher er durchaus nicht mit der Politik Canning's übereinstimme; zugleich verwahrte er sich gegen den Verdacht, mit an den vorgefallenen Cabalen der Tory's bei der Bildung des neuen Ministeriums Theil genommen zu haben. In Folge dieser Erklärung nahm nun auch Canning das Wort und es entspann sich zwischen ihm und Peel eine interessante Debatte, an welcher auch Dawson in seiner bekannten hämischen Manier Theil zu nehmen suchte. Im Oberhause ging es dagegen weit stürmischer zu; hier stachelte der Haß die Tory's zu wahrhaft tumultuarischen Auftritten. Lord Eldon führte den Reigen. Bei dieser Gelegenheit kam auch durch Lord Ellenborough der Briefwechsel zur allgemeinen Kenntniß, welchen Canning mit dem Herzoge von Wellington über die Theilnahme an dem neuen Cabinet geführt hatte und in welchem Canning durch den Ton seiner Schreibart, der dem edlen Lord „ungewöhnlich" erschien, den Herzog sehr beleidigt haben sollte, obwohl der Styl dieses letztern als „stolz-torystisch und kalt-lakonisch" bezeichnet werden konnte. Schon aus dem ersten Zusammentreffen mit dem enggeschaarten und kampfgerüsteten Haufen der Tory's mochte der neue Premier-Minister die ihn bedrohenden Stürme ermessen; aber er glaubte, daß auf seiner Person das Heil von Old-England beruhe, weßhalb er auch den mit so vielen Schwierigkeiten verknüpften Ehrenposten angenommen habe. Er mußte sein Schicksal erfüllen.

Das neue Cabinet war also zusammengesetzt: Erster Lord der Schatzkammer und Kanzler des Echequers: George Canning; Großkanzler: Lord Lyndhurst (Sir John Copley); Lord Präsident des Conseils: Graf Harrowby; Lord des Geheimsiegels oder Justizminister: Herzog von Portland; Staatssecretär für das Innere: Sturges Bourne; Staatssecretär für das Auswärtige: Viscount Dudley and Ward; Staatssecretär für die Colonieen und den Krieg:

Viscount Goderich (Robinson); Präsident des Controll-Bureaus: Charles W. Wynn; Kanzler des Herzogthums Lancaster: Lord Berley (van Sittard); Schatzmeister der Marine und Präsident des Handelsbureau's: W. Huskisson; Kriegssecretär: Viscount Palmerston. Der Marquis von Landsdown trat in das Cabinet, ohne ein Portefeuille zu übernehmen. Noch mögen folgende hohe Staatsbeamte genannt werden, die jedoch nicht zum Cabinet gehörten: der Lord Großadmiral: Herzog von Clarence; Großmeister der Artillerie: Marquis von Anglesea; Lord Kammerherr vom Hause des Königs: Herzog von Devonshire; Oberstallmeister: Herzog von Leeds; Erster Secretär des Lordlieutenant von Irland: Lamb. Graf Carlisle und Tierney, die beiden Führer der Opposition in der Pairskammer und im Unterhause, wurden ebenfalls gewonnen und ersterer mit dem Posten eines Principlacommissärs der Forsten, letzterer mit dem eines Münzmeisters bedacht.

Das neue Ministerium war aus viel gleichartigeren Stoffen zusammengesetzt, als das vorhergehende; überdieß wurden die Reihen der Opposition bedeutend lichter, denn außer den meisten Whigs traten selbst mehrere gemäßigte Tory's zur ministeriellen Partei über, unter den letztern namentlich der Graf von Mansfield, dessen offene Erklärung im Oberhause ein grelles Licht auf die Umtriebe der Hochtory's warf. Canning's erste Bitte an den König war, dem Herzoge von Clarence, dem muthmaßlichen Thronerben und einem seiner bedeutendsten Gegner, die seit Jacob II. erledigt gebliebene Stelle eines Großadmirals von England zu ertheilen; hierdurch wurde Clarence entwaffnet, das Cabinet aber erhielt durch seine Ernennung eine neue, moralische Stärke. Die meisten Tory's blieben jedoch unerbittlich und erneuerten sofort in beiden Häusern ihre Angriffe gegen Canning. Die Bill wegen der Getreidegesetze gab erwünschten Vorwand zu den gehässigsten Anschuldigungen gegen den Premier-Minister und der Herzog von Newcastle entblödete sich nicht, den angefeindeten Canning vor den

versammelten Pairs einen „höchst verdorbenen Minister" zu nennen, vor dessen Einflüsterungen jeder rechtliche Brite den König zu schützen suchen müsse. Nach langen Kämpfen schlug endlich Canning vor: „daß alles jetzt unter Königs Schloß liegende Getreide (gegen 760,000 Quarter Weizen und Gerste), so wie Alles noch bis Ende Juni eingehende, auch das von Canada unterwegs befindliche Getreide, bis Mai 1828 zu den, in der vom Unterhause angenommenen Bill, genehmigten Zoll-Stufensätzen auf den Märkten zugelassen werde." Wirklich ging auch dieser Vorschlag mit großer Stimmenmehrheit im Unterhause durch, worauf auch das Oberhaus ihn annahm, ohne sich an die feierliche Protestation zu kehren, die von den Hauptführern der Opposition, Newcastle, Stanhope, Malmesbury, Londonderry, Salisbury, Teinham, Mansfield, Redesdale, Colchester, Verulam, Brownlow und Lauderdale, dagegen eingelegt wurde. Der edle Herzog von Wellington, der von den Tory's bei dieser Gelegenheit vorgeschoben wurde, benahm sich jedoch äußerst schwankend, fast feig.

War auch Canning's Hauptsorge, welche alle seine Geisteskräfte in Anspruch nahm, auf welche unabläßig alle seine Gedanken gerichtet waren, die auswärtige Politik, so zeigte doch seine Theilnahme an den Sitzungen des Unterhauses und an den in denselben verhandelten Fragen, daß sein vielseitiger Geist die Gegenstände der innern Verwaltung mit gleicher Schärfe und Klarheit, wie die Fragen der äußern Politik, aufgefaßt habe. Vorzüglich bekundete er sein seltenes Talent bei den Discussionen über das Budget. Er gebrauchte keine Versprechungen, um die Kammer zu den Ausgaben zu bestimmen, da er der Ansicht sei, daß Versprechungen von denjenigen, welche sie empfingen, meist übertrieben ausgelegt würden und damit endigten, mißvergnügt zu machen. Er berief sich zugleich auf seinen hochverehrten Lehrer und Meister Pitt und wies, indem er die Ideen desselben erklärte, die Einheit des Pitt'schen Systems und des jetzigen von Canning eingeschlagenen nach. Endlich

verhieß er noch einen verbesserten Plan für die künftige Sitzung, da eine Aenderung in dem bisherigen Finanzsysteme vor Ende der gegenwärtigen Sitzung unthunlich sei. Wirklich ging auch das Budget durch; aber Canning mußte erst einer Menge der giftigsten Ausfälle Seitens der aristokratischen Opposition begegnen. Indirecte Verläumdungen, langsame, aber unaufhörliche Neckereien und offene Angriffe wurden von dieser ehrlosen Partei gegen den kranken, überaus reizbaren Minister angewendet, um ihn wenigstens körperlich dergestalt herunter zu bringen, daß er nicht mehr im Stande sei, seinem mit so vielen Mühseligkeiten verknüpften Amte ferner vorzustehen.

Am 2. Juli 1827 wurde die Parlementssitzung geschlossen. Noch einmal erfüllten die Interessen seines geliebten Griechenlands Canning's Seele; sein letzter politischer Akt war der Vertrag vom 6. Juli, durch welchen nach Canning's Absicht die Emancipation Griechenlands bewirkt werden sollte und dessen einzelne Bestimmungen später in der Geschichte Griechenlands angeführt werden sollen. Die unaufhörlichen Arbeiten und Quälereien hatten ihn erschöpft. Schon am 15. Juli zwangen ihn die heftigsten Leiden, das Bett zu hüten; Krankheit und Schmerzen steigerten sich bis zum 17.; endlich schien zur großen Freude seiner zahlreichen Freunde die Krisis glücklich überstanden zu sein, weßhalb beschlossen wurde, daß Canning Downingstreet verlassen und sich nach Chiswick, einem Sitze des Herzogs von Devonshire, begeben sollte, um durch die dortige reinere Luft und durch die sorgsamste Pflege völlig wieder hergestellt zu werden. Alles ging nach Wunsche und schon am 24. kehrte Canning nach London zurück, wo die dringendsten Geschäfte seiner harrten. Allein der edle Hirsch war, nach dem Ausdrucke eines seiner Freunde, bereits zu Tode gehetzt. Die überaus heftigen Schmerzen hatten seine Züge entstellt und der König, dem er am 30. seine Aufwartung zu Windsor machte, erkannte ihn kaum wieder und äußerte gegen seinen Leibarzt Knigthon große Besorgniß für Canning's Leben.

Seine Befürchtung traf ein. Obschon der Wagen, der den Minister von Windsor zurück nach London brachte, dicht verschlossen war, so hatte sich doch der reizbare, noch nicht völlig hergestellte Canning abermals gefährlich erkältet. Eine ungewöhnliche Schwäche und heftiger Katarrh stellten sich ein. Man vermuthete eine Entzündung in den Nieren, welche nach dem Ausspruche der ihn behandelnden Aerzte unfehlbar tödtlich sei, sobald Brand hinzukomme. Am Abend des 4. August gaben sie ihn unrettbar verloren. Trotz der schmerzhaftesten Leiden beschäftigte sich aber sein Geist unablässig mit der Lage von England, dem Könige, seinem politischen Systeme und der Schaar seiner Gegner. Zuweilen sprach er auch in prophetischen Worten von den kommenden Jahren. Endlich am 8. August Morgens gegen vier Uhr entschlief er sanft und schmerzlos, nachdem er kurz zuvor seinem treuen Freunde Sturges Bourne die letzte Bitte an den König aufgetragen hatte: „auf der Bahn zu bleiben, die er auf den treuen Rath des Scheidenden betreten hätte!"

Nicht nur in London und England, sondern weit hin durch alle Lande Europa's und der civilisirten Welt wurde der frühe Tod des Entschlafenen von den Freunden der Freiheit als ein Unglück betrachtet, das England, Europa, ja die ganze Menschheit betroffen. Allgemein war das Gerücht verbreitet: Canning sei durch seine Feinde, die Tory's, vergiftet worden; aber die genaueste ärztliche Untersuchung, die mit einer seltenen Oeffentlichkeit angestellt wurde, hat die Unwahrheit dieses Gerüchts erwiesen; allein, wenn auch die grobe Deutung einer körperlichen Vergiftung — wie Münch sehr richtig anführt — von keinem Aufgeklärten und Unbefangenen geglaubt ward, so war man doch über die moralische, langsame Ertödtung des berühmten Staatsmanns durch das angezeigte Quälsystem der feindlichen Faction so ziemlich einig. Seine Leiche ward am 16. August in der Westminster-Abtei mit königlichem Schaugepränge zu Pitt's Füßen beigesetzt; die Herzöge von Clarence und von Sussex waren die ersten, die

sich dem Leichenconducte anschlossen, ja selbst König Georg IV., der sich seit dem Tage mit dem Hingeschiedenen versöhnt hatte, an welchem er dem Sohne seiner Geliebten, der Marquisin von Cuningham, ein Unterstaatssecretariat gegeben, war tief erschüttert von dem Unglücksfalle, der England betroffen und bot der Wittwe Canning's, um das Andenken an den Verstorbenen noch im Tode zu ehren, die Pairswürde an, die sie jedoch dankend zurückwies. Canning starb, ohne Vermögen zu hinterlassen, wie Fox und Pitt; durch ganz Europa aber wurden Sammlungen zu einem großen Denkmale veranstaltet, zu welchem die Liberalen aller Länder ansehnliche Beiträge unterzeichneten. Mit trüben Blicken schaute jetzt das angsterfüllte England der nächsten Zukunft entgegen, aber auch Griechenland weinte um seinen Beschützer und die Krone wankte auf dem jungen Haupte der Donna Maria da Gloria. Uebrigens war der Haß gegen die Tory's in England so groß und allgemein, daß sich die Mehrzahl derselben bewogen fand, ihr Triumphgeschrei zu unterdrücken und, wenn auch nur mit gedämpfter Stimme, in den Chor der Klagelieder einzustimmen, der die Leiche des großen Staatsmanns umtönte. Man wagte nicht, den nationalen Schmerz zu stören, und während selbst einige torystische Journale mit heuchlerischer Wehmuth von den jetzt erst anerkannten Verdiensten des zu früh Entschlafenen sprachen, besaß nur allein das Journal: „der Atlas" die Frechheit, öffentlich zu äußern: „die Trauerklagen und Lobpreisungen wegen Canning werden bis zur Ausschweifung getrieben. Der Kukuksgesang ist langweilig, weil er eintönig ist!" —

Inzwischen betrachteten die Tory's den Trauerfall als eine günstige Krisis, die ihnen wieder zu der verlorenen Herrschaft verhelfen konnte. Sie riefen daher alle ihre Anhänger nach London, um mit ihnen gemeinsame Operationsplane zu verabreden. Zunächst galt es, den König zu bearbeiten, daß er die gestürzte Fraction des Liverpool'schen Ministeriums wieder zur alten Herrschaft gelangen lasse.

Allein Georg IV. war der Worte des Sterbenden eingedenk, fürchtete aber wohl auch die große Verantwortung und die bei der jetzigen Stimmung des englischen Volkes nicht zu berechnenden Folgen, wenn er es wagen wollte, das neu eingeschlagene System so plötzlich wieder aufzugeben. Er beauftragte daher den Lord Goderich (Robinson), als den Mann, der am meisten mit den Ideen der Canning'schen Verwaltung vertraut gewesen, mit der Bildung eines neuen Ministeriums, das auf der bezeichneten Bahn fortschreiten sollte. Goderich's Vorschläge wurden genehmigt und das neue Cabinet aus nachstehenden Männern gebildet: Lord Dudley and Ward blieb in seinem Posten als Staatssecretär für das Auswärtige; Huskisson leitete den Krieg und die Colonieen; Herries fungirte als Kanzler des Schatzes; Marquis von Landsdown als Minister des Innern; Marquis von Anglesea blieb Großmeister der Artillerie; Lord Lyndhurst Großkanzler. An Graf Harrowby's Stelle trat der Herzog von Portland als Präsident des geheimen Rathes ein; Graf von Carlisle erhielt das Großsiegel; Sir Charles Grant die Stelle eines Präsidenten des Handelsrathes und eines Schatzmeisters der Marine; C. W. Wynn übernahm die Präsidentschaft im Bureau für die ostindischen Angelegenheiten, Lord Palmerston das bisher schon von ihm geleitete Kriegssecretariat, Lord Bexley das Kanzleramt des Herzogthums Lancaster Tierney das Münzdirectorium, Sturges Bourne die Wasser- und Forstdirection. Nur vier Tory's saßen in dem neuen Cabinet, die als erklärte Widersacher der Emancipation gelten konnten und selbst der Herzog von Wellington ließ sich endlich bewegen, in seine früher bekleidete Stelle als Großmeister oder Oberbefehlshaber der britischen Armee zurückzutreten, die er nur aus rein persönlichen Gründen gegen Canning aufgegeben hatte.

Die Zusammensetzung des neuen Cabinets trug die Keime des baldigen Todes in sich. Lord Goderich, an Canning's Stelle zum ersten Lord der Schatzkammer berufen,

hatte seine höhere politische Laufbahn als Begleiter des Lord Castlereagh zum Congresse nach Chatillon begonnen und war nach und nach zum Marineschatzmeister, Vicepräsidenten des Handelsbureau's und 1822 zum Lord der Schatzkammer mit der Pairswürde und dem Titel eines Viscount Goderich erhoben worden. Er war gemäßigter Tory, seiner Partei aber verhaßt wegen der erklärten Vorliebe für die Emancipation, die er von unten auf im parlementarischen Kampfe erzwungen, aber nicht von oben herab als Concession zugestanden wissen wollte. Wie Canning war auch er im Laufe der Zeit mit einigen Ideen des Liberalismus vertraut geworden und so vertheidigte er jetzt, in der höchsten Würde des Staates, die meisten politischen Grundsätze seines geschiedenen Freundes mit redlicher Treue; allein es fehlten ihm Kraft und Entschlossenheit, vor allen aber jener politische Scharfsinn und Hellblick, um die Intriguen seiner listigen Gegner zu durchspähen. Ihm hatte — nach den Worten eines neuern Schriftstellers — der sterbende Prophet seinen Segen, aber nicht seinen Mantel hinterlassen. Im Innern des Conseils trat ihm gleich Anfangs der grämliche Herries, ein entschiedener Tory und Eiferer gegen die Emancipation, dabei aber im Rufe eines nicht untüchtigen Finanzmannes, beharrlich entgegen, während im Geheimrath des Königs der Hochtory Lord Lyndhurst gegen ihn intriguirte. Dabei gährte es allerwärts; Irland, die Getreidegesetze, die Emancipationsfrage machten dem neuen Cabinet im Innern, Portugal und die orientalischen Wirren nach Außen zu schaffen.

Vorzüglich waren es die letzgenannten Angelegenheiten, welche den baldigen Rücktritt des Ministeriums Goderich herbeiführten. Das „verdrießliche Ereigniß" der Seeschlacht bei Navarino fiel um diese Zeit (20. October 1827) vor. Ein mißverstandener Befehl, vielleicht auch die stille Begierde des Herzogs von Clarence, als Großadmiral der britischen Seemacht die Tage seiner Verwaltung durch eine glanzvolle That zu verewigen, waren die Ursache von

der fast gänzlichen Zerstörung der türkisch-ägyptischen Flotte, worüber zwar die Freigesinnten aller Länder und Völker in lauten Jubel ausbrachen, das Ministerium aber in eine Lage gerieth, die dasselbe immer mehr mit der den Hof täglich enger umspinnenden Aristokratie verfeindete. Auch in Irland stieß es auf unüberwindliche Hindernisse. Solcher Last fühlte sich Lord Goderich nicht gewachsen und deßhalb bat er den König am 14. December um seine Entlassung von der Stelle eines ersten Ministers. Sein Wunsch ward erfüllt und Lord Lyndhurst von George IV. mit der Bildung eines neuen Cabinets beauftragt. Durch ihn kamen die Tory's wieder an die Spitze der Verwaltung. Die erste Stelle im Reiche erhielt der Herzog von Wellington, dessen treuergebenes Werkzeug Lord Lyndhurst seither gewesen; den Herzog von Portland ersetzte in der Präsidentschaft Graf Bathurst; Lord Lyndhurst trat wieder als Großkanzler ein; zum geheimen Siegelbewahrer wurde Lord Ellenborough, zum Kanzler des Echequers Sir Goulbourn, zum Großmeister der Artillerie Lord Beresford ernannt. Als Minister des Innern fungirte Sir Robert Peel, als Colonialminister Huskisson; Lord Dudley blieb in seinem Posten als Minister des Auswärtigen; Lord Melville übernahm die Präsidentschaft im Controle-Bureau, Sir Ch. Grant das Schatzmeisteramt der Marine und die Präsidentschaft des Handels-Bureau's; Graf Aberdeen wurde Kanzler des Herzogthums Lancaster, Herries Münzmeister; das Kriegssecretariat verwaltete nach wie vor Lord Palmerston. Noch wurden in das Ministerium, ohne wirkliche Mitglieder des Cabinets zu sein, der Herzog von Clarence und die Herren J. Becket, Ch.. Arbuthnot, J. Levis und W. Fitzgerald gezogen. Entschiedene Tory's, deren Gesinnung außer Zweifel war und welche dieselbe schon bethätigt hatten, wurden für die Unterstaatssecretariate ernannt.

Der Herzog von Wellington, der jetzt in seiner Person die höchste militärische und politische Gewalt vereinigte,

hatte mit ungemeinen Schwierigkeiten in seinem neuen Amte zu kämpfen; allein ihn kümmerten die zahlreichen Carricaturen John Bull's so wenig, als die Verwünschungen der Whigs und Radicalen, oder die Spottnamen, mit welchen die Soldaten ihren alten „Drillmeister" überhäuften. Mit soldatischer Pünktlichkeit und nicht ohne Energie überwachte er die einzelnen Zweige der Staatsverwaltung; dabei zeichnete er sich durch ungewöhnliche Thätigkeit und in seinem Privatleben durch seltene Mäßigkeit aus. Es schien, als sollte sein System auf einer Basis fester Principien begründet und Hume's Wort — daß die Erhaltung jeder Regiegierung auf der öffentlichen Meinung beruhe — von ihm anerkannt werden, denn er erklärte öffentlich: „soll meine Verwaltung stark sein, so muß ich die Meinung auf meiner Seite haben; benutze ich aber den Einfluß der Regierung zur Unterstützung der schwächern Partei, so räume ich meinen Gegnern einen Vortheil ein; würden daher Veränderungen in dem bestehenden Zustand der Dinge gefordert, so solle die Regierung nur dann dem Verlangen nachgeben, wenn nach Abschätzung der Stärke der betreffenden Parteien diejenige, welche die Neuerung begehrt, an Zahl oder intensiver Kraft die stärkste sei." Zunächst verstand aber Wellington unter dieser Meinung keineswegs die der Mehrzahl im Volke oder unter den Gebildeten, sondern nur die Meinung derjenigen, die über die Mehrheit der Stimmen in beiden Häusern geboten oder entschieden. Sein treuester Rathgeber in den Fragen der Politik war Sir Robert Peel, dessen anerkanntes Talent den im Redenhalten äußerst unbeholfenen Herzog vor dem Parlemente vertheidigen mußte; außerdem verstand Peel, die Anmaßungen der Tory's durch geschmeidige Phrasen zu bemänteln, ja zuweilen ihnen selbst ein nationales Aeußere zu geben. Er schonte anfangs auch die zurückgebliebenen Minister der gemäßigten Whigpartei, in denen er kräftigere Administrationsmänner erkannte, als unter den Ultra-Tory's zu finden waren. Der tüchtigste unter den Ministern der vorigen Verwaltung war Hus-

kisson, der Staatssecretär für die Colonien, dessen Bestrebungen jedoch durch den bekannten Herries vereitelt werden sollten; denn nur aus diesem Grunde halten die Tory's letztern in das Ministerium geschoben. Als nun Huskisson erklärte, er habe Garantien für die Beibehaltung der Canning'schen Politik erhalten und diese Garantien zur wesentlichen Bedingung seines Eintritts in's Cabinet gemacht, hetzten die Ultra's so lange an Wellington, bis dieser der Behauptung seines Collegen förmlich widersprach; Huskisson entgegnete jedoch darauf: diese Garantien seien factisch durch die Beibehaltung von Dudley, Grant und Lamb im Cabinet des Königs ausgesprochen worden. Herries, der diesen ganzen Auftritt herbeigeführt, wurde nunmehr von den Whigs auf das Schonungsloseste angegriffen; nicht genug, daß sie ihm Einseitigkeit in seinem Fache Schuld gaben, sie behaupteten sogar, er habe als Schatz-Secretär durch Fonds-Speculationen ein ansehnliches Vermögen gewonnen, weßhalb er sich auch gegen Aufhebung der das Volk schwer belastenden Tilgungsfonds sträube. Unter solchen Verhältnissen war an ein harmonisches Zusammenwirken der obersten Verwaltungs-Behörden des Reichs nicht mehr zu denken. Wellington sehnte sich längst, einer Controle von Männern enthoben zu sein, die früher Freunde seines verhaßten Gegners gewesen, er wagte es daher, offen die Principien der vorhergehenden Verwaltung zu tadeln. Dies genügte, um den seither im Verborgenen geführten Kampf offenkundig zu machen. Ein höchstunbedeutendes Ereigniß — die Abstimmung über die Frage, welchem Orte das verwirkte Wahlrecht des Fleckens East-Redford übertragen werden sollte? — mußte Huskisson, Dudley, Grant und Palmerston als Vorwand zur nachgesuchten Entlassung dienen, die ihnen, wie den übrigen Schülern der Canning'schen Politik, welche untergeordnete Staatsämter bekleideten, auch sofort zugestanden wurde. Der Austritt dieser Männer führte übrigens zu parlementarischen Erläuterungen, welche ein überaus grelles Licht auf die Intriguen der ultra-torystischen Salons

warfen. Die Oligarchie Wellington's hatte den Sieg davongetragen, allein Huskisson rief ihr die bedeutungsvolle Warnung zu: die Partei irre sich sehr, wenn sie ihren Triumph durch das gelungene Manöver für vollständig halte.

An der Stelle der Ausgetretenen erschienen nun (für Dudley) Graf Aberdeen; (für Huskisson) Sir George Murray, ein Schüler Wellington's; (für Palmerston) Henry Hardinge, Wellington's ehemaliger Adjutant. Sir Charles Arbuthnot trat sein Commissariat der Forsten an Viscount Lowther ab und erhielt dafür das Kanzleramt des Herzogthums Lancaster. Für Levis, Grant und Lamb traten Männer ein, deren entschiedene torystische Gesinnung bekannt war. Diese Ministerialänderung ging um die Mitte des Jahres 1827 vor sich, gegen dessen Ausgang (am 4. Decbr.) endlich auch Lord Liverpool, nach einem erneuten Schlaganfalle, verschied. Der Verstorbene galt allgemein für einen Mann, dessen Vaterlandsliebe ausgezeichneter war als sein Talent, obwohl er, was das letztere anlangt, weit über Wellington gestellt werden mußte. Zwar konnte er sich mit Canning weder an Geist, noch Einsicht und Rednergaben messen, dagegen übertraf er diesen an Vorsicht, und wahrscheinlich hätte Liverpool, falls seine Krankheit ihm Mitwirkung gestattet, die Stipulationen des Tractats vom 6. Juli genauer bestimmt, als solches von seinem ihm im Tode vorangegangenen Freunde geschehen war.

Der bedeutendste Mann der neuen Verwaltung war, nächst Wellington, Graf Aberdeen, dessen gelehrte Bildung gewaltig gegen seine kalten und zurückschreckenden Manieren abstach. Die Times urtheilten über ihn: Aberdeen ist ein eingefleischter Tory, und sein Glaubensbekenntniß ist der Ultraismus von Wien, gepfropft auf den Torysmus von Schottland. Er haßte Canning; Castlereagh war sein Schutzpatron; — und Fürst Metternich, mit welchem er in Wien Freundschaft schloß, ist sein politisches Idol geblieben. Also ist er der Sohn wie der Verfechter eines

Systems, von dem England für immer erlöst zu sein hoffte; — ja es kann in Aberdeen's Erhebung nur ein furchtbares Zeichen des Geistes wahrnehmen, welcher fortan das britische Cabinet beseelen wird.

Die Demoralisation der unteren Volksklassen, hervorgerufen durch die schlechte, ja barbarische Gesetzgebung des britischen Staates, steigerte sich von Tag zu Tage. Ein grelles, aber wahres Bild dieser traurigen Zustände entwarf um diese Zeit Cobbet in drei an Wellington gerichteten Briefen, die ein gewaltiges Aufsehen machten. Er fragte darin den edlen Herzog: „ob er je von einem Lande gehört habe, wo die Zahl der Armen so groß sei, daß andere Nationen genöthigt worden, deren Einbringung bei ihnen durch strenge Gesetze zu verbieten? — Eine Maßregel, wozu sich doch wirklich die Vereinigten Staaten von Nordamerika gegen die Behörden in ihren Seehäfen, welche armen Engländern die Landung fernerhin gestatten würden, hätten entschließen müssen? — Ob ferner der Herzog wisse, daß der Tagelöhner in England nur noch von trockenem Brote, oder gar von Kartoffeln lebe? Ob er wisse, daß das Eigenthum jetzt kaum noch durch die bestehenden Gesetze gesichert werden könne? Ob es ihm bekannt, daß Kinder schon gleich ausgelernten Dieben raubten, — und zwar in solchem Uebermaaße, daß die Richter bereits Suspension der Geschworen-Gerichte gefordert, um dem Uebel einigermaßen Einhalt zu thun? — Ob es ihm noch verborgen geblieben, daß die ungeheuern Summen der Armentaxen doch nicht zureichten, um die verarmten Unglücklichen mit genießbarer Nahrung zu versorgen, — und daß eben darum viele jener Unglücklichen Verbrechen begingen, um nur ins Gefängniß gebracht zu werden, wo sie sich doch einige Zeit satt essen könnten? *) — Ob er endlich wohl glaube, mit Hülfe der

---

*) Im Jahre 1805 betrug die Zahl der Verhafteten in England nur 4605, von denen 2783 — unter diesen 350 zum Tode — verurtheilt wurden. Im Jahre 1825 hatte sich die Zahl der Verhafteten

Armee eine Convulsion abwehren zu können, die nothwendig bald durch Anhäufung so fürchterlicher, das Volk zur Verzweiflung stimmender Uebel herbeigeführt werden müsse?" — Er schloß mit den Worten: Die Nation ist in einer so gräßlich bedrängten Lage, daß sie Bajonette für nichts achtet; ja, wenn man von dem englischen Volke in Masse spricht, darf man mit Recht behaupten: es habe alle seine alten Ideen von Freiheit und Gesetz verloren und glaube nur noch an Erleichterung durch das Uebermaß des Elends selbst! Die mittlere Klasse ist bereits überzeugt, daß keine ihrer Anstrengungen ihr Schicksal verbessern werde, — und die arbeitende Klasse lebt in so dumpfer Gefühllosigkeit hin, daß sie nur auf Mittel sinnt, von einem Tage zum andern ihr elendes Dasein zu fristen. Ein solches Volk fürchtet nicht mehr die militärische Gewalt, und ich zweifle daher, ob alle Heere Europa's die drohende Katastrophe zu verhindern stark genug sein möchten. Denn darin besteht eben das Gräßliche unseres Zustandes, daß das sittliche Verderben von Tage zu Tage reißendere Fortschritte unter der Jugend, ja unter der Kinderwelt selbst macht! —

In der Sitzung des Unterhauses am 7. Februar drang Brougham in einer durch glänzende Beredtsamkeit ausgezeichneten Rede auf Ernennung einer Commission, die streng und gewissenhaft die Gebrechen der Civilgesetze, wie die der Gerichtshöfe untersuchen sollte. Auch Peel gestand die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen ein, und so wurde Brougham's Antrag zwar angenommen, allein bis zu Ende des Jahres 1828 war von der zu jener Untersuchung niedergesetzten Commission noch kein Bericht abgestattet. Die aristokratischen Machthaber des Tages scheuten sich, dem Unwesen zu steuern. Bei den Debatten über das Budget versprach der neue Kanzler der Schatzkammer,

---

bereits auf 17,921 Individuen gesteigert, wovon 9664 — und unter diesen 1036 zum Tode — verurtheilt wurden. Man vergl. Venturini, Chronik 1828. Seite 296.

Goulbourne, zu den vorhandenen Ueberschüssen in der Staatseinnahme noch bedeutendere für das nächste Jahr, wie auch Irland Beweise von erhöhter Thätigkeit und vermehrtem Wohlstande gebe. Nach seinem künstlichen Rechnungsfacit betrug die gesammte reine Staatseinnahme des Jahres 1828 die Summe von 50 Mill. 381,500 Pf. Sterl., während die Ausgabe nur 47,292,800 Pf. Sterl betragen und der Ueberschuß dem Tilgungsfond zugewiesen werden sollte. Das Budget wurde mit großer Stimmenmehrheit angenommen. Auch Wellington ließ sich als Redner über die finanziellen Fragen vernehmen und verbreitete sich in einem eben nicht glänzenden Vortrage über die gegenwärtige Lage des Landes. Gegen ihn erklärte im Oberhause Lord Goderich: ihm sei kein Staat auf der Erde bekannt, dessen Macht und Hülfsquellen minder geschwächt wären, als diejenigen Englands; werde dasselbe nur in seinem Innern gut verwaltet, so brauche es die ganze Welt nicht zu fürchten, sondern könne allen Angriffen feindselig gesinnter Nationen siegreich widerstehen! — Für diese stolze Behauptung schien wirklich die ungewöhnliche Thatsache zu sprechen: daß, wie doch sonst jedesmal beim Ausbruche eines Krieges zwischen zwei europäischen Großmächten, diesmal beim Beginn der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte die englischen Consols nicht nur nicht fielen, sondern sogar um ein Weniges stiegen. Inzwischen wurde behauptet: diese seltene Erscheinung sei nicht sowohl Beweis innerer Sicherheit und Kraft, als vielmehr Beweis von dem großen Einflusse der Concentrirung ungeheurer Geldmassen in wenigen Händen.

Wie sehr auch Wellington dem Stabilitätsprincipe huldigte, so wagte er doch nicht, das von Huskisson aufgestellte System des Handelswesens zu ändern, weil er selbst einsah, wie gefahrdrohend die Beibehaltung der Ausschließungs-Maximen war. Deshalb wies er auch mit aller Strenge die Petitionen der Schiffs-Eigenthümer, die eine Veränderung der von Huskisson durchgesetzten Schifffahrtsgesetze

verlangten, zurück, obschon die englische Handels-Marine in dem verflossenen Jahre eine Menge schwerer Verluste erlitten hatte. Die Kriegs-Marine dagegen war, trotz der mannichfachen Gefechte, die sie bestanden, von solchem Verluste verschont geblieben; allein auch sie empfand die Intriguen der Hochtory's und namentlich wurde der Großadmiral der Flotte, der Herzog von Clarence, vielfach geschmäht und verläumdet. Es kam sogar zwischen ihm und Wellington zu ernstlichen Streitigkeiten über Dienstsachen, die damit endigten, daß der Herzog von Clarence seine Entlassung als Großadmiral von England einreichte. Die ursprüngliche Veranlassung zu diesem Schritte war jedenfalls das „verdrießliche Ereigniß", welches Wellington weder dem königlichen Herzoge, noch Sir E. Codrington vergeben konnte. Die Geschäfte des Großadmirals wurden jetzt einer Commission übertragen, an deren Spitze Lord Melville stand. Unter ihren Mitgliedern bemerkte man auch den aus der Geschichte Napoleon's bekannten Sir George Cockburn. Am Meisten tobte die Torypartei in ihrem Hasse gegen den Helden von Navarin, Codrington, der kurz zuvor, ehe Clarence sein hohes Amt niederlegte, vom Commando der englischen Flotte im Mittelmeere abberufen und durch Sir Pulteney Malcolm, einen tüchtigen und verdienten Seeoffizier, ersetzt wurde. Codrington gehorchte zwar, verlangte aber nachdrücklich die Anordnung eines Kriegsgerichts, welches sein Verfahren genau und streng untersuchen sollte. Er vertraute dabei der Macht der öffentlichen Meinung und dem Nationalstolze, welche beide ein überaus günstiges Urtheil über Codrington und seine tapfern Mitstreiter bereits gefällt hatten.

Am 29. Januar wurde das Parlement im Namen des Königs durch eine Commission eröffnet, zu welcher, außer dem Lord-Kanzler, der Erzbischof von Canterbury, der Graf Shaftesbury und Lord Ellenborough gezogen worden waren. In der Rede, welche der Lord-Kanzler statt des kranken Königs verlas, war der Collision zwischen den Flotten der

verbündeten Mächte und denen der osmanischen Pforte — wie schon erwähnt — als eines „verdrießlichen und unerwarteten (untoward) Ereignisses" gedacht und das „tiefe Bedauern" ausgesprochen, welches Se. Majestät, trotz der bei dieser Gelegenheit bewiesenen Tapferkeit, darüber empfunden, daß dieser Kampf mit der Seemacht eines alten Verbündeten statt gehabt habe. Lord Goderich, der hierdurch sein eigenes, wie seines verewigten Freundes System angegriffen sah, vertheidigte sich wacker und erinnerte daran, daß es absurd gewesen wäre, den Fall eines solchen Ereignisses nicht in Betracht zu ziehen, als man beschlossen habe, zu einer bewaffneten Dazwischenkunft zu schreiten. Die öffentliche Meinung, stolz auf die bei Navarin erkämpften Trophäen und an den Leiden des unglücklichen Griechenlands lebendigen Antheil nehmend, war über die königliche Phrase tief entrüstet und wollte die politischen Folgen nicht in Anschlag gebracht wissen bei einer That, die das Lebensschicksal eines edlen, zu Boden getretenen Volkes bedingte. Die unabhängigen englischen, aber auch französische und deutsche Zeitungen kritisirten die Rede mit bitterer Schärfe und riefen laute Verwünschungen auf das türkenfreundliche Ministerium herab.

In beiden Häusern nahmen die meisten Pairs und Minister, die die frühere Verwaltung unterstützt hatten, auf den Oppositionsbänken Platz, nur Goderich, Eldon und Londonderry bildeten im Oberhause eine provisorisch-neutrale Partei, während Männer, wie Landsdowne, King, Holland u. A. m. sich offen gegen das System des Herzogs von Wellington erklärten. Die parlementarischen Verhandlungen des Jahres 1828 zeichneten sich übrigens äußerst vortheilhaft durch die auf innere Verwaltung und Gesetzgebung bezüglichen Debatten aus, wie unpopulär auch immer das Ministerium erschien. Ihre wichtigsten Arbeiten betrafen die Abstellung der Corporations- und Test-Akten, die neue Modification der Getreide-Gesetze und die Entscheidung der Ansprüche der großen Fabrikstädte auf Vertretung im Unterhause.

Durch die Test-Akten wurde Jeder, der in der Regierung oder in einer städtischen Corporation um ein Amt nachsuchte, nicht nur verpflichtet, gewisse Eide zu leisten, sondern auch einen Monat nach Erhaltung des Amtes das Abendmahl nach anglikanischem Ritus zu empfangen. Für Abschaffung dieses einer längst begrabenen und unduldsamen Zeit angehörigen Werkes stellte der unermüdliche Lord John Russel am 26. Februar einen Antrag im Hause der Gemeinen. Die Minister, vor allen Peel, widersetzten sich demselben, indem sie befürchteten: daß die Abschaffung solcher Beschränkungs-Gesetze, welche nur gegen protestantische Nicht-Conformisten gerichtet wären, den Weg zur verhaßten Emancipation der Katholiken anbahnen würde. Aber auch Huskisson trat auf die Seite des Ministeriums und vertheidigte, trotz seiner Vorliebe für die Emancipationsfrage, die Test-Akten, indem, nach seiner Ansicht, durch die Befreiung der Dissenters von allen Beschränkungen die Gegner der Emancipation verstärkt würden, da sie nun weiter kein Interesse hätten, mit den Katholiken gemeinschaftliche Sache zu machen. Endlich nach langen, bis spät in die Nacht fortgesetzten Debatten siegte Lord Russel's Motion mit 237 gegen 195 Stimmen. Peel verlangte jetzt Aufschub und verließ, als die Mehrzahl solchen verweigerte, unwillig den Sitzungssaal. Ihm folgten der Generalprocurator und Alle, die mit dem Ministerium in näherer Berührung standen. Der Ausschuß ward nun größtentheils aus Gegnern der Test-Akten gebildet; gleichzeitig begannen aber auch neue Cabalen der Tory's, welche die Kirche in Gefahr erklärten und die Verwerfung der Bill durchzusetzen suchten. Allein ihre Bestrebungen waren fruchtlos und Peel sah sich am 19. März zu der Erklärung genöthigt: „das Ministerium willige in die Abschaffung des Test-Eides ein, doch solle statt dessen von allen dem Test-Eide unterworfen gewesenen Personen die Zusage gefordert und geleistet werden, daß sie den Einfluß, welchen ihr Amt ihnen gewähre, niemals gebrauchen wollten, um der protestantischen Episcopal-Kirche

zu schaden, oder sie in der Ausübung ihrer gesetzlichen Rechte und Privilegien zu stören." Also kam die Bill am 17. April ins Oberhaus, wo sie Lord Holland mit edler Wärme vertheidigte. Wenn auch sein Amendement: über den Wegfall der Worte: „bei dem Glauben eines Christen" (die obiger Erklärung beigefügt werden sollten) und wodurch er die Juden ebenfalls in die Amtsfähigkeit einzuschwärzen gedachte, verworfen wurde, welches Schicksal auch das des Lord Eldon hatte: daß die Aemter-Candidaten sich vor Antritt eines Amtes als gute Protestanten bekennen sollten, so wurde doch die Bill zum Widerrufe der Corporations- und Test-Akten ohne Abstimmung im Oberhause angenommen.

Hierauf nahmen die Getreide-Gesetze die Aufmerksamkeit des Parlements in Anspruch; die Canning'schen Vorschläge waren zwar durch den Einfluß des Herzogs von Wellington, des eifrigsten Verfechters der Grundeigenthumsaristokratie, verworfen worden, allein hierdurch waren die betrübenden Erscheinungen noch keineswegs gehoben, vielmehr sah sich das Ministerium, von welchem allerwärts Abhülfe verlangt wurde, zu genaueren Nachforschungen über Englands wahres Getreide-Bedürfniß und über den Stand der Productionen in solchen Gegenden des Festlandes genöthigt, in denen der Ackerbau vorzüglich blühte und von woher man sich im Nothfalle mit Getreide hinlänglich versehen könne. Ein gelehrter und des Ackerbaues kundiger Mann, Herr Jacob, erhielt daher von der Regierung den Auftrag, die Niederlande und einen großen Theil von Deutschland zu bereisen, um Erfahrungen über die fragliche Angelegenheit einzusammeln. In einem äußerst gediegenen Generalberichte theilte er die Resultate seiner Reise mit, aus welchen hervorging, daß in den östlichen Ländern Europa's der Ackerbau und die Landwirthschaft nirgends blühender gefunden werde, als in Mecklenburg und Holstein; übrigens bestehe zwischen Production und Consumtion des Getreides auf dem Continente keineswegs ein großes Mißver-

hältniß und das etwa noch bestehende werde durch die Zunahme der Bevölkerung in allen jenen Ländern baldigst ganz ausgeglichen sein; hieraus ergebe sich der Schluß, daß, wenn wieder in England Mißernten, wie in den Jahren 1816 und 1817, vorfallen sollten, der Getreide-Ueberschuß auf dem Festlande nicht hinreichen würde, den englischen Mangel zu decken, und daß somit eine Hungersnoth zu den Möglichkeiten gehöre, indem für einen Fall, wie der angedeutete, die Continental-Regierungen aus Rücksicht für die Lage der eigenen, ärmeren Bevölkerungsclassen zu der Maßregel sich gezwungen sehen dürften, die Ausfuhr des Getreides nach England zu verbieten.

Das Ministerium sah sich jetzt genöthigt, die öffentliche Meinung in diesem Puncte wenigstens einigermaßen zu beruhigen. Es entschloß sich daher, neue Getreidegesetze, in der Form von „Resolutionen" in beide Häuser zu bringen. Der Canning'sche Plan eines auf- und absteigenden Zolls, je nach dem Verhältnisse der steigenden und fallenden Preise, für die Einfuhr aus der Fremde wurde zwar beibehalten, allein zugleich wurden die Zölle, um den brititischen Landbauer mit der Maßregel zu versöhnen, höher und zwar so hoch gestellt, daß in gewöhnlichen Jahren sie so ziemlich einem förmlichen Verbote gleich kamen. Huskisson und Grant verlangten statt der erkünstelten Zollleiter einen viel mäßigeren Zoll; selbst Wellington nahm im Oberhause die Klausel wegen Aufspeicherung fremden Getreides in Schutz, obwohl er sie im vergangenen Jahre aus Cabale gegen Canning bekämpft hatte. Dennoch gingen die Resolutionen in beiden Häusern durch. Die öffentliche Meinung war jedoch wenig mit diesem verstümmelten Gesetz zufrieden; man hielt es für ungenügend rücksichtlich der bedürftigen Volksklassen und für scheinbar und täuschend rücksichtlich der Landeigenthümer. Allgemein glaubte man, daß der Zweck durch die dazu verwendeten Mittel niemals erreicht werden dürfte.

Auch in dieser Legislation kam die Sprache auf das

Unwesen des Stimmrechts der sogenannte faulen Flecken (rotten boroughs) und der damit zusammenhängenden Wahlbestechlichkeit, deren sich diesmal die Flecken East Redford und Peeryn notorisch schuldig gemacht hatten. Mehrere Oppositionsglieder brachten in Vorschlag, das verwirkte Wahlrecht dieser beiden Flecken auf die volkreichen im Parlemente noch gar nicht repräsentirten Fabrikstädte Manchester und Birmingham zu übertragen; allein das schändliche „Rottenboroughsystem", eine der schreiendsten Rechtsverkehrtheiten, die sich in keinem andern Repräsentativstaate zeigte, hatte zu viele Freunde, die jeder Neuerung feind waren und wurde daher mit entschiedener Stimmenmehrheit beibehalten.

Abermals rief die Emancipationsfrage die lebhaftesten Discussionen hervor. Als Vorläufer des neu beginnenden Kampfes konnte ein Werkchen des zeitherigen Unterstaatssecretärs der Colonien, Sir Wilmot Horton, betrachtet werden, in welchem durch eine lichtvolle Auseinandersetzung bewiesen war, daß das Haupthinderniß der Gleichstellung der Katholiken in den staatsbürgerlichen Rechten kein anderes sei, als die Furcht: eine mögliche Legislation, in welcher die Katholiken die Mehrheit bildeten, könne den Gerechtsamen der herrschenden Kirche gefährlich werden. Dieses Hinderniß lasse sich aber leicht durch die Klausel wegschaffen, daß alle katholischen Parlementsglieder in Angelegenheiten, welche die herrschenden protestantischen Kirchen in England und Schottland beträfen, sich der Abstimmung zu enthalten hätten. — Dieses Auskunftsmittel war längst schon von aufgeklärten Katholiken vorgeschlagen worden. Sir Robert Peel, einer der beharrlichsten Gegner der Emancipation, hatte vor ungefähr einem Jahre öffentlich im Parlemente die Zusage gegeben: er wolle seine Meinung ändern, sobald man ihn überzeuge, daß durch Verweigerung aller staatsbürgerlichen Rechte für die Katholiken der im Jahre 1690 geschlossene „Traktat von Limerik" verletzt worden sei. Zu dieser Beweisführung erboten sich in der Sitzung vom 8. Mai Francis Burdett und Brougham,

indem sie das wahre urkundlich begründete Recht der Katholiken zur Emancipation in glänzenden Reden nachwiesen. Es entspann sich hieraus eine sehr interessante Debatte, an welcher noch Makintosh, Lamb und Grant als Vertheidiger, Peel und der General-Solicitor als Gegner der Emancipation theilnahmen. Nach dreitägigen meist bis in die Nacht fortgesetzten Discussionen entschied das Unterhaus mit einer Mehrheit von 16 Stimmen (272 gegen 256): „es sei zweckmäßig, eine solche Veränderung in den Gesetzen, bezüglich auf die katholischen Unterthanen des Königs, zu treffen, als mit dem Bestehen der herrschenden Kirche, wie auch der Ruhe und Eintracht des Reiches verträglich wäre." Selbst Peel gab in so weit nach, daß er sich dem Gesuche an das Oberhaus für eine Conferenz in der fraglichen Angelegenheit nicht widersetzte. Hierauf begab sich ein Ausschuß von Emancipationsfreunden, aus Burdett, Robert Wilson, Lord Nugent und J. Newport, begleitet von mehr als hundert Mitgliedern des Unterhauses zu den Pairs, welche auf Wellington's Zureden den 19. Mai zur Erfüllung des Begehrten festsetzten. Vier und zwanzig Deputirte des Unterhauses und sieben vom Oberhause (Bathhurst, Grey, Eldon, Londonderry, Devonshire, Durham nnd Colchester) begannen an diesem Tage die Unterhandlungen. Das Ministerium war nicht unbedingt gegen die Emancipation, nur verlangte es, daß die Katholiken vorher Garantien stellen sollten, ihre neue Macht nicht zum Umsturze der anglikanischen Kirche benutzen zu wollen. Solches verweigerten die Katholiken der Hauptstadt, indem sie keine andere Garantie als die ihrer Rechtlichkeit leisten zu wollen erklärten; aber auch die Tory's beharrten in ihrem Widerwillen gegen die geforderten Zugeständnisse und verwarfen den Antrag mit entschiedener Mehrheit (182 gegen 137 Stimmen).

Inzwischen war mit diesem scheinbaren Siege die Sache noch keineswegs abgethan. Der große Agitator von Irland, Daniel O'Connell, dessen politisch-moralischer Einfluß von Jahr zu Jahr gewachsen, erklärte jetzt seinen

festen Entschluß, sich als Mitglied des Unterhauses wählen zu lassen und in demselben zu erscheinen, ohne erst die Emancipation abzuwarten; würde man ihn mit Gewalt aus dem Parlemente vertreiben, so sei die Union Irlands mit England gebrochen und alle Städte, Flecken und Burgen Irlands hätten dann das Recht, zusammenzutreten und ein eigenes, von dem britischen unabhängiges Parlement zu versammeln. Diesem Entschluß, von dem Volke mit unbeschreiblicher Theilnahme aufgenommen, folgte alsbald die That. O'Connell's Reise von Dublin zur Wahl in der Grafschaft Clare glich einem großen Triumphzuge; allerwärts kamen ihm die Landleute, festlich geschmückt und in die Nationalfarben gekleidet, entgegen, während Städte und Dörfer, die er Abends berührte, freiwillig erleuchtet wurden. Die ganze Aristokratie der Gutsbesitzer, Pächter und Beamten von Irland wagte es nicht einmal, bei der allenthalben sich kundgebenden Stimmung im Volke, ihren Wahlcandidaten, Fitzgerald, dem hochgefeierten O'Connell gegenüber zu stellen und so erhielt der letztere eine Majorität von 1075 Stimmen, die ihn berechtigte, als gesetzlich unantastbares Parlementsglied für die Grafschaft Clare einzutreten. Zum ersten Male hatte sich jetzt den Katholiken das Geheimniß ihrer durch Einigkeit erlangten Macht enthüllt, aber auch ein großer Theil der Protestanten erklärte sich gegen die Regierung und für die Emancipation, indem sie mit Bangen in die nächste Zukunft blickten, wenn die Stimmung der Massen durch fortgesetzte Verweigerung noch mehr fanatisirt würde. Die Gegner der Emancipation schlossen sich in politischen, sogenannten protestantischen Vereinen enger an einander. Indessen kehrte O'Connell nach Dublin zurück, wo er seine neue Macht mit großer Klugheit und Mäßigung benutzte; er verschob die Reise nach London bis zur nächsten Parlementsversammlung, war aber in der Zwischenzeit unablässig bemüht, die Strömungen des öffentlichen Willens zu erhalten und nach Einem Punkte hinzuleiten. Dabei predigte er allerwärts Ordnung, Ruhe und Gehorsam

den Gesetzen, schlichtete Parteizwiste und erhob in den Vereinen die Beiträge zur Unterstützung der gemeinsamen Sache. Zu Clonmell fand auf O'Connell's und Shiel's Betrieb eine Aussöhnung unter vier bisher heftig verfeindeten Parteien statt; mehr als 50,000 Personen waren versammelt und bewillkommten den festlich geschmückten Zug, dem eine Fahne vorangetragen wurde, welche auf der einen Seite das Wappen von Irland, die Harfe, und auf der andern das Bildniß O'Connell's zeigte, wie er vom Könige das Gesetz der Emancipation empfängt. Weder Militär noch Polizei waren zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung nöthig; funfzig achtbare Bürger, als Constabler mit dem Stab des Gesetzes bekleidet, genügten für dieses Geschäft. In London aber machte diese moralische Revolution einen gewaltigen Eindruck.

Die Partei der Orangisten wüthete und hoffte, die Katholiken durch Beleidigungen zum Aufstande zu reizen, um sie von Rechtswegen durch Waffengewalt niederzuschmettern. Zu Maidstone in Kent trat unter Vorsitz des Grafen Winchelsea ein protestantischer, sogenannter „Braunschweig-Clubbs" zusammen, der wüthende Erklärungen, Addressen und Declarationen zur Rettung des bedrohten Protestantismus und gegen die papistischen Eingriffe und Usurpationen erließ. Endlich, am 24. October, sammelten sich die beiden großen Parteien auf der Penemden-Haide, um noch einmal ihre Kräfte gegen einander zu messen. Die Regierung hatte große Vorsichtsmaßregeln getroffen. Als Hauptredner für die Emancipation eiferten Camden, Darnley, Radnor, Sydenham, Shiel, Calcraft, Hunt und Cobbett, gegen sie Gibbs, Winchelsea, Plunptrea und Knachtbull. Die Partei der letztern, vereint und förmlich organisirt, errang noch einmal den Sieg und die Repräsentanten der anglikanischen Aristokratie und Priesterschaft erhielten eine ungeheure Mehrheit, als über die fortbestehende Ausschließung der Katholiken abgestimmt wurde. Allein die Freunde der Emancipation verzagten nicht; der katholische Verein zu Dublin sendete neue Abgeordnete nach London, um der

Regierung eine kräftige Bittschrift zur Gewährung aller bisher verweigerten bürgerlichen Rechte für sämmtliche Katholiken Irlands und Schottlands zu überreichen. An der Spitze dieser Deputation standen O'Connell, Shiel und O'Gorman; noch vor Ablauf des Jahren sollten die Abgeordneten in London eintreffen und ihr Werk daselbst nachdrücklichst betreiben. Jetzt rührten sich auch die Katholiken in England; unter dem Vorsitze des Herzogs von Norfolk hielten sie am 10. December eine Versammlung für ähnlichen Zweck, der Aufhebung aller gesetzlichen Beschränkungen, welche noch auf den Katholiken lasteten. Graf Grey sollte dem Oberhause die darauf bezügliche Bittschrift vorlegen.

Vergebens suchte die torystische Presse die ganze Association und namentlich die Häupter derselben lächerlich zu machen. Wellington dagegen war vorsichtiger, als diese von Leidenschaft verblendeten Publicisten; ihm bangte vor den Folgen, denn er erkannte die Möglichkeit einer furchtbaren Revolution bei einer auf's Aeußerste gereizten Bevölkerung von sieben Millionen und selbst der Unterstaatssecretär Dawson, früher einer der entschiedensten Emancipationsfeinde, gestand jetzt offen: der Friede Irlands sei nicht mehr von der Regierung, sondern nur von dem katholischen Vereine abhängig; bei dem gegenwärtigen Systeme zu verharren, sei unmöglich, weßhalb er dafür stimme, die wichtige Frage der Emancipation ohne Leidenschaft zu verhandeln, die Gefahren des Landes zu erwägen und auf irgend ein Mittel zu denken, das alle Parteien beruhigen könne. Das Ministerium hielt hierauf verschiedene Conferenzen und setzte sich mit den beiden Prälaten der irischen katholischen Kirche, den Doctoren Murray und Doyle, deren gute Gesinnungen es kannte, so wie mit dem Vicekönige, Marquis von Anglesea, in lebhaften Briefwechsel. Der furchtbar drohende Zustand von Irland zwang Wellington endlich auch zur Nachgiebigkeit. Allein er wollte vor allen Dingen den Anschein vermeiden, als hätten die Demonstrationen des katholischen Vereins ihm die Gewährung der Emancipation

abgetrotzt; anderntheils sollten aber auch die Seinigen nicht allzu unvorbereitet von der großen Maßregel erschreckt werden. Wie er als Feldherr seine größten Erfolge durch Zaudern erkämpft hatte, so hoffte er, hierzu auch in dieser politischen Krisis seine Zuflucht nehmen zu können; in dieser Absicht schrieb er an den Primas des katholischen Irlands, Dr. Curtis, seinen alten Bekannten von Salamanka her, einen politischen Brief, den er vom 11. December 1828, somit zurück dadirt hatte: „er wünsche aufrichtig, die Ausgleichung der katholischen Angelegenheiten herbeizuführen, und zwar auf eine für jedes Individuum der katholischen Kirche wohlthätige Weise; allein der furchtbar aufgeregte Parteigeist widerstrebe noch der Erfüllung dieses Wunsches unter den obwaltenden Verhältnissen; deshalb thue es noth, die katholische Frage, wenn auch nur auf kurze Zeit, in Hintergrund treten zu lassen, damit indessen Zeit gewonnen werde, an einem befriedigenden Heilmittel zu arbeiten." Dr. Curtis antwortete mit vielen Complimenten über die Absichten des edlen Herzogs, erklärte aber zugleich jeden Aufschub für unzulässig, denn er würde die ohnehin sehr aufgereizten Gemüther nur noch in der Meinung bestärken, daß man sie durch Aufschub zu täuschen suche. Die Warheit seiner Behauptung bewies auch sofort die Erklärung des katholischen Vereins: er gedenke, nimmermehr eine Emancipation anzunehmen, welche durch irgend eine Dazwischenkunft der Regierung in kirchliche Angelegenheiten bedingt wäre.

Die nächste Folge dieses Ereignisses war die Abberufung des Marquis von Anglesea, dem man geheime Parteilichkeit für die Katholiken Schuld gab; die Bevölkerung von Irland sah ihn nur ungern scheiden, denn er nahm das Zeugniß eines gemäßigten und loyalen Mannes mit sich. Mit der drohenden Haltung der antikatholischen Clubbs steigerte sich auch der Eifer der Emancipationisten, welche in einer ihrer glänzendsten Versammlung zu Dublin eine neue Bittschrift an den König abfaßten, die selbst von mehrern tausend

Protestanten unterzeichnet wurde und deren Ueberreichung der Herzog von Leinster, in Begleitung mehrerer Pairs und Unterhausmitglieder, zu bewirken versprach. Die wahre Gesinnung Wellington's über die hochwichtige Angelegenheit mochte übrigens aus der Antwort erhellen, die er an Leinster nach Uebersendung der Abschriften von den in Dublin gefaßten Beschlüssen geschrieben: „ich habe von Sr. Herrlichkeit eine Schachtel erhalten, worin sich die Erklärungen gewisser Protestanten zu Gunsten der von ihnen sogenannten katholischen Emancipation befanden. Gez. Wellington."

Inzwischen schaarten sich die Orangisten immer enger an einander. Der Herzog von Cumberland, der königliche Protector der Orangelogen, ein dem Geiste und den Bedürfnissen der britischen Nation entfremdeter Mann, bekannt als starrer Verfechter des Protestantismus und der Stabilität, wurde durch Estafette von Berlin nach London zurückberufen. Aber dafür glänzte auch ein anderer Bruder des Königs, der Herzog von Sussex, unter den Reihen der Eiferer für die Emancipation.

Unter solchen Verhältnissen wurde das Parlement am 5. Februar 1829 wieder eröffnet. Die Thronrede ließ sich über die Emancipationsfrage also vernehmen: „Se. Majestät empfiehlt ihnen, daß sie den Zustand von Irland reiflich erwägen und die Gesetze durchsehen, welche die römisch-katholischen Unterthanen Sr. Majestät mit bürgerlicher Unfähigkeit belasten. Sie werden zu erwägen haben, ob die Aufhebung solcher Unfähigkeit geschehen kann, ohne die dauerhafte Sicherheit unserer kirchlichen und Staatsanstalten, die Vorrechte der Bischöfe, der Geistlichkeit dieses Königreichs und der ihrer Pflege anvertrauten Kirchen im Geringsten zu gefährden. Se. Majestät empfiehlt ihnen dringend diesen hochwichtigen Gegenstand u. s. f." Gleichzeitig war in dieser Eröffnung die Auflösung des katholischen Vereins, als unvereinbar mit dem Geiste der Verfassung, ziemlich unverholen angedeutet. Peel zögerte daher keinen Augenblick, eine Bill in's Unterhaus zu bringen, die darauf

ausging: „alle politischen Versammlungen Irlands unter die unmittelbare Aufsicht des Lordlieutenants zu stellen und ihm die Vollmacht zu ertheilen, jede Versammlung, die er für staatsgefährlich erachte, aufzuheben oder zu zerstreuen, auch alle Einziehung von Renten, Geld und Anweisungen, zur Verfügung für gesetzwidrige Zwecke, zu verbieten und zu verhindern." Auf Brougham's Erklärung: man wäre überzeugt, daß die Emancipation unmittelbar darauf folgen werde, ging die Bill fast ohne Widerspruch durch. Wirklich löste sich auch der katholische Verein sofort auf, obschon O'Connell von London aus gewarnt hatte: sich mit der definitiven Auflösung nicht zu übereilen. Dagegen erhoben jetzt die Patrioten ihre Stimmen um so lauter für die endliche Gewährung der heiligen Rechte. Unaufhörlich trafen Bittschriften aus allen drei Königreichen im Parlemente ein und nicht nur die niedern, sondern auch die höhern Klassen der Gesellschaft drängten sich zur Unterzeichnung der Petitionen. Auf der von James Mackintosh aus der Hauptstadt Schottlands überreichten Petition glänzte auch der Name des großen Unbekannten, der sich zeither durchaus ministeriell gehalten, jetzt aber auch dem Geiste des Jahrhunderts nachgegeben hatte.

Die starr-protestantische Partei, geführt von Winchelsea, Kenyon, Eldon, Chandos und dem Bischofe von London, entfaltete eine furchtbare Thätigkeit; keine Summen wurden geschont, um zahlreiche Unterschriften für die Petitionen gegen die obschwebende Frage zu erkaufen; der niedrigste Pöbel wurde angeworben und kein auch noch so schlechtes Mittel unversucht gelassen, um nur Volk und König glauben zu machen, daß Religion und Staat in Gefahr schwebten. Karrikaturen und Satyren, Broschüren und Journalartikel hetzten an der öffentlichen Stimmung und selbst die Minister, obwohl als harte Tory's erprobt, entgingen dem Vorwurfe der Verrätherei nicht. Die bedeutendsten antikatholischen Bittschriften kamen aus den Sitzen des kirchlichen und gelehrten Pedantismus, aus den

Universitäten von Oxford, Cambridge und Dublin, gegen welche daher um diese Zeit eine eigene freie Universität zu London errichtet worden war. Der Parteikampf erstreckte sich bis auf die Glieder der königlichen Familie. Der Herzog von Cumberland redete seinem königlichen Bruder ein, daß die Mehrheit des Volkes durchaus gegen die Emancipation gestimmt sei, weshalb selbst der Thron gefährdet werden könne, falls der Protestantismus sich zu Concessionen verstehe. Dagegen kämpften aber die beiden andern Brüder, die Herzöge von Clarence und Sussex, ja am 23. Febr. kam es im Oberhause selbst zu einem scandalösen Zank, indem Clarence die Partei, die sich der Emancipation widersetzte, für eine „infame" erklärt. Cumberland erhob sich jetzt als offener Vertheidiger der bezeichneten Partei, mußte aber von seinem Bruder das harte Wort vernehmen: „er fürchte, daß sein Bruder Cumberland schon zu lange im Auslande gelebt habe, um die Freiheit der Debatten in einem britischen Parlemente ertragen zu können." Endlich gelang es Sussex, den Streit zu vermitteln. Münch berichtet: Die liberale Presse wüthete desto schonungsloser und zog mit frecher Hand selbst von Privathandlungen des erstgenannten jener drei Prinzen, welche billig außerhalb des Bereichs der Publicistik fallen sollten, den Schleier, einzig in der Absicht, um das Brandmal der Verächtlichkeit auf ihn zu bringen. Wir enthalten uns aber aller Bemerkungen oder Auszüge aus den Times, welche die schändlichsten Anschuldigungen gegen einen Mann öffentlich bekannt machten, den wir jetzt als einen unsrer deutschen Bundesfürsten zu ehren haben und dessen segensreiche Regierung nur von einer Handvoll kurzsichtiger oder verblendeter Schreier verkannt wird.

Gestützt auf die laut sich kundgebende Meinung konnte daher der Herzog von Wellington, im Einverständniß mit seinen übrigen Collegen es wagen, dem Könige, der aus religiösen Gründen gegen die Emancipation eingenommen war, zu erklären: „die Minister hätten sich in Hinsicht

der Volksstimmung nicht getäuscht; wolle der König den Antrag an's Parlement, sich mit der katholischen Frage zu beschäftigen, zurückgenommen wissen, so müßten sämmtliche Minister ihr Amt, zur weitern Verfügung darüber, Sr. Majestät zu Füßen legen." Endlich, am 5. März, vertheidigte Peel im Unterhause den Antrag der Regierung für die Gleichstellung der Katholiken in den staatsbürgerlichen Rechten mit den protestantischen Unterthanen, während Wellington die Pairs bearbeitete und es dahin brachte, daß 35 der zeither hartnäckigsten Gegner, unter ihnen selbst die drei Bischöfe von Norwich, Chester und Winchester, ihre Zustimmung zu jeder von dem Ministerium ausgehenden Maßregel in der katholischen Frage versprachen. In einer Versammlung bei Francis Burdett, an welcher auch die Häupter der Whigpartei theilnahmen, kam man über die Erhöhung des Wahlcensus in Irland und über die unbedingte Annahme der Bill ohne Modificationen überein, wodurch das Wahlrecht von 200,000 irländischen sogenannten „Vierzigschilling Freisassen" preisgegeben wurde. Der Entwurf dieser Bill enthielt folgende Bestimmungen: Alle bürgerlichen Unfähigkeiten, welche bisher auf den Katholiken gehaftet, sollen verschwinden, und dieselben in beiden Häusern des Parlements Zutritt erhalten. Ihre Zahl wird nicht beschränkt, wenn sie statt des verweigerten Suprematie-Eides blos den schwören: das Erbrecht der Krone in dem Hause Braunschweig aufrecht zu erhalten, das gesetzlich bestimmte Eigenthumsrecht zu schützen, die bestehende Verfassung der anglikanischen Kirche unangetastet zu lassen und niemals irgend ein erhaltenes Vorrecht zum Umsturze oder zur Störung der protestantischen Religion und der protestantischen Regierung des Reiches zu mißbrauchen. — Es konnten die Katholiken zu allen Korporations-, Sherifs- und Richterstellen gelangen, mit Ausnahme der Aemter eines Lordkanzlers und Vicekönigs von Irland, der geistlichen Stiftungen auf den Universitäten, den Collegien zu Eton, Winchester und Westminster und der sämmtlichen Patronate in

der anglikanischen Kirche. Alle Strafgesetze gegen die Katholiken hörten auf; sie hatten keine Erklärung gegen die Transsubstantiation abzugeben und standen rücksichtlich der kirchlichen Bürgschaften und des Eigenthums mit den übrigen Dissenters auf gleichem Fuße. Dagegen sollte auch kein Veto des römischen Stuhles in kirchlichen Angelegenheiten der britischen und irischen Katholiken gültig, noch von einem Concordate mit demselben die Rede sein. Alle zu religiösen und klösterlichen Verbindungen gehörige Personen sollten einregistrirt, die bestehenden zwar erhalten, aber die Vermehrung derselben so viel möglich verhindert, vorzüglich aber das Eindringen der Jesuiten nach Großbritannien auf alle Zeiten verboten sein. Endlich ward noch der Wahlcensus in Irland von vierzig Schilling auf zehn Pfund erhöht und eine Einregistrirung sämmtlicher irischen Freisassen zu diesem Zwecke vorgenommen. Die nach solchem Entwurfe ausgefertigte Bill enthielt auch die Bestimmungen: daß kein Katholik Regent des vereinigten Königreichs werden, noch den Titel eines Erzbischofs, Bischofs oder Dekans irgend einer Provinz könne führen bei Strafe von 100 Pf. Sterl.; das Versäumen des Eides beim Antritt einer neuen Regierungsstelle ward mit 200 Pf., das Tragen der geistlichen Amtstracht außerhalb den öffentlichen oder Privat-Gotteshäusern mit 50 Pf. Sterl. bestraft. Jeder Jesuit, wie überhaupt jedes Mitglied eines religiösen katholischen Ordens sollte beim Betreten des britischen Gebietes auf Lebenszeit aus dem Umfange desselben verbannt sein.

Und diese Bill, wie vielfache Beschränkungen sie auch immer enthielt, konnte nur nach heftigem Kampfe von den Freunden der Emancipation durchgesetzt werden!

Die Gegner der Bill benahmen sich bei den Discussionen über dieselbe mit einer Rohheit und Pöbelhaftigkeit, wie nie vorher; am wüthendsten benahm sich Sir Charles Wetherell; dennoch siegten die Vertheidiger der Emancipation und die erste Abstimmung ergab das günstige Resultat

einer Majorität von 180 Stimmen für die Hauptbill und 200 für den Wahlcensus. Alle Amendements wurden bei der Discussion über die einzelnen Paragraphen verworfen und noch in der Nacht vom 30. auf den 31. März beide Bills ohne weitere Abstimmung durch Acclamation angenommen; Peel, von mehr als hundert Mitgliedern begleitet, brachte sie sofort ins Oberhaus. Die Torys wütheten; ihre Journale predigten einen allgemeinen Volksaufstand und schon war es ihren Bestechungen gelungen, einen Pöbelhaufen so weit zu fanatisiren, daß er den Herzog von Wellington mit Koth und Steinen bewarf, als dieser noch zur guten Stunde die bewaffnete Macht anrücken und durch dieselbe die tumultuirenden Haufen einschüchtern ließ. Die Häupter der Antikatholischen, Winchelsea, Berley und Rolle, begaben sich hierauf zum König nach Windsor, um in einer zweistündigen Audienz sein Gewissen zu erschüttern und ihn für ihre Ansicht zu gewinnen; allein der König blieb fest. Noch einmal versuchten die Feinde der Emancipation, an ihrer Spitze die hohe Priesterschaft und der Herzog von Cumberland, die Verwerfung der Bill im Oberhause durchzusetzen, aber auch diesmal scheiterten ihre Bemühungen. Die Generalausschüsse nahmen sie ohne alle Abänderung an und am 13. April brachte der Lordkanzler die Zustimmung des Königs in's Oberhaus. Seit zweihundert Jahren saßen nunmehr wieder katholische Pairs darin, O'Connell aber, der große Agitator, wollte nun siegestrunken seinen Platz auf den Bänken des Unterhauses einnehmen, ohne den alten Eid geleistet zu haben.

Dieser Emancipationssieg führte, merkwürdig genug, die Torys in ihrer Leidenschaftlichkeit so weit, daß sie jetzt die durchgreifendsten Reformen in Kirche und Staat verlangten. Der entschiedenste Gegner der Emancipation und das starrsinnigste Haupt der Hochtorys, Winchelsea, stellte sich an die Spitze dieser Eiferer und trug bei seinem Abschiede aus dem Oberhause darauf an, daß statt des bisherigen siebenjährigen ein dreijähriges Parlement, außerdem

aber noch Aufhören des Wahlrechts der Rottenboroughs, radicale Abänderung der Wahlgesetze, gänzliche Trennung der anglikanischen Kirche vom Staate, Säkularisirung ihrer großen Einkünfte und Entfernung der Bischöfe aus dem Oberhaus festgesetzt werden sollte. Dieser Antrag des Grafen, der durch den Marquis von Blandfort u. v. A. unterstützt wurde, machte um so größeres Aufsehen im ganzen Volke, als jetzt zum ersten Male das Wort Reform in einer hocharistokratischen Versammlung ausgesprochen worden war. Jetzt erhoben sich auch die beiden radicalen Volksredner Hunt und Cobbet wieder und erließen ein Manifest an die englische Nation, worin sie den Grund aller dieselbe bedrückenden Uebel in dem Mangel allgemeiner Stimmfähigkeit des Volkes nachzuweisen suchten. Endlich nahm noch die Journalistik die große Frage auf und vorzüglich lieferte das geistvolle Quaterly-Review eine Reihe der gediegensten Aufsätze über diesen Gegenstand, als deren Verfasser die Herren Croker und Barrow genannt wurden. Auch sie behaupteten: alle bürgerlichen und politischen Institutionen Großbritanniens bedürften einer mehr oder minder großen Modification und eine unfreiwillige Radicalreform könne nur durch eine freiwillige gemäßigte Reform verhindert werden.

Die Nachricht von dem Siege der Emancipationisten rief in allen drei Königreichen, vorzüglich in Irland, die lebhafteste Freude hervor und die beiden Helden des Tages, O'Connell und Shiel, hatten vollauf zu thun, um Ruhe und Ordnung zu erhalten und nebenbei den Enthusiasmus für andere nöthige Dinge aufzusparen. Bald wurde jedoch die Freude getrübt. Schon fühlten sich die sogenannten Vierzigschilling-Freisassen wegen Erhöhung des Census von ihrem bisherigen Wahlrecht verdrängt. O'Connell hatte am 15. Mai, an welchem Tage er zum ersten Male durch die Lords Ebrington und Duncannon in das Unterhaus eingeführt wurde, erklärt: den früheren, durch die Emancipationsbill aufgehobenen Abjurations- und Supremateid, als

mit seinem Gewissen unverträglich, nicht schwören zu können. Der Sprecher des Unterhauses bestand jedoch darauf, weil O'Connell lange vor Promulgation der Emancipationsbill zum Mitgliede des Parlements gewählt worden sei. Die liberale Partei des Unterhauses, namentlich Burdett, Milton, Tierney und Brougham, vertheidigte den Agitator, allein die Antikatholiken hielten eng zusammen und suchten sich für die Niederlage in der Emancipationsfrage durch die Zurückweisung des verhaßten Verfechters derselben zu rächen. Mit 190 gegen 116 Stimmen wurde die Ausschließung O'Connell's durchgesetzt. Tief entrüstet und voll Zornes kehrte hierauf der Agitator nach Irland zurück, wo er in heftigen Reden die kaum besänftigten Gemüther vom Neuem anregte und die Vereine zu gesteigerter Thätigkeit aufrief. Ohne Widerspruch ward er in der Grafschaft Clare zum zweiten Male als Deputirter erwählt. Aber jetzt schon versprach er feierlich, nicht eher zu ruhen, als bis die gänzliche Abschaffung des Zehnten an die protestantische Geistlichkeit und die Aufhebung der Union Irlands mit England durchgesetzt sei. Der neue Vicekönig, Herzog von Northumberland, gerieth in eine äußerst schwierige Lage, denn außer dem Einflusse und den Aufreizungen O'Connell's hatte er noch die fortwährenden Machinationen der Orangisten und Hochtorys zu bekämpfen. Hierdurch wurden die Leidenschaften im Volke gewaltig aufgeregt und schon behaupteten die Gedrückten laut: „es sei ihrem unglücklichen Vaterlande nur ein Dunstbild von Erlösung aus der alten Schmach vorgegaukelt, indem ihm mit der einen Hand wieder geraubt worden, was die andere ihm scheinbar verliehen." In mehrern nördlichen Grafschaften von Irland kam es zu blutigen Scenen zwischen den beiden Parteien, wobei einige dreißig Menschen das Leben verloren. Die Katholiken waren jedoch die Angegriffenen, weshalb sie auch von der öffentlichen Meinung in Schutz genommen wurden. Am meisten gewann bei diesen Kämpfen der große Agitator, dem sie nur zu schnellerer Erreichung seines Zweckes dienten.

Trotz aller Anfeindungen der mächtigen Gegenpartei verbreitete sich aber der Geist der Reform und des Radicalismus immer weiter durch England und die politische Nationaloppposition, mit dem errungenen Emancipationssiege noch nicht zufrieden, begann jetzt einen erneuten Kampf gegen das Ministerium Wellington. Die nächste Veranlassung dazu lieferte die auswärtige Politik. Die Fortschritte der russischen Waffen in Europa und Asien, die Unterdrückung Persiens, die Demüthigung des Sultans, während die Zukunft des zerstörten Griechenlands durch schimpfliche Bedingungen gleich sehr wie durch enge Gebietsbegrenzung bedroht war, endlich die vielfachen Vortheile, welche Rußland aus den orientalischen Wirren gezogen, gaben dem britischen Nationalstolze erwünschten Grund zu lebhaften Angriffen gegen das Wellingtonsche System. Am meisten fühlte sich das Volk durch die Zweideutigkeit und offenbare Verletzung der vielgerühmten Neutralität in den portugiesischen Angelegenheiten verletzt und geschändet. Wellington, Aberdeen und Beresford wurden laut des Einverständnisses und der Beschützung jenes so feigen als grausamen Usurpators von Portugal bezüchtigt und öffentlich klagten sie die Zeitschriften an: „durch die Krondiamanten und kostbaren Knöpfe an der Staatsuniform Dom João's VI. zu jener unerklärlichen Connivenz gegen die grausamste Verhöhnung von Pflichten, Eiden und Verträgen bestochen worden zu sein." Die freiheitsstolzen Männer im englischen Volke erglühten vor Schaam und Zorn, als sie erfuhren, wie die unglückliche Tochter Dom Pedro's bei ihrer Anwesenheit in London als legitime Königin betrachtet und mit schönklingenden Redensarten bewirthet worden war, während gleichzeitig die Befehlshaber der britischen Marine auf der Station bei Terceira den Befehl erhalten hatten, die beabsichtigte Landung der treuen Anhänger Dom Pedro's auf dieser Insel zu verhindern und mit Kanonenkugeln zurückzuweisen. Gegen solch niederträchtige Zweizüngigkeit erhob sich voll bittern Unmuths im Unterhause Sir James

Mackintosh (1. Juni) und wies in einer trefflichen Rede nach: daß der gepriesene ministerielle Grundsatz der Nichteinmischung in fremde Staatshändel nur in Portugal zu Gunsten des schlechtesten Menschen, den es dort gebe, seine Ausnahme gefunden; eines Menschen, der sich den Weg zum Throne durch eine Reihe von Meineiden, von Lug- und Trugwerken gebahnt; eines Menschen von unerhörter Scheußlichkeit, wie sie die Geschichte nur von einem Commodus und Caracalla aufbewahrt; eines Menschen, der sich einer vatermörderischen Empörung schuldig gemacht — und der jetzt, da er das Brandmal seiner Thaten auf der Stirne trage, längst die schmachvollste Strafe erduldet haben würde, wenn er dem Gesetze erreichbar gewesen wäre. — Ueber das Verfahren gegen die nach Terceira Geflüchteten äußerte er noch: „Um der Ehre meines Vaterlandes willen hoffe ich, daß unsere Minister im Stande sein werden, uns die befriedigendsten Aufklärungen über die von ihnen jenen Seebefehlshabern überschickten Instructionen zu geben! Geschieht es nicht, so kenne ich wenige Ereignisse, die als schwärzere Flecken auf den Blättern unserer Geschichte erscheinen!" Peel und Aberdeen vertheidigten sich gegen diese einen unbeschreiblichen Eindruck hinterlassende Rede höchst schwach und unbefriedigend; die öffentliche Meinung aber nahm entschiedene Partei gegen die schandbare Politik des edlen Herzogs, dem man die Mißgriffe in der Verwaltung der ionischen Inseln ebenso, wie den trostlosen Zustand in den britischen Colonien von Indien, wo das Monopol der britisch-ostindischen Compagnie höchst nachtheilig einwirkte, zur Schuld anrechnete und als Stoff zu gehäuften Anklagen benutzte. Auch die Bildung des Ministeriums Polignac, an welcher, wie wir bereits erzählt, Wellington einigen Antheil hatte, und der von Polignac unternommene Angriff auf die französischen Nationalfreiheiten ward auf die Rechnung jenes starrtorystischen Mannes gesetzt, der jetzt an der Spitze der britischen Verwaltung stand und in seiner Politik

nach Außen entschieden die Richtung der absolutistischen Großmächte befolgte.

Unter diesen Großmächten zieht um jene Zeit zunächst Rußland unsere Aufmerksamkeit auf sich, indem es durch seine auswärtige Politik ein entschiedenes Uebergewicht über die übrigen Cabinette behauptete, dadurch aber auch die Eifersucht derselben in hohem Grade erregte.

Die Freude der kaiserlichen Familie sowohl über die glücklich unterdrückte Militärverschwörung, wie über die glänzend beendigten Krönungsfeierlichkeiten wurde bald durch die Nachricht von dem Friedensbruche der Perser und ihrem Einfall in Georgien getrübt. Dieses Ereigniß war aber um so bedenklicher, als durch die Conferenzen zu Akjerman die Wirren zwischen Rußland und der Pforte noch immer nicht gelöst worden waren. Der unerwartete Friedensbruch der Perser stützte sich auf folgende Thatsachen: Nach den Bestimmungen der durch englische Dazwischenkunft abgeschlossenen Verträge zu Gulistan und Tiflis (12. Octbr. 1813 und 15. Septbr. 1814) sollten Rußland und Persien im Besitze desjenigen Ländergebietes verbleiben, das sie bei Beendigung des Kampfes inne hätten. Rußland behauptete sich daher in dem Besitze mehrerer Chanschaften zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meere auf der Linie des Kur und auch über diesen Fluß hinaus, in dem Gandschah oder in der Provinz Georgien. Da nun die Grenzscheiden in den meisten Distrikten (namentlich in dem Chanate von Talyschyne) nicht genau abgesteckt waren, so kam man überein, das Ausgleichungsgeschäft der Abmarkung gemeinschaftlich bevollmächtigten Commissären zu überlassen, denen auch die Bestimmung einer angemessenen Entschädigung für den Fall einer durch Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit gebotenen Verletzung der gegenwärtigen Grenzlinien eines der beiden Staaten anheim gegeben werden

sollte. Inzwischen hatte das mit wichtigeren politischen Angelegenheiten beschäftigte Rußland die Abschickung der Commissarien versäumt, die staatsrechtlichen Verhältnisse der meisten Chane blieben unverändert und nur die Abneigung gegen Rußland, dem man mehrere schimpfliche Bedingungen im Friedensvertrage von Gulistan zuschrieb, steigerte sich von Tag zu Tage. Vorzüglich hatte die russische Besatzung viel zu leiden. Endlich gelang es aber dem Petersburger Cabinet, eine Verschwörung zu entdecken, in welche mehrere Chane verwickelt waren; letztere, vor der Strafe des zürnenden Kaisers bangend, ergriffen die Flucht, und Alexander benutzte diese Gelegenheit, um die verlassenen Chanate weit über die bestimmten Grenzen hinaus in Besitz zu nehmen und durch russische Behörden verwalten zu lassen. Allein die oft blutigen Streitigkeiten zwischen den russischen Soldaten und den wilden Gebirgsvölkern dauerten fort und der Kaiser sah sich endlich doch zur Absendung von Commissarien genöthigt, welche eine Ausdehnung des russischen Reiches bis zum Araxes vermitteln sollten. Ehe aber noch die Unterhandlungen begannen, besetzten russische Truppen das Uferland des Sees Goktscha im Chanate von Erivan, wofür jedoch der Schah von Teheran entschädigt werden sollte. Als Bevollmächtigter Persiens erschien der Sohn und muthmaßliche Thronfolger des Schahs, Abbas Mirza, ein junger, thatendurstiger Mann, der dem russischen Kaiser persönlich gewogen war; die Unterhandlungen begannen und schon nach kurzer Zeit schienen sie zu beiderseitiger Zufriedenheit beendigt zu werden, als die Nachricht vom Tode des Kaisers Alexander und von den Verschwörungen zu Petersburg und Kiew nach Teheran gelangte und den Schah von Persien, Feth Ali, zum Abbrechen der Unterhandlungen bewog. Die Einflüsterungen mehrerer auf Rußlands Vergrößerungssucht eifersüchtiger Cabinette und Abbas Mirza's Drang nach Kriegsruhm trieben endlich den alten Schah zu dem Entschlusse, den für günstig erachteten Zeitpunkt zur Wiedererlangung des verlornen und entrissenen

Gebietes nicht unbenutzt vorüber gehen zu lassen. Der russische Botschafter am persischen Hofe und Gouverneur von Georgien, General Yermoloff, hatte übrigens durch anmaßenden Stolz sowohl den Schah als dessen Ministerium vielfach verletzt. Inzwischen hatte Kaiser Nikolai gleich nach seiner Thronbesteigung den Fürsten Menzikoff nach Persien entsendet, um neue Verträge über die streitigen Punkte abzuschließen und die Unterhandlungen zu Ende zu bringen. Allein der persische Hof suchte auszuweichen, die Austauschvorschläge wurden verworfen und dem russischen Abgesandten erklärt: man wolle ferner nur in einer der Grenzstädte unterhandeln. Bevor aber Menzikoff neue Vollmachten von seiner Regierung erhalten, war Abbas Mirza bereits zur Armee nach der Grenze von Karabagh abgereist. Vergebens bot der, übrigens seiner Stellung keineswegs gewachsene, englische Gesandte zu Teheran, Sir Willock, die Vermittelung seines Hofes in den Verwickelungen zwischen Rußland und Persien an. Schon hatten die Perser die georgischen Grenzvölker zur Schilderhebung gegen Rußland aufgehetzt.

Das erste Zeichen zum allgemeinen Abfalle gab der Chan von Talyschyne, auf dessen Befehl die russische Besatzung zu Arkivan ermordet wurde. Bald war, von Persien unterstützt, ganz Süd-Georgien in offenem Aufstande gegen die fremden Eindringlinge und gegen Ende des Augusts hatten die persischen Truppen bereits die Districte Karabagh, Talyschyne und Schirwan besetzt. Yermoloff vermochte nicht zu widerstehen. Inzwischen hatte man die Rückreise Menzikoff's auf alle Weise zu verhindern gesucht und alle seine Eilboten aufgefangen. Die weite Ausdehnung der russischen Cantonnements machte einen energischen Widerstand fast unmöglich. Als endlich die Kunde des Aufstandes nach Petersburg gelangte, hielt man denselben bei Hofe, wie gewöhnlich, für sehr unbedeutend und erklärte ihn für „das alleinige Werk der Unbesonnenheit eines, von thöricht-eitler Ruhmsucht befallenen Prinzen;" an eine weite Verzweigung und an ein Einverständniß zwischen Persien und der Pforte

wollte man eben so wenig, wie an englische Einflüsterungen glauben. Indessen erhielt Yermoloff, dem man die größte Besonnenheit in Anordnung der Kriegsoperationen anempfahl, eine kleine Verstärkung durch ein Corps vom donischen Heere, während bei Astrachan eine Anzahl Kriegsschiffe ausgerüstet wurde, mit welchen die persischen Provinzen am caspischen Meere angegriffen werden sollten.

Das persische Heer bestand aus 25 bis 30,000 Mann und hatte seine Hauptstärke in der Reiterei; ihr Führer, Abbas Mirza, war tapfer und nicht ohne mannichfache Kriegserfahrung, die er europäischen Offizieren verdankte; allein es fehlte den persischen Truppen an russischen Waffen, an Disciplin und theilweise auch an ausdauernder Kraft. Die unter Yermoloff commandirenden Generale Matadow und Krabbe trafen am 16. Septbr. (1826) unweit Chamborah zum ersten Male mit dem persischen Heere zusammen; es kam zur Schlacht, die russische Kriegskunst siegte und über 1000 Mann, unter ihnen der Bruder des Schah, Amin Chan, blieben auf dem Platze; hierdurch fiel auch das von den Persern besetzte Elisabethpol wieder in russische Gewalt.

Unterdessen waren auch nach angestrengten Märschen die Generale Paskewitsch und Ilowaisky mit 20,000 Kosaken nebst zwei Infanteriedivisionen — worunter die neugebildeten Gardebataillone — an der persischen Grenze angekommen und hatten sich auf Yermoloff's Befehl mit dem Corps Madatow's vereinigt. Sechzig Werste hinter Elisabethpol, am Terter, hatte aber Abbas Mirza, nach aufgehobener Blokade des festen Schuscha, Halt gemacht und bedeutende Streitkräfte um sich versammelt, während Assan Chan mit 3000 Reitern von Erivan aus in die Steppe von Lori vorgerückt und der Sardar oder Gouverneur von Schamschadil eingebrochen war. Bald kam es zu entscheidenden Gefechten, in welchen die russische Kriegskunst über die planlose und wilde Tapferkeit der Perser einen glänzenden Sieg davon trug. Schon am 25. September griff

Abbas Mirza das russische Corps in der Nähe von Elisabethpol an, mußte aber nach kaum einstündigem Kampfe die Flucht ergreifen, nachdem er einen verhältnißmäßig bedeutenden Verlust an Munition und Menschen erlitten. Die Flüchtigen wurden von General Paskewitsch verfolgt und bald war ganz Karabagh vom Feinde gesäubert. Die Hauptmacht der Perser hatte sich aber hinter dem Araxes concentrirt und war eifrig bemüht, die Provinz Erivan zu retten. Der alte Schah rüstete von Agar aus für den künftigen Winterfeldzug und der jüngere Sohn des Abbas Mirza, Ali Naschi Mirza, durchstreifte die Gebirge, welche die Provinz Schirwan von Daghestan scheiden. Kaum hatte aber Yermoloff Georgien wieder unterworfen, als er auch die letzten persischen Truppen aus der ganzen Provinz Schirwan zurücktrieb und sein Hauptquartier zu Schekin nahm. Abbas Mirza stand unbeweglich am Araxes, wie schwer es ihm auch wurde, sein Heer daselbst mit Lebensmitteln zu versorgen. Der einbrechende Winter hinderte jedoch die Russen an einer entscheidenden Offensiv-Operation gegen das Innere des persischen Reichs.

Die nicht allzu glänzenden Resultate dieses bereits nun ein Jahr währenden Perserkrieges bewogen die dem General Yermoloff feindlich gesinnte Partei im Ministerium zu Petersburg, die Gesinnungen des Gouverneurs von Georgien sowohl, wie dessen Verwaltungs- und Militär-Maßregeln gegen den Kaiser zu verdächtigen. Außerdem hatte der Baron Diebitsch, der seit der Petersburger Verschwörung zu den Vertrauten des Kaisers gehörte und jetzt, ein Hauptgegner Yermoloff's, von einer Sendung nach Georgien zurückgekehrt war, einen nicht eben günstigen Bericht über die dortigen Zustände und Yermoloff's Maßregeln abgestattet. Man munkelte bereits wieder von einer Militärverschwörung, an deren Spitze der abenteuerliche, barocke, aber tapfere Yermoloff stehen sollte, kurz Yermoloff wurde vom Oberbefehl abberufen und zu seinem Nachfolger der talentvolle Generaladjutant des Kaisers, Graf Paskewitsch, ernannt.

Der neue Oberbefehlshaber beschloß mit kühnem Muthe, geradeswegs über die Gebirge nach Erivan vorzudringen und sendete in dieser Absicht am 10. April 1827 den General Benkendorf mit einer Anzahl Truppen und Geschütz voraus. Bald war auch das feste Kloster Etschmiadsin mit ansehnlichen Mundvorräthen in der Gewalt der Russen; allein dies war auch die einzige Eroberung auf diesem Zuge, denn die neu angelegte Festung Sardar Abad widerstand muthig dem Feuer der russischen Kanonen und Benkendorf konnte an keine Belagerung dieses Platzes denken, da es ihm an hinreichendem Geschütze mangelte. Die Kurden hatten die ganze Provinz Erivan verwüstet und erst, als neue Zufuhr anlangte, wagte sich Benkendorf aus Etschmiadsin wieder hervor, allein er wurde abermals durch die von Hassan Chan befehligte persische Reiterei in der Nähe von Sadar Abad zurückgeworfen. Bei dem kleinen, an einem Nebenflusse des Araxes gelegenen Dorfe Alachait kam es zu einem erneuten Kampfe, aber auch diesmal errang der Ungestüm der persischen Reiterei einen glänzenden Sieg, welcher den Russen nach ihren eigenen Armee-Berichten eine große Anzahl Todter und Verwundeter, worunter selbst mehrere Offiziere von hohem Range, kostete. Inzwischen gelang den hinterlistigen Vorspiegelungen der Russen, oder, wie man es feiner benennt, ihren diplomatischen Künsten, den Chan von Karabagh und den Sultan der Schacklinen zum Abfall von Persien zu bewegen. Beide begaben sich unter russischen Schutz und bewaffneten ihre Stämme gegegen ihren früheren Oberherren; hierdurch erhielt Rußland nicht nur gegen 4000 zum Parteigänger-Kriege geübte Reiter, sondern es sicherte sich auch die Verbindung der vorgeschobenen Detaschements mit dem Hauptcorps. Die Stellung Abbas Mirza's wurde durch diesen Abfall bedeutend erschwert.

Die russischen Kriegsoperationen während des Monats Juni beschränkten sich auf einzelne Scharmützel und Vorpostengefechte, die jedoch meist siegreich für die Perser ausfielen.

Letztere nahmen sogar Etschmiadsin wieder und schlugen alle Versuche auf Erivan muthvoll zurück. Endlich entschloß sich Paskewitsch zu energischeren Maßregeln. Während Ilowaisky vor Abas Abad zurückblieb, rückte der Oberbefehlshaber mit dem Hauptcorps gegen Nachitschewan, wobei er jedoch vielfache Schwierigkeiten und tägliche Angriffe von den unregelmäßigen Reiterhaufen längs der ganzen Linie des Araxes zu bestehen hatte. Generallieutenant Krassowsky blieb zur Beobachtung Erivans zurück.

Abbas Mirza hatte sich inzwischen mit Hassan Chan vereinigt und rückte auf die Kunde vom Aufbruche des Grafen Paskewitsch mit 40,000 Mann, meist Reiterei, gegen die am rechten Ufer des Araxes aufgestellten Russen unter Ilowaisky, der von Benkendorf unterstützt wurde, heran. Kaum vermochten die letztern dem stürmischen Andrange der persischen Reiterei zu widerstehen, als noch zur rechten Zeit Paskewitsch von der Gefahr unterrichtet wurde und nun unter zahllosen Schwierigkeiten auf einer Brücke, die man in der Eile aus Ochsenhäuten mit Luft gefüllt errichtet hatte, über den Araxes setzte, um die Perser sofort (am 6. Juli) aus ihrer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Mit schnellem Ueberblicke ordnete er also das Treffen. Drei Bataillone Fußvolk sollten, von einem Dragoner-Regiment und vier Stück leichten Geschützes unterstützt, auf den linken Flügel der Perser fallen und eine das persische Centrum beherrschende Anhöhe im Sturmschritt nehmen. Dieser Plan gelang. Die unregelmäßigen Kriegsschaaren der Perser, von ihrer schlechtbedienten Artillerie nur kümmerlich unterstützt, wurden bald zersprengt, während gleichzeitig ein von der russischen Uhlanen- und Kosaken-Brigade auf das persische Centrum ausgeführter Angriff auch dieses in Verwirrung brachte und zur Flucht nach der nahegelegenen Hügelkette nöthigte. Das persische Fußvolk im Lager bei Karaziadin nahm gar keinen Theil am Kampfe. Als aber Tags darauf die beiden eroberten Perserfahnen im russischen Lager vor Abas Abad wehten, entmuthigte dieser Anblick

auch die tapfere Besatzung dergestalt, daß noch am selbigen Abende ihr Befehlshaber die Festung mit achtzehn Kanonen und bedeutenden Kriegsvorräthen dem russischen Feldherrn übergab.

Die Eroberung Erivans, das Hauptziel des Grafen Paskewitsch, schien nach solch glücklichen Vorfällen keine großen Schwierigkeiten mehr darzubieten; allein es kostete noch einen äußerst blutigen Kampf, bevor die russischen Generale Sipágin und Krassowsky ihre durch die Bergkette Besobdal gewehrte Vereinigung bewirken konnten. Das von den Russen wiedergenommene Kloster Etschmiadsin wurde am 28. August von den Persern abermals heftig beschossen, und als Krassowsky zum Entsatze herbeieilte, fand er auf beiden Ufern des Abaran die Perser unter Abbas Mirza kampfmuthig aufgestellt. Es kam zu einem mörderischen Treffen, das jedoch abermals, nach neun blutigen Stunden, durch die besser bediente Artillerie zu Gunsten der Russen entschieden ward (30. August). Etschmiadsin's Entsatz und die Vereinigung der Heeresabtheilungen von Paskewitsch und Krassowsky waren der Hauptgewinn dieses Tages, welcher auch den Russen eine nicht unbedeutende Anzahl von Getödteten, Verwundeten und Gefangenen kostete. In drei Heersäulen rückte jetzt die russische Hauptmacht gegen Erivan, während Fürst Eristoff mit genügender Truppenzahl im Lager bei Karabala zurückblieb, um die in der Nähe stehenden Perser unter Ali Mirza und Hassan Chan zu beobachten. Aber auch Abbas Mirza hatte seine bisherige Stellung an der Zanga aufgegeben und sich in die Nähe von Sardar Abad gezogen. Bald mußte er jedoch erfahren, wie Treulosigkeit und Geldgier einen großen Theil der Bevölkerung von Erivan zum Abfall bewogen; an ein Standhalten im freien Felde war nicht mehr zu denken und nur das Gebot der Ehre konnte den persischen Kronprinzen bestimmen, die Waffen noch nicht niederzulegen. Noch einmal rückte er am rechten Ufer des Araxes vorwärts und lagerte jenseits des tiefen und morastigen

Baches Karassu Dawalu, gegen 70 Werste von Etschmiadsin.

Bevor aber eine entscheidende Belagerung von Erivan vorgenommen werden konnte, mußte das feste Sardar Abad in russischer Gewalt sein. Nur kurze Zeit vermochte es dem furchtbaren Feuer der Belagerer zu widerstehen, obschon Hassan Chan den Muth der Besatzung zur verzweiflungsvollsten Gegenwehr anzufeuern wußte. Nach dem Falle von Sardar Abad wurde die Hauptfestung des Reiches Erivan immer enger eingeschlossen und schon in der Nacht vom 7. zum 8. October ließ Paskewitsch die Laufgräben eröffnen; das russische Wurfgeschütz wüthete furchtbar zerstörerisch gegen die Mauern der Feste und als endlich Bresche geschossen war, rückten am 19. October die vom Kaiser begnadigten Garde-Grenadier- und Moskauischen Regimenter, um ihre in der Heimath verübten Revolutions-Verbrechen zu sühnen, zum Sturme heran. Mit wilder moskowitischer Todesverachtung und Kampfwuth drangen sie in die Stadt; die Einwohner flehten um Gnade; die Besatzung streckte die Waffen. Dreitausend Mann, sieben der ausgezeichnetsten Chane, darunter auch der muthige Hassan Chan, eine große Anzahl Geschütz, Munition, Getreide und andere schätzbare Beute, fielen in die Gewalt der Sieger. Außerdem sicherte aber die Einnahme Erivans den Russen den Besitz der ganzen gleichnamigen Provinz. Allgemein war die Muthlosigkeit im persischen Heere; eine Festung nach der andern beugte sich dem Gesetze der Sieger und öffnete ohne weitern Widerstand ihre Thore. Selbst Tauris, die Residenz Abbas Mirza's, ergab sich und Paskewitsch hielt alsbald seinen feierlichen Einzug in der überwundenen Stadt, deren Einwohner den Weg mit Blumen bestreuten und sich zitternd dem siegreichen Feldherrn unterwarfen.

Jetzt bequemten sich Feth Ali und Abbas Mirza zu Friedensanerbieten; letzterer erbat sich noch eine persönliche Zusammenkunft mit Paskewitsch. Am 2. November traf

daher der russische Staatsrath von Obreskow mit dem persischen Bevollmächtigten in einem Dorfe unweit Tauris zusammen und schon am folgenden Tage wurden die Friedenspräliminarien auf nachstehende Bedingungen unterzeichnet: 1) Der Schah tritt an Rußland als volles Eigenthum ab: das ganze Chanat von Erivan dieß- und jenseits des Araxes; desgleichen das Chanat von Nachitschewan; 2) gleich nach Abschluß des Friedens soll der von den Persern besetzte Antheil von Talisch an die Truppen des Kaisers wiederherausgegeben werden; 3) der Schah entrichtet als Geldentschädigung für die Kriegskosten und den durch seinen feindlichen Einbruch verursachten Schaden die Summe von 18 Millionen Rubeln; 4) von dieser Summe wird ein Theil gleich nach Unterzeichnung des Tractats, der Rest aber in nicht allzu langen Fristen abgetragen werden; 5) bis die Entschädigung vollständig geleistet, halten die russischen Truppen die ganze Provinz Aderbitschan besetzt. Endlich ward festgesetzt, daß der Prinz Abbas Mirza binnen sechs Tagen, vom 1. December an gerechnet, seine kategorische Beistimmung hinsichtlich dieser vorläufigen Bedingungen abgeben sollte. Als Ort der Zusammenkunft zwischen ihm und dem Obergeneral Paskewitsch ward der Flecken Dechargan auf der Straße zwischen Tauris und Masagna bestimmt.

Alsbald stellte Paskewitsch die zum Unterpfande gegebene Provinz Aderbitschan unter russische Verwaltung und ordnete eine provisorische Regierungsbehörde an, zu deren Vorstand er den General-Major Graf Sacken-Osten ernannte; doch wurden auch einige persische Beamte als Beisitzer von Seiten des Schah's in dieselbe aufgenommen. Yermoloff wurde von dem Kaiser mit Beibehaltung seines Gehalts in Ruhestand versetzt, Paskewitsch aber erhielt als Lohn seiner Siege den prunkenden Zunamen: „Erivanski."

Durch diesen Frieden war die Macht Westpersiens völlig gebrochen und vor allen Staaten blickte Großbritannien mit großer Unruhe auf die Zerstückelung Afghanistans oder Ostpersiens, wodurch die Scheidewand zwischen dem

englisch-indischen und dem russischen Staaten-Colosse zerstört ward. Jetzt erst bedauerte es, Persien nicht kräftiger unterstützt zu haben, allein es hoffte mit Abbas Mirza auf die nächste Zukunft, welche ihm Gelegenheit geben würde, die begangenen Fehler wieder gut zu machen. In dieser Erwartung wurden Beide durch den immer näher heranrückenden Ausbruch eines Krieges zwischen Rußland und der Pforte bestärkt. Wirklich verweigerte auch der Schah Feth Ali oder vielmehr sein Sohn Abbas Mirza die förmliche Genehmigung der eingegangenen Friedensbedingungen und erklärte: er würde weder die stipulirte Schadloshaltung zahlen, noch den Frieden ratificiren, so lange die russische Armee die Provinz Aderbitschan noch besetzt halte und sich nicht über den Araxes zurückzöge. Paskewitsch brach hierauf alle Unterhandlungen ab und eröffnete, gegen das Erwarten der Perser und ihrer Rathgeber, noch im Januar 1828 die Feindseligkeiten von Neuem. Bald hatte er die Stadt Urmia und die wichtigste Festung von Aderbitschan, Ardebil, genommen; nichts vermochte seinen Siegerschritt aufzuhalten und Abbas Mirza sah endlich die Nothwendigkeit ein, alle ferneren Widerstandsplane aufzugeben und den Frieden zu realisiren. Die kategorische Abschließung erfolgte durch den Tractat von Turmatschai in der Nacht vom 9. zum 10. Februar, welcher den Russen alle im Präliminarvertrage von Dechargan zugestandenen Vortheile sicherte. „Der Friedenstractat mit Persien — so ließ sich Nikolai in seinem Rescript vom 17. März vernehmen — garantirt Rußland eine neue und sichere Grenze; außer vollständiger Entschädigung für seine Verluste, erhält es einen Gebietszuwachs durch die Chanate Erivan und Nachitschewan, die in der Folge den Namen der Provinz Armenien führen sollen u. s. w." Paskewitsch erhielt übrigens noch eine Million Rubel zur Belohnung seiner Tapferkeit, während sechs Millionen von der ersten Rate der persischen Kriegsentschädigung unter die ausgezeichnetsten Offiziere seines Heeres vertheilt wurden.

Jetzt noch einige flüchtige Bemerkungen über die innern Reformen, mit welchen Kaiser Nikolai die ersten Jahre seiner Regierung bezeichnete.

Zunächst zog die Verbesserung der Finanzen, der Gesetzgebung und der Gerechtigkeitspflege die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich, denn die von ihm selbst durchgesehenen Untersuchungsakten über die Verschwörer zu St. Petersburg und Kiew hatten ihm mannichfache belehrende Aufschlüsse über bedeutende Unterschleife im Finanzwesen, über Schlendrian der Verwaltungsbeamten, — welcher Vorwurf selbst die höchsten Ministerien traf — über Willkür und Grausamkeiten in der Justiz, wie über Bedrückungen der Erbbauern gegeben. In seiner eignen Hofhaltung wurden bedeutende Ersparungen vorgenommen, die Luxusartikel und die Unzahl der Pensionen beschränkt; nach des Kaisers bestimmtem Befehle sollte die Totalsumme der Reichs-Ausgaben für das Jahr 1826 um nicht weniger, als 67,500,000 Rubel verringert und nach diesem Maßstabe die öffentlichen Lasten so schnell als möglich erleichtert werden. Durch vortheilhafte Ankäufe der Reichs-Fonds setzte man dem fernern Sinken der russischen Staatspapiere Grenzen, die Staatsschuld und deren Abzahlungsweise, nach Cancrin's Systeme wurde beibehalten und im Nationalinteresse vervollständigt; die Operationen der Reichs-Leihbank und der Commerzbank lieferten günstige Resultate, obschon an der St. Petersburger Bank um die Hälfte mehr Beamte, als in der zu London angestellt waren. Diese Beamten waren äußerst gering besoldet und suchten sich daher durch angenommene oder geforderte Bestechungen in den Stand zu setzen, dem sich täglich steigernden Luxus fröhnen zu können. Einer der bedeutendsten Veruntreuungen hatten sich namentlich die Kronbeamten bei der Marine zu Kronstadt zu Schulden kommen lassen, weßhalb sie der Kaiser zur strengsten Rechenschaft und Strafe zog; allein bald darauf brach im Hafen von Kronstadt eine große Feuersbrunst aus, die wahrscheinlich ein Werk der Rache wider die kaiserliche

Strenge war. Um dem innern Handel und dem städtischen Verkehre aufzuhelfen, setzte ein kaiserlicher Ukas (v. 23. Jul. 1826) die Abgaben der Gilden bedeutend herunter, allein die Vorliebe für Erzeugnisse des Auslandes war in Rußland zu groß, als daß durch einzelne Gesetze die beabsichtigten Zwecke erreicht werden konnten.

Der Handel, die Industrie und das Fabrikwesen Rußlands stützte sich auf Cancrin's Prohibitiv-System, welches dieser fortwährend gegen die Hußkisson'schen Theorien zu vertheidigen suchte. Allein es zeigte sich für mehrere Provinzen, namentlich für das Königreich Polen, äußerst nachtheilig und nur Tscherkessien und Abasien genossen aus leicht begreiflichen Gründen vielfacher Vergünstigungen, unter andern einer zollfreien Ein- und Ausfuhr auf zehn Jahre, mit Ausnahme weniger Waaren. Vorzüglich begünstigte die Regierung die Veredlung der Schaafzucht in den Ostseeprovinzen, allein die angestellten Experimente wollten nicht immer gelingen, obschon die Regierung bedeutende Darleihen an die Grundbesitzer in Liefland, Esthland und Kurland bewilligte. Im Jahre 1827 hatte die Ausfuhr der Hauptprodukte bedeutend zugenommen, allein die berühmte Messe von Nischney-Nowgorod war schlecht ausgefallen, wenn auch der gesammte Waarenumsatz auf 105 Millionen Rubel Werth berechnet werden konnte. Den meisten Tadel erfuhr im Auslande die russische Merkantilpolitik, weil die Regierung von dem fehlerhaften Grundsatze ausging, Rußland müsse sich selbst genügen. Vorzüglich strebte die Regierung nach überwiegender Theilnahme am Welthandel und richtete deßhalb einen großen Theil seiner Anstrengungen auf Vermehrung der Handels- und Kriegs-Marine. Das Finanzministerium mußte die Organisation einer besondern „Comität" bekannt machen, die aus den Direktoren des innern oder des auswärtigen Handels-Departements, wie aus zwei bei den Ministerien des Innern und der Marine angestellten Beamten gebildet wurde und zum Zwecke hatte, den kaufmännischen Schiffbau und die Schifffahrt in größere

Aufnahme zu bringen. Um nun den Nationalgeist der Russen für seine Absichten zu entflammen, ließ der Kaiser große Seemanoeuvres veranstalten, denen er persönlich beiwohnte. Bei den großen Anstrengungen zur Erweiterung des Handels und zur Vervollkommnung der Schifffahrt behielt die umsichtige Regierung aber fortwährend die übrigen Quellen des Nationalwohlstandes im Auge und suchte namentlich den Ackerbau glänzend zu unterstützen.

Das Budget von 1827 wurde von der Kriegszeitung auf 130 Millionen Rubel (Silber oder Papier?), das für das Königreich Polen auf 8,333,333 Rubel angeschlagen, doch fehlte eine genaue Bezeichnung der Ausgaben. Bei der Rechnungs-Controlle über alle Zweige der Staatsverwaltung waren ungeheure Unterschleife vorgefallen, deren Wiederholung in der Zukunft durch umsichtige Maßregeln vorgebeugt ward.

Durch ein Ukas vom 7. September 1827 kamen alle höhern und untern Verwaltungsbehörden unter strengere Aufsicht; über die schnelle Ausführung der höchsten Befehle mußten dem Kaiser monatlich genaue Berichte von den Ministern eingesendet werden; zugleich ward allen Civilgouverneuren anbefohlen, über jeden Ukas, der ihnen durch die Minister, den Senat oder eine andere Autorität des Reichs zugegangen, an den Kaiser zu berichten, zu welchem Behufe eine besondere „Section der eigenen Kanzlei Sr. Majestät" eingesetzt ward. Dem dirigirenden Senate rief er sogar das strenge General-Reglement Peter's I. ins Gedächtniß zurück. Fast alle Ministerien erhielten eine zweckmäßigere Organisation und zur Erleichterung ihrer mannichfachen Geschäfte wurden den Ministern Adjuncte, sogenannte Minister-Collegen, beigeordnet. Wie groß übrigens die Nachlässigkeit des früheren Civilgouverneurs von St. Petersburg gewesen, ging schon daraus hervor, daß nach flüchtiger Berechnung weit über 60,000 Rechtshändel ohne Entscheidung liegen geblieben waren. Der Kaiser traf sofort Anstalt zu ihrer Erledigung, zumal als er erfuhr, daß in

noch mehreren Polizeistellen der Gouvernien ähnliche Fahrlässigkeit und Willkür stattfänden. Zu diesen Bedrückungen, die zunächst den ärmern Theil der Nation betrafen, gesellten sich noch andere Uebel, als: Feuersbrünste, Ueberschwemmungen, Gewitter, Hagel, Heuschrecken und Räuberbanden.

Wie befriedigend auch im Allgemeinen der Stand der Gesetzgebung erschien, so lagen doch noch die Criminalgerichtspflege und das Gefängnißwesen arg darnieder, und namentlich begingen die Richter in den vom Sitze der Regierung entfernteren Provinzen vielfache Grausamkeiten, weßhalb der Kaiser allen Orts-Obrigkeiten auf's Strengste anbefahl, gegen Verhaftete niemals andere Mittel der Strafe oder Einkerkerung zu ersinnen und anzuwenden, als die vom Gesetze vorgeschriebenen. In den Gefängnissen sollten alle Geräthschaften zu Strafen, die den Gefühlen und Sitten des Jahrhunderts widersprächen, vertilgt werden. Auch der Gedanke Peter's des Großen sollte wieder aufgenommen und eine vollständige Sammlung aller seit 1700 erschienenen Gesetze veröffentlicht werden. Inzwischen wurden die Leibeigenschaftsverhältnisse im humanen Sinne Alexander's gemildert und den Gutsbesitzern das ihnen zeither zugestandene Recht, ihre Erbbauern nach Gutdünken zu Ansiedlungen nach Siberien zu schicken zum Theil ganz genommen, zum Theil in menschenfreundlicherem Geiste modificirt.

Durch vielfache wohlthätige Stiftungen ehrte Nikolai das Andenken seiner am 6. November 1828 nach kurzer Krankheit gestorbenen Mutter Maria Feodorowna, wie er auch dem dirigirenden Senat durch einen besonderen Ukas erklärte, er nehme voll kindlicher Liebe und Dankbarkeit alle von seiner hochgeehrten Mutter geleiteten Erziehungs- und Wohlthätigkeits-Anstalten unter seinen besonderen Schutz; daß aber bei diesen das Herz des Kaisers ehrenden Verordnungen die höheren Grundsätze, nach welchen das russische Volk auf kaiserlichen Befehl erzogen werden sollte, im strengen Augenmerk behalten wurden, bedarf keiner weitern Erwähnung. Die Universitäten, die man als Pflegerinnen

geistiger Aufklärung seit den Ereignissen vom 26. December 1826 schärfer als je überwachte, mußten sich dem strengen Machtgebote des Kaisers fügen und Alles aus ihrem Lehrkreise entfernen, was früher oder später zu einer politischen Aufklärung führen konnte. Die Censur blieb starr gefesselt, wie in allen absolutistischen Staaten, und nur im Cultus wurden einige veraltete Beschränkungen, namentlich im Bezug auf die protestantische Kirche, aufgehoben.

Der Schicksale und Gestaltungen im Königreiche Polen werden wir bei Darstellung der Geschichte des Jahres 1830 im Zusammenhange gedenken.

Wir haben das auferstandene Griechenland zur Zeit des Congresses von Verona, im Anfange des Jahres 1823, verlassen, als es sich eben seiner Dränger durch blutige Gegenwehr für einige Zeit entledigt hatte. Es bleibt uns übrig, die ferneren Anstrengungen des griechischen Volkes zur Wiederherstellung seiner nationalen Selbstständigkeit und Freiheit bis zur Ankunft des Präsidenten Capo d'Istria in Navplion zu erzählen.

Wie leidensvoll auch für die hellenischen Patrioten die Jahre 1821 und 1822 gewesen, so nannten sie nachmals doch diesen Zeitraum „die zwei glücklichen Jahre;" denn — wie Zinkeisen sehr wahr bemerkt *) — da sie jeden Augenblick in Furcht geschwebt hatten, von dem Feinde überwältigt zu werden, so war ihre ganze Thatkraft durch die Nothwendigkeit, seine Angriffe zurückzuschlagen, in beständiger Regsamkeit erhalten worden, und die Gefahr, welche ihnen feindliche Einfälle zu bringen drohten, erstickte ihre

---

*) J. W. Zinkeisen, Geschichte Griechenlands vom Anfange geschichtlicher Kunde bis auf unsere Tage. 4. Theil. Leipzig, 1840. Ein treffliches Werk voll tüchtiger Forschungen und treuer Benutzung der besten Quellen.

Zwistigkeiten meistens im Keime und entriß sie jener Schlaffheit, in welche sie bisweilen zu versinken geneigt schienen. Im Jahre 1823 dagegen bekam ihre Revolution eine ganz andere Gestalt; stolz auf die Vortheile, welche sie über die türkischen Flotten und Armeen errungen hatten, und selbst erstaunt über ihre eigenen Fortschritte, dachte ein großer Theil der Griechen, und namentlich der Peloponnesier, welche der Gefahr am fernsten standen, weit weniger daran, ihre Unabhängigkeit zu vollenden, als an die Mittel, sich selbst die höchste Gewalt unter ihren Landsleuten zu sichern und die geringern Hülfsquellen des Staats zu ihrem eigenen Vortheile zu erschöpfen. Die Sorglosigkeit der Türken begünstigte solche Ideen nur noch; denn die Pforte führte, durch die früheren Anstrengungen gleichsam erschöpft, den Krieg gegen ihre empörten christlichen Unterthanen mit solcher Lauheit und mit so geringem Erfolge fort, daß er eher die Verachtung als die Furcht ihrer Feinde erregte.

Die Regierung suchte das Ansehen, das sie durch ihre übereilte Flucht von Korinth vollends eingebüßt hatte, durch die Zusammenberufung eines Nationalcongresses nach dem im Peloponnes gelegenen Städtchen Astros wiederherzustellen, allein die Wahlen wurden mit großer Saumseligkeit vollzogen, so daß erst im Monat April (1823) die sogenannten Sitzungen eröffnet werden konnten. Im Volke selbst zeigte sich jedoch größere Theilnahme an den Verhandlungen des Congresses, als früher, auch waren die Abgeordneten der einzelnen Provinzen und Inseln zahlreicher erschienen. Sowohl die Verbesserung des Verfassungswerkes, als die innern Angelegenheiten Griechenlands nahmen die ganze Aufmerksamkeit der Abgeordneten in Anspruch und mancherlei neue und zweckmäßige Gestaltungen traten jetzt in's Leben oder wurden wenigstens vorbereitet. Die drei Lokalregierungen für den Peloponnes und für Ost- und West-Hellas wurden, gemäß einer schon 1822 erlassenen Verordnung, in „Eparchien" umgewandelt, für Kandia trat ein sogenannter „Armostis" in's Leben. Ein unter dem 18.

(30.) April 1823 erlassenes Manifest berichtete endlich über die Anstrengungen des Congresses, worin nochmals „vor Gott und der Welt" die politische Unabhängigkeit Griechenlands proclamirt und im Namen der gesammten Nation der Entschluß verkündigt ward, die ihnen durch fremde Gewalt geraubten Rechte wieder zu erringen oder „als wahre Christen und freie Männer" mit den Waffen in der Hand zu sterben.

Der erfreuliche Gang der Verhandlungen wurde aber bald durch die Militärpartei und namentlich durch Kolokotronis gestört, der nach Mavromichalis den überwiegendsten Einfluß im Lande behauptete und im beständigen Widerspruche mit dem genannten Mainotenhäuptlinge stand. Kaum hatte nun Maurokordatos die Präsidentschaft des Vollziehungsrathes ausgeschlagen, — man weiß nicht, ob aus patriotischer Mäßigung oder aus Klugheit — so entbrannte auch sofort ein leidenschaftlicher Kampf um diese wichtige Stelle. Mavrokordatos, der Militärpartei am meisten verhaßt unter allen „Schreibern", wie sie die Diplomaten benannte, wirkte, um dem Einflusse Kolokotronis' entgegenzuwirken, für den Mainotenfürsten Petros Mavromichalis, der auch wirklich zum Präsidenten des Vollziehungsrathes ernannt wurde, während Kolokotronis durch die Ernennung zum Stratarch oder Generalissimus des Landheeres zum Schweigen gebracht werden sollte. An die Stelle des Theodoros Negris trat Mavrokordatos als Generalsecretär der Regierung und begnügte sich mit diesem untergeordneten Staatsamte, da er wohl wußte, daß die eigentliche Leitung der Angelegenheiten ihm doch überlassen bleiben mußte, da jene beiden Häuptlinge weder lesen noch schreiben konnten. Doch machte er sich durch die Annahme des Generalsecretariats den talentvollen und zugleich intriguanten Negris zum Gegner, wie er überhaupt als Eiferer für gesetzliche Ordnung von allen Seiten angefeindet wurde.

Kolokotronis, neidisch über die Wahl des Mainotenfürsten, trat auch bald, nachdem der Congreß von Astros

am 18. (30.) April auseinander gegangen und der Sitz der Regierung nach Tripolitza verlegt worden war, mit lauter Anklage gegen die neuernannte Regierung hervor und forderte im Namen der Nation die Abstellung der von ihm gerügten Beschwerden. Negris unterstützte ihn kräftigst und verlangte eine scharfe Untersuchung. Leider war die Regierung nicht im Besitz der Mittel, um beide an die gesetzliche Geltendmachung ihrer Beschwerden zu verweisen; sie unterhandelte deßhalb mit dem alten Kolokotronis, der jetzt zum Vicepräsidenten des Vollziehungsrathes ernannt wurde. Hierdurch hatte man zwar den Ausbruch offener Feindseligkeiten Kolokotronis' verhindert, aber im Stillen währten die Umtriebe fort. Denn als kurz nachher (im Juli) der Senat seinen Sitz nach Salamis verlegt hatte, trat die Militärpartei mit dem Plane, die ganze Gewalt einem Ausschusse von Militärchefs zu überlassen, hervor und es gelang wirklich, den tüchtigen Mavrokordatos, der sich nach Hydra zurückzog, zu verdrängen. In Kranidi, wohin der Senat sich von Salamis übergesiedelt hatte, setzte dieser, um allen fernern Vorwand zu Störungen zu beseitigen, den ganzen vollziehenden Rath ab und wählte einen völlig neuen, der durch Hydrioten und Spezzioten verstärkt ward. Zum Präsidenten ernannte er Georg Kondouriotis aus Hydra, zum Vicepräsidenten Panajotis Botassis; Joannis Kolettis und Nikolaos Londos traten als Mitglieder des neuen Vollziehungsrathes ein. Allein hierdurch war man um Nichts gebessert. Der alte Haß der Peloponnesier gegen die Insulaner trat nur um so heftiger hervor und Kolokotronis war ebenso erbittert gegen Kondouriotis wie gegen Mavrokordatos; außerdem erklärte auch noch die zurückgesetzte Partei die Maßregeln des Senats für ungesetzlich und organisirte einen neuen Vollziehungsrath, an dessen Spitze Demetrios Ypsilantis berufen ward. Dieser, wie alle Fanarioten von der Militärpartei verachtet, genügte den Erbitterten aber noch weniger und galt in ihren Augen, trotz seiner der Befreiung Griechenlands gewidmeten Dienste

und Opfer, für einen Schwächling. Sie veranlaßten daher einen Bürgerkrieg, der erst im Juni 1824 mit der Uebergabe von Navplion an die Regierung endigte. Eine der bedeutendsten Stützen der Militärpartei war noch Odysseus, der sich zu Athen und in Osthellas ziemlich unabhängig behauptete. Unter solchen Wirren konnte natürlich an eine Einigung aller innern Kräfte zur glücklichen Durchführung des beschlossenen dritten Feldzugs nicht gedacht werden. Vorzüglich trat der Mangel an Geld dabei vielfach hindernd entgegen. Die Kosten der Seeoperationen — bemerkt Th. Kind in seiner schon früher angeführten Geschichte der griechischen Revolution sehr richtig — waren von den großen und reichen Schiffseigenthümern, namentlich von Hydra, Spezzia und 'Psara, hergegeben worden; auch waren es nur Privatleuten gehörige Schiffe, mit welchen jene Operationen bewerkstelligt wurden. Ebenso war die Führung des Landkrieges vom Anfange an fast nur dem Einzelnen überlassen worden; ein bestimmter Einfluß von Oben, auch wenn ein solcher sich überhaupt hätte geltend machen können, war, bei der allgemeinen finanziellen Armuth, nicht gedenkbar. Hatten auch Ypsilantis, Mavrokordatos und Andere, bei ihrer Ankunft in Griechenland, Geldmittel mitgebracht, und flossen auch wohl anderswoher, durch die Theilnahme der Nationen, Geldunterstützungen den Griechen zu, so waren diese doch durchaus nicht hinreichend, die Kosten des Kriegs, in der Führung Einer Hand, zu bestreiten. An dieser Führung, an einer kräftigen, regelmäßigen Verwaltung von Oben fehlte es; Alles hing fast nur von dem guten Willen und dem Einflusse der Einzelnen, so wie von ihrer Habsucht, ihrem Ehrgeize, ihren egoistischen Zwecken ab. Das war besonders auch in Ansehung der Militärchefs der Fall. Ihr Ansehen von früher her, ihr Einfluß und ihre Geldmittel versammelten um sie kleinere oder größere Haufen von Kriegern, mit denen sie dann gegen den Feind, oft nach Willkür, und eben so wenig mit einem bestimmten Plane, als im Interesse des Ganzen,

zogen; sie plünderten und ließen plündern, um auf diese Art die Mittel zum Kriege zu erlangen, auch wenn dies oft nur der Vorwand zu Jenem war, und ihre Haufen zogen ebenso willkürlich nach Hause, als sie gekommen waren und gekämpft hatten. Wie dies den Einzelnen ungebührlich auf Kosten des Ganzen hob, so mußte es natürlich auch auf den ganzen Gang der militärischen Ereignisse störend und hemmend einwirken; der Einfluß, der Wille des Einzelnen galt, nicht die nothwendige Sorge für den Zweck des Kampfes, für das allgemeine Wohl, und es fehlte Eine Hand, die zugleich im Besitze der nöthigen Mittel, diese Sorge geltend zu machen gewußt hätte. Vieles läßt sich nur auf diese Weise in den militärischen Operationen und den politischen Ereignissen des griechischen Aufstandes erklären; und namentlich vermag auch die ganze Stellung der sogenannten Militärpartei, im Gegensatze zu denen, welche eine feste Einheit von Oben einführen und handhaben wollten, nur dadurch recht gedeutet zu werden. Kann auch im Allgemeinen, um dieser durch äußere Einflüsse und äußere Verhältnisse gleichsam gebotenen Stellung willen, jenes egoistische Widerstreben nicht allen denen, welche oft unbewußt sich demselben hingaben, zum Vorwurfe gemacht werden, zumal da es auch dazu einer gewissen Bildung bedarf, den besondern Vortheil dem allgemeinen Wohle willig aufzuopfern, und da es den Griechen im Allgemeinen an dieser Bildung fehlte; muß vielmehr im Allgemeinen der Patriotismus des griechischen Volkes, der das Rechte und Nothwendige erkannte und wollte, rühmend anerkannt werden, so können doch auch die Thatsachen nicht geläugnet werden, die es klar herausstellen, daß Einzelne jener Militärhäupter ihren besonderen Interessen gar zu ungebührlich und beharrlich auf Kosten der großen und allgemeinen Volkssache gefröhnt und dadurch dem Ganzen, in der militärischen Entwickelung und der politischen Feststellung der Revolution, vielleicht mehr, als die Osmanen selbst, geschadet haben. Daß sie jene Sorge für ihre be-

sonderen Interessen bis zum offenen Aufstande gegen die entgegengesetzte Sorge für das allgemeine Wohl steigerten, das ist eine offenbare Thatsache in der Geschichte des griechischen Aufstandes, die, wenn für solche politische Unerfahrenheit oder vielmehr für solchen anarchischen, ungesetzlichen Sinn Einzelne nicht genannt werden könnten, doch nur der ganzen Partei selbst, mit allen denen, die sich ihr für solche besondere und egoistische Zwecke angeschlossen, zur Last fallen kann. Mit dem Congresse von Epidavros erhielt zwar die griechische Revolution eine festere Gestaltung, indem auf ihm eine Regierung gebildet ward, die nun mit Einer Hand die Sorge für die Nationalinteressen, für die Mittel zum Kriege und zum Frieden, handhaben sollte. Aber die Mittel selbst, zur Verwirklichung dessen, was die Umstände nach Außen und nach Innen forderten, flossen dieser Regierung noch zu sparsam zu, als daß sie, ohne Kampf mit der Militärpartei, sogleich eine feste und bestimmte Ordnung der Dinge hätte begründen können. Ein von der Regierung allein abhängiges Heer, eine von ihr nur abhängige Flotte war nicht sogleich zu erlangen, da ihr die finanziellen Mittel dazu mangelten, auch wenn sie außerdem auf andere Schwierigkeiten, z. B. in der nicht gerade nur böswilligen Abneigung der Griechen gegen europäische Taktik, nicht gestoßen wäre. War auch schon in Epidavros von der dort eingesetzten Regierung ein Decret wegen einer Anleihe, unter dem 18. (30.) Januar 1822, erlassen worden, so blieb es doch damals bloß bei der Absicht, auf solchem Wege die nothwendigen Mittel zu erlangen; und auch noch ferner war die Regierung nur auf den guten Willen der Militärchefs, wegen unmittelbarer Kriegführung, wie auf die Gaben einzelner Patrioten, und auf Geldsendungen von Europa her beschränkt. Nicht einmal auf die Kriegsbeute konnte sie mit Sicherheit rechnen, und eben so wenig war, bei dem wechselnden Kriegsglücke, der Ertrag der, von den Osmanen eroberten und zu Nationaleigenthume gemachten, Ländereien in Anschlag zu bringen.

Was unter solchen Umständen nach Außen hin geschah, stellen die Resultate des Kampfes, ebenso im Jahre 1821 als 1822, und eben so zu Wasser als zu Lande, heraus; und diese Resultate müssen, unter jenen Umständen selbst, eben so der Theilnahme der Militärchefs, wenn auch nicht nur und nicht durchgängig ihrem guten Willen, als der Aufopferung des Volkes zugeschrieben werden. Die Regierung konnte nur wenig thun; die Militärchefs hätten ohne ihre Theilnahme die Revolution zum Stillstande und folglich zur Auflösung gebracht; aber nur das Volk, indem es mit Begeisterung handelte und duldete, wo es konnte und mußte, hat die Revolution mit Eifer ergriffen und mit Kraft durchgeführt. Die Militärchefs allein mögen sie gemacht und ihre ersten Erfolge gesichert haben; aber begriffen und durchgeführt haben sie sie allein nicht. —

Auf dem Congresse von Astros war bereits, um neue Mittel zur Fortsetzung des Kampfes zu erlangen, der Verkauf der Nationalgüter, zufolge eines Artikels der Verfassung, vorgeschlagen und von der Militärpartei kräftigst unterstützt worden, da sie die geheime Absicht hegte, die dafür gelößten Gelder an sich zu bringen und dann nach Gutdünken damit zu schalten und zu walten. Allein der gesunde Sinn des Volkes erklärte sich entschieden dagegen und die Regierung glaubte in der Verpachtung eines Theils der Nationalgüter und des darauf gebauten Getreides ein zuträglicheres Mittel als in der Veräußerung gefunden zu haben. Außerdem rechnete sie noch auf die freiwilligen Opfer der Patrioten und auf die reichlichen Spenden der ihrer Sache befreundeten Völker Europas.

Der Operationsplan der Türken, sowohl zur See, als auf dem Festlande, schien mit größerem Nachdrucke als in den früheren Jahren betrieben zu werden. Ihre Flotte bedrohte vom Neuen den Archipelagus, während zu Lande der Seraskier Selim im Osten durch die Thermopylen vorrücken, und im Westen Mustapha, Pascha von Scutari, einen neuen Einfall vorbereiten sollte.

Die Griechen hatten dagegen folgende Anordnungen getroffen: Aus dem aufgelösten Bataillon der Philhellenen war der Kern des ersten Regiments gebildet; die Landmacht befehligte Mavrokordatos, der aber bis jetzt noch keine glänzenden Feldherrntalente bewiesen hatte. Neben ihm stand ziemlich unbeschränkt Kolokotronis. Den Oberbefehl in Westhellas erhielt der treffliche Markos Bozzaris; an der Spitze der Palikaren in Osthellas glänzte wie früher Odysseus. Die feilen Albanesen, die man Anfangs zu gewinnen geglaubt, hatten sich jedoch, durch die lockenderen Anträge des Paschas von Scutari bestimmt, an diesen verkauft und wiesen die Anerbietungen der griechischen Häuptlinge zurück. — Der Hydriote Orlandi leitete als Marineminister die Seemacht. Den Oberbefehl als Admiral der hellenischen Seemacht erhielt Miaulis, während neben ihm als Vice-Admiräle Manuel Tombazis von Hydra, Georgios Demitracci von Spezzia und Nikolaos Apostolos von 'Psara befehligten. Trotz aller Uneinigkeit, die durch Soldrückstände und die Beute von Navplion zwischen der Regierung und den Inselgriechen herbeigeführt worden war, entwickelten die letztern doch, als der neue Kampf begann. einen regen Eifer. Im März 1823 schlug Tombazis die nach Kandia bestimmte ägyptische Flotte und schloß hierauf Kyssamos ein; allein es glückte nicht, die Landung der türkischen Hülfstruppen und die Verproviantirung der Festen Patras, Koron, Modon, Lepanto und des Negroponte zu verhindern. An der Spitze der türkischen Seemacht stand jetzt der greise Khosrew Pascha, der sich trotz seines hohen Alters noch einer kräftigen Gesundheit erfreute. Er war vollkommen überzeugt, daß bei der Unbeholfenheit der türkischen Matrosen die Griechen ohne ägyptischen Beistand nicht leicht besiegt werden konnten.

Der Aufstand der West-Thessalier hatte den Nachfolger des Seraskiers Churschid, Mehmed Pascha, zum Rückzuge aus dem südlichen Thessalien genöthigt, während in seinem Rücken Diamantis stand, der seit dem

23. Februar sich Kassandra's bemächtigt hatte und nun Salonichi und Seres bedrohte. Endlich nach fünfmonatlichen Rüstungen eröffnete der Seriasker mit 25,000 Mann den neuen Feldzug, indem er in zwei Heerabtheilungen von Larissa aufbrach und sich gegen Livadien wendete. Die griechische Hauptmacht hatte sich bei Megara unter Mavrokordatos und Mavromichalis aufgestellt; die Moreoten vereinigten sich in der Ebene von Platäa mit den Rumelioten und warfen sich gegen Ende des Juni dem Feinde entgegen. Schon waren die Türken in vielen kleinen Gefechten, in offenen Treffen und nächtlichen Ueberfällen, geschlagen worden, als endlich Odysseus die eine türkische Heerabtheilung, die Mehmed Pascha persönlich anführte, bei den Pässen der Thermopylen zu einer schmachvollen Flucht zwang, sich hierauf mit Kolokotronis vereinigte und am 7. Juli mit diesem gemeinsam, und unterstützt von Nikitas, das Lager des Mustapha Pascha bei St. Lukas, zwischen Thebä und Livadia, eroberte. Noch einmal traf er auf die Fliehenden in der Ebene von Chäronea, wo sie abermals eine empfindliche Niederlage erlitten. Jetzt nahte aber der Seriasker, der sich mit Jussuf und Omer Vrione, dem Kapudan Pascha und dem Pascha von Scutari vereinigte und alsbald einen Angriff auf Volos im südlichen Thessalien und auf die Halbinsel Trikori beschloß; Omer und Jussuf sollten, unterstützt von der Flotte bei Patras, auf Messalonghi losgehen, Mustapha aber durch Westhellas über Vrachori, Vonizza und Salona in den Peloponnes vordringen. Allein auch dieser Plan scheiterte an der Tapferkeit der Hellenen. Die Angriffe auf Volos und Trikori wurden abgeschlagen; Jussuf hatte zwar zu Prevesa ein Corps von mehr als 6000 Mann, meist Schypetars, zusammengebracht, allein es lief, als es aufbrechen sollte, auseinander, da er ihnen den versprochenen Sold nicht vorauszahlen konnte. Endlich wurde die Vorhut Mustapha's, der mit 20,000 Mann, meist Albanesen, die Höhen Agrapha's besetzt und Aetolien bedroht hatte, im Lager bei Kar-

penissi (Karpanitza) von Markos Bozzaris und seinen tapfern Sulioten überfallen und auseinander gejagt.

Stournaris vermochte mit seiner geringen Macht nicht, der von Dscheladdin Bei befehligten Vorhut Mustapha's die Spitze zu bieten und ließ sie daher ungefährdet bis zu dem im Süden von Agrapha gelegenen Karpenissi vordringen. Aber kaum hatte sie hier ihr Lager aufgeschlagen, als auch schon vom Norden Karaiskakis, vom Süden Markos Bozzaris zur Unterstützung ihrer hartbedrängten Waffenbrüder herbeieilten. Markos Bozzaris überzeugte sich bald, daß er dem Feinde ebenso wenig in offener Schlacht entgegentreten, noch von Messalonghi abhalten könne. Da faßte er aber in seinem Heldenherzen den kühnen Entschluß, durch eine große That die Entscheidung des ganzen Feldzugs herbeizuführen und dem durch innere Parteikämpfe geschwächten Griechenland ein neues Zeichen aufopfernder Vaterlandsliebe zu geben. Nachdem er mit Zongos, Makrys, Stournaris, Hyskos und andern in dieser Gegend befehligenden Häuptlingen Abrede getroffen, sprach er am Eingange des Kallidromos zu seinen Palikaren und stellte ihnen vor, daß es jetzt darauf ankomme, dem gedrückten Vaterlande und den für Griechenlands Sache begeisterten Völkern Europas ein großes Beispiel zu geben als Christen und Krieger; hierauf kündigte er ihnen seinen Entschluß an und fand sie Alle zur Ausführung desselben bereit. Nach altem Brauche nahmen sie vom Leben feierlich Abschied und weihten sich dem Tode für Freiheit und Vaterland.

Umgeben von dem getreuen Häuflein seiner Sulioten — die Geschichte nennt 350, wie auch einst dreihundert Sparter den Leonidas begleiteten — nahte er sich in der Nacht vom 20. auf den 21. August dem Lager der sorglosen und siegessichern Türken. Plötzlich hallt der Kriegsruf im Lager der Vorwache; durch die gleichartige Tracht irregeleitet, halten die guegischen Schypetars die Eingedrungenen für epirotische Arnauten und glauben sich von diesen verrathen. Sofort sendet nun Bozzaris, diesen Irrthum vortheilhaft

benutzend, Befehl zum Angriff an die im Hinterhalt gelegenen Griechen, während er selbst an der Spitze seiner treuen Palikaren nach der andern Seite des Lagers hinstürmt und unter dem Rufe: „Wo sind die Paschas? die Griechen greifen die Wache an!" Verwirrung und Schrecken in die feindlichen Reihen bringt. Nach allen Seiten hin Tod und Verderben sendend, gelangt er bis zum Zelte des Hago Bezzaris, eines Unterfeldherrn Mustapha's, dem er den Dolch in die Brust stößt. So dringt er bis zum Zelte des Dscheladdin Bei, der aber bereits entflohen war. Statt seiner wurden sein Seliktar und sieben der vornehmsten Anführer neben ihm getödtet oder gefangen genommen. Aber auch Markos Bozzaris stand am Ziele seiner Heldenlaufbahn. Von einer afrikanischen Kugel tödtlich verwundet, mußten ihn seine Getreuen in ihr Lager zurücktragen, wo er das siegreiche Schwert seinem Bruder Kostas Bozzaris überreichte und ihn sterbend beschwor, im heiligen Kampfe für Religion und Vaterland auszuharren bis zum Ende. Kostas führte jetzt die über den Tod ihres Führers wuthentbrannten Sulioten in den Kampf zurück, der alsbald mit der gänzlichen Niederlage der Türken endigte. Die Griechen hatten kaum funfzig der Ihrigen verloren, während über achthundert Türken *) das Leichenfeld bedeckten und überdies eine beträchtliche Menge Waffen, Gebäck und Schlachtvieh in die Hände der Sieger fiel. Wie Epaminondas bei Mantinea vernahm Markos, „der Adler von Suli," noch den Sieg der Seinigen. „Konnte ein Suliotenführer eines schönern Todes sterben?" waren seine letzten Worte.

Groß waren die moralischen Folgen dieses glänzenden Sieges; ein allgemeiner Schrecken bemächtigte sich der Türken, die Albanesen liefen in hellen Haufen auseinander und Mustapha sah sich zur schleunigen Rückkehr nach Skutari

*) Pouqueville giebt die Zahl der getödteten Türken auf 1500, Suzzo sogar auf 7000 an; Beide haben übertrieben.

genöthigt, zumal als jetzt auch die Montenegriner einen Aufstand unternahmen. Erst im Anfange des Oktobers, nachdem Omer Vrione sich bei Vrachori aufgestellt hatte, wagte er sich wieder aus den schwierigen Gebirgspässen heraus, in denen er sich unter nutzlosen Kämpfen während des vergangenen Monats herumgetrieben hatte. Er vereinigte sich mit Omer und die Armeen beider zogen hierauf, 15,000 Mann stark, gegen Messalonghi heran. Allein noch wagten sie nicht, das durch Lehmmauern nicht eben allzu fest geschützte Messalonghi anzugreifen, sondern beschlossen, sich lieber gegen Anatoliko, nordwestlich von Messalonghi am Eingange der Lagunen gelegen, zu versuchen. Nur 500 Sulioten vertheidigten mit einigen alten, eisernen Kanonen diesen wichtigen Punkt, auf welchen die Türken vergebens über 2000 Bomben warfen. Inzwischen war der Winter mit Sturm und Regen herangenaht und hatte das türkische Lager unter Wasser gesetzt; ansteckende Krankheiten rissen ein, durch kecke Ausfälle der Besatzung von Messalonghi wurden die Zufuhren abgeschnitten und am 30. November sah sich endlich Mustapha genöthigt, die Belagerung aufzugeben und mit seiner ganzen Armee nach Epirus aufzubrechen. Schon vorher hatte sich das türkische Geschwader auf die Kunde, daß die spezziotische Flotte von Hydra ausgelaufen sei, von der Küste entfernt und Messalonghi unbewacht gelassen. Wirklich lief auch wenige Tage nach Mustapha's Aufbruch die griechische Flotte in den Hafen von Messalonghi ein. Am Bord derselben befand sich als Freiwilliger Mavrokordatos, der sogleich von den Behörden des westlichen Griechenlands an die Spitze ihrer Provinzialregierung gestellt ward.

Nach neunmonatlicher Belagerung ergab sich jetzt auch zum zweiten Male die Citadelle von Korinth, welche von nun an bis zum Ende des Freiheitskampfes in der Gewalt der Griechen blieb. Mit gewissenhafter Treue erfüllte Nikitas alle Punkte der Capitulation.

Also war die Lage der Dinge gegen Ende des Jahres

1824. Der Sultan mußte durchaus verzweifeln, die griechische Revolution unterdrücken zu können, wenn ihm nicht durch die Politik der europäischen Höfe eine kräftigere Unterstützung zu Theil würde. Nirgends erschien diese siegverheißender, als von Seiten des Vicekönigs von Aegypten, Mehmed Ali, eines Mannes, der zwar dem Sultan überaus verhaßt war, dessen Schritte er schon seit Jahren mit gerechtem Argwohne verfolgt, und der überdies trotz des Hasses und der Verachtung, die er gegen die Griechen empfand, es vorgezogen hatte, eine mehr neutrale als aktive Rolle zu spielen, um, nachdem beide Theile sich gegenseitig hinlänglich geschwächt, entweder als Feind oder als Bundesgenosse des Sultans aus der allseitigen Verwirrung den größten Vortheil für sich zu ziehen, der aber jetzt beinahe zum Manne der Nothwendigkeit geworden war; denn wenn auch seine Unterstützung keine günstigen Erfolge für den Sultan herbeiführen würde, so genügte es doch andererseits ihn zu beschäftigen und zu schwächen. Mehrere europäische Cabinette gaben daher dem Sultan den Rath, die Mithülfe Mehmed Ali's zur Unterdrückung der Revolution dringender als je in Anspruch zu nehmen. Nach langen Unterhandlungen kam endlich — noch im Jahre 1824 — ein Vergleich zwischen Beiden zu Stande, nach welchem der Vicekönig das Paschalik von Morea (Peloponnes) übertragen erhielt und sich dagegen verpflichtete, den Großherrn mit seiner ganzen Macht zu unterstützen. An die Spitze der nach dem Peloponnes bestimmten Expedition, deren Rüstung eifrig betrieben und nur durch einen furchtbaren Brand in Cairo, der einen großen Theil der Kriegsvorräthe des Pascha's vernichtete, verzögert ward, stellte er seinen einzigen Sohn Ibrahim, welcher sich jedoch im Jahre 1824 darauf beschränkte, bis nach Kandia vorzurücken und diesen wichtigen Punkt, der nebst Syrien ein Hauptziel Mehmed Ali's war, von den griechischen Insurgenten zu säubern. Nachdem er diesen Zweck erreicht und zweckmäßige Anstalten für die Ueberfahrt nach dem Peloponnese

getroffen hatte, bezog er die Winterquartiere. Zur Ueberfahrt selbst waren ihm besonders östreichische und englische Transportschiffe behülflich, weßhalb auch die griechische Regierung im Gefühle ihres gekränkten Rechts unter dem 27. Mai (8. Juni) 1824 ein Manifest erließ, nach welchem alle europäische Schiffe, die sich von den Osmanen miethen ließen, als feindliche behandelt werden sollten. Mochte man diesen Schritt auch unklug nennen, — völkerrechtswidrig war er nicht, im Gegentheil befand sich Griechenland seit 1821 im steten Kampfe mit der Politik der europäischen Fürsten, die seiner Freiheit den Untergang geschworen und durch einen Beschluß auf dem Congresse zu Verona, der nachmals zu Teschen bestätigt wurde, Griechenland förmlich aus dem Bereich der Nationen ausgeschlossen hatten. — Kind bemerkt sehr wahr: wie sehr ein solch feindliches, wenngleich verstecktes Einschreiten in die Angelegenheiten Griechenlands schon dem Grundsatze entspricht, von welchem die bisherige Politik der europäischen Großmächte die griechische Revolution betrachtet und behandelt hatte; eben so läßt es sich aus den Thatsachen nachweisen, wonach mit dem Jahre 1824 das Wirken einzelner Parteien von Außen in die innern Verhältnisse Griechenlands die Keime der Vernichtung auszuwerfen begann; man wollte, da das nach Unabhängigkeit ringende Griechenland bisher durch die offenen Angriffe von Außen und durch die eigenen Parteikämpfe in seinem Innern nicht hatte vernichtet werden können, nunmehr durch geheime Intriguen nunmehr seines innern Lebens und Strebens sich bemächtigen, um, während erneuerte Angriffe von Außen es erschütterten, das bereits faktisch begründete Gebäude des Nationallebens von Innen zu untergraben.

Inmitten dieser Aufreizungen und Intriguen entwickelte sich aber im Innern des griechischen Staats- und Nationallebens eine seltene Frische und Regsamkeit, die wohl zum Theil von der Sympathie aller aufgeklärten Völker Europas geweckt worden war. Als Repräsentanten dieser Theilnahme, zugleich auch als Protestanten gegen die Politik

der Fürsten, waren zu Ende des Jahres 1823 und im Anfange des Jahres 1824 mehrere ausgezeichnete Philhellenen in Griechenland angekommen, welche außer ihren Reichthümern und ihrer unmittelbaren Unterstützung auch auf die Civilisation vortheilhaft einwirkten und mehr Einheit in das allgemeine Gewirre brachten. Vor Allen muß hier als der Ausgezeichnetste der berühmteste englische Dichter der Neuzeit, Lord Byron, genannt werden, der, durch die Engherzigkeit der englisch-protestantischen Pfaffen und durch die Lieblosigkeit seiner Anverwandten aus seinem Heimathlande vertrieben, schon seit längerer Zeit unter dem italischen Himmel die alte Liebe für das herrliche Land wiederaufglühen fühlte, für das er als Jüngling und Mann in hochpoetischer Begeisterung geschwärmt und gebetet hatte. Und als die Noth des niedergetretenen Heldenvolkes immer größer und größer wurde, und als die Gewaltigen der Erde unter diplomatischem Lächeln ihre Ohren verstopften vor dem Todesschrei der hingemordeten Freiheit, da reifte in seiner Männerseele der Entschluß, der auch sofort zur That wurde, den Unglücklichen Alles zu bringen, was er besaß, seine Schätze, wie seine Talente, seine Begeisterung, wie den Ruhm seines Namens. Er rüstete eine englische Brigg, den „Hercules", ging im Juli von Genua aus unter Segel und warf am 3. August 1823 in dem Haupthafen von Kephalonia Anker. Hier verweilte er mehrere Monate, um sich mit den derzeitigen griechischen Zuständen näher bekannt zu machen; dann reiste er nach Messalonghi ab, indem zunächst Westhellas seine Thätigkeit fesselte. Sein Empfang in Messalonghi, wo er am 5. (17.) Januar 1824 anlangte, war überaus glänzend. Bald hatte er sich mit den ausgezeichnetern Chefs, den Philhellenen und den Philhellenenvereinen in genaue Verbindung gesetzt; sein Hauptstreben ging jedoch dahin, die offenen und geheimen Zwistigkeiten, die der griechischen Sache gleich sehr nach Innen wie nach Außen schadeten, zu schlichten und diejenigen, die sich ihnen hingegeben, über die wahren Interessen des Landes und

Volkes aufzuklären. Der treffliche, um die Civilisation Griechenlands hochverdiente Obrist Lord Leicester Stanhope, Agent des Londoner Griechen-Comite's, stand ihm treuhelfend zur Seite. Auch Mavrokordatos und Negris unterstützten vielfältig seine Plane; der schlaue Odysseus wurde von ihm gewonnen; der freiheitsglühende Abentheurer Trelawney, einer der gewaltigsten Charaktere unsrer Zeit, schloß enges Freundschaftsbündniß mit ihm, ja selbst die Räuberfürsten Kolokotronis, Peruka, Sisinis u. A. suchten seine Vermittlung bei ihren Streitigkeiten mit der Regierung nach. Leider wurde aber seine segensreiche Wirksamkeit vielfach durch Scenen von Zwist, Anarchie und offenen Aufruhr, an welchem selbst die sonst so wackern Sulioten theilnahmen, gestört. Auch war es ihm nur kurze Zeit vergönnt, für die Befreiung seines geliebten Griechenlands zu wirken, denn schon am 9. April (1824) überfiel ihn eine fieberartige Krankheit, auf welche bald sein Tod erfolgte. Am Ostermontag, den 7. (19.) April, Nachmittags um sechs Uhr, endigte unter einem furchtbaren Donnersturme das irdische Dasein eines der edelsten Geister. Am Morgen des 20. verkündigten 37. Kanonenschüsse, die der Zahl seiner Lebensjahre entsprachen, von der Hauptbatterie von Messalonghi dieses verhängnißvolle Ereigniß. Ganz Griechenland hüllte sich in Trauer; aber auch in den übrigen Ländern Europas und über den atlantischen Ocean hinüber wurden die zahlreichen Verehrer des großen Dichters durch diese Schreckenskunde schmerzlich ergriffen. Der Sarg ward mit den höchsten kriegerischen Ehren am 22., neben den Gräbern des Markos Bozzaris, Kyriakulis und General Normann, geschmückt mit einer Lorbeerkrone, seinem Schwerte seinem Helme und seinem Wappenschilde, feierlich beigesetzt. Da er jedoch gewünscht hatte, in der Gruft seiner Väter zu ruhen, so wurde sein Leichnam später nach Zante und von da aus nach England gebracht; sein Herz blieb aber in Messalonghi. Das Andenken des großen Todten suchte noch Griechenland dadurch zu ehren, daß es seine jugend-

lich-schöne Tochter Ada im Namen der griechischen Nation adoptirte. In England aber, das in Byron seinen größten Dichter der Neuzeit verlor, hat der anmaßende Bigottismus der protestantischen Pfaffen bis zu dieser Stunde verhindert, daß die Büste des Hochgefeierten in der Westminsterabtei beigesetzt wurde.

Es ist zu bedauern, — sagt Zinkeisen in dem schon angeführten Werke — daß Byron nicht sechs Monate länger entweder in Italien oder auf Kephalonia blieb, da er gerade zu einer Zeit die Bühne betrat, wo Bürgerkrieg, Mangel und Anarchie herrschte, die Regierungscommission auf dem Schiffe lebte und Niemand seine Plane unterstützen wollte. Wäre sein Kreuzzug bis zum Monat Juni verschoben worden, so würde er eine kräftigere Regierung, mehr Einigkeit unter dem Volke und Gelegenheit zu handeln gefunden haben. Die Bewunderer seines Geistes müssen es bedauern, daß der edle Dichter und Philhellene nicht lieber mit dem Schwerte in der Hand auf dem Schlachtfelde gefallen ist, als daß er auf dem Siechbette unter dem Elende von Messalonghi seinen Geist aufgeben mußte.

Inzwischen war im Peloponnese mitten unter Parteikämpfen Georg Kondouriotis abermals zum Präsidenten des Vollziehungsrathes ernannt worden. Als erster Minister fungirte Mavrokordatos. Sogleich schloß die Regierung in England eine Anleihe von 800,000 Pf. Sterl. ab, wobei jedoch Griechenland auf das Schmachvollste betrogen ward, indem es nach Abzug der Interessen, der Commissionsgebühren, des Tilgungsfonds und anderer Abgaben nur eine Summe von 280,000 Pf. St. erhielt; allein der unter solch harten Bedingungen erlangte Staatscredit gab der Regierung größere Kraft nach Innen und Außen. Vorzüglich war Kondouriotis bemüht, einen gesetzlicheren Zustand im Lande zu begründen, das Militärwesen besser zu organisiren, sich der in türkischer Gewalt noch befindlichen festen Plätze zu versichern und die Militärpartei in Schranken zu halten. Unglücklicherweise war das feste, zur

Hauptstadt von Griechenland erklärte Navplion in der Gewalt von einem Sohne Kolokotronis', Panos, welcher, bevor er es herausgab, von der Regierung förmlich zu Wasser und zu Lande belagert werden mußte. Inzwischen erregten die Primaten und Militärchefs im Innern des Peloponnes einen offenen Bürgerkrieg, der erst am 6. (19.) Juni 1824 mit der Uebergabe von Navplion und der Burg Palamis endigte. Allein bald erhob Kolokotronis vom Neuen die Fahne des Aufruhrs. Durch die Familie Delijanis und durch Theodor Negris verstärkt, steigerte er, zumal nach Byron's Tode, seine ungestümen Forderungen, brachte Zwist in den Verwaltungsrath und bestand darauf, daß die Regierung seine Truppen bezahlen sollte. Zwei Dritttheile dieser Truppen waren jedoch, aus verschiedenen Stammgenossen zusammengesetzt, für die bestehende Ordnung der Dinge und wollten sich nicht zum offenbaren Widerstande gegen die Regierung gebrauchen lassen. Diese letztere, durch Zusendung neuer Summen aus Europa zu einem kräftigeren Auftreten befähigt, wollte jetzt den schon früher durch Lord Byron und Mavrokordatos verabredeten Plan verwirklichen und sich der aufrührerischen Häuptlinge auf radikale Weise entledigen. Sie erklärte daher das Vaterland in Gefahr und rief durch ein Manifest alle rechtlichen Bürger zu ihrem Schutz und Beistand in die Waffen. Jene zwei Dritttheile der Truppen Kolokotronis' verließen hierauf den alten Räuberhauptmann, der jetzt die Rolle eines Reuigen erheuchelte und sich für einige Zeit nach Karitena zurückzog. Allein er harrte nur auf den günstigen Augenblick zur Rache. Gegen Anfang des Winters sammelte er alle seine Anhänger um sich, rückte mit einer zahlreichen Macht in Arkadien ein und belagerte Tripolizza, in welchem die alte Regierung ihren Sitz genommen hatte. Bald stand der ganze Peloponnes, mit Ausnahme der Maina, unter den Waffen; neben Kolokotronis und seinen Söhnen befanden sich unter den Verschworenen Zaimis, Londos, die Familien Notaras und Delijanis,

Sisinis, Kolokotronis' treue ergebene Freundin, die Amazone Bobelina, ja selbst der tapfere Nikitas und Flotillas, Mitglied des neuen Regierungsausschusses. In den von dem alten Kolokotronis und von Anagnosti Delijanis unterzeichneten Proclamationen verkündigten sie den Aufstand in Morea und warfen den Machthabern grobe Ungesetzlichkeiten und Verschleuderung des öffentlichen Schatzes vor, welche letztere Anschuldigung übrigens nicht ungegründet war. Mavrokordatos hatte sich von der Regierung abermals zurückgezogen, die nach den neuen Wahlen aus Kondouriotis, Bottasis, Kolettis, Spigliotakis und den schon genannten Flotillas bestand. Präsident des gesetzgebenden Körpers war Panuzzas Notaras. Als nun Kolokotronis die Fahne des Aufruhrs entrollte, war Kondouriotis zur Herstellung seiner Gesundheit nach Hydra abgereist, Bottasis aber — gleichzeitig mit ihm auch der tüchtige Tombazis und der intriguenreiche Theodor Negris — durch eine pestartige Seuche zu Navplion hingerafft worden, so daß sich nur Kolettis und Spigliotakis an der Spitze der Verwaltung befanden. Allein Kolettis entwickelte jetzt eine große Energie und Thätigkeit; sofort sendete er Makrijannis nach Athen und entbot Gouras zur Vertheidigung des Verwaltungsrathes. Die Rumelioten blieben treu, auch die Sulioten zu Salona und die Olympier auf Skopelos und Skiathos erklärten sich für die Regierung; während Mavrokordatos in Aetolien die gesetzliche Ordnung aufrecht erhielt. Das ganze nördliche Griechenland stand gegen den Peloponnes im Felde. Allein der Bürgerkrieg dauerte nur kurze Zeit. Kolettis, Gouras, Hadschi Christos, Makrijannis, Tzavellas und der Minister des Innern Papa Flessa unterdrückten ihn mit Hülfe der treu ergebenen Truppen in wenigen Wochen und am 11. Januar 1825 erklärte der alte Kolokotronis zu Navplion seine Unterwerfung. Bald folgten die Brüder Delijannis und die übrigen Rebellen seinem Beispiele. Nachdem die meisten derselben sich freiwillig gestellt hatten, ließ sie die Regierung plötzlich am 18. Februar

verhaften und als Staatsgefangene nach Hydra abführen. Auch Mavromichalis galt einige Zeit hindurch für compromittirt, wurde aber nachmals freigesprochen und trat wieder als Vertheidiger der Regierung auf. Die unglücklichen Ereignisse, welche kurz nach dieser Schilderhebung Kolokotronis' Griechenland trafen, bewirkten jedoch die Rettung der Verschworenen, welche bald darauf Gelegenheit fanden, sich fleckenloseren Ruhm und neuen Einfluß auf die Angelegenheiten ihres Vaterlandes zu erkämpfen. Die schnelle Beendigung des Bürgerkriegs hat übrigens Griechenland zunächst dem Talente und der so energischen als klugen Thätigkeit Kolettis' zu verdanken. —

Während aber die Patrioten unausgesetzt bemüht waren, die gesetzliche Ordnung wiederherzustellen, zogen von Konstantinopel und Kandia her immer drohendere Wolken sich gegen Griechenland zusammen. Man rüstete auf das eifrigste in dem Arsenale der türkischen Hauptstadt, und kaum hatten sich der Pascha von Scutari und Omer Vrione einigermaßen wieder von den schweren Niederlagen des vergangenen Jahres erholt, als auch sofort der neue Feldzug mit beträchtlichen Truppenmassen eröffnet wurde. Zwar glückte es den Anstrengungen Gouras', die Osmanen im Osten, in Attika und Phokis, während des Juli zurückzutreiben; dagegen erlitten aber die Griechen zur See zwei bedeutende Unfälle. Hier wurde der Feldzug im Juni von der ägyptischen Flotte mit der Einnahme der in der Nähe von Kandia gelegenen kleinen Insel Kassos eröffnet. Allein bald brach ein noch größeres Unglück über Griechenland herein. Die Insel 'Psara im Archipelagus, die im Verein mit Hydra und Spezzia den türkischen Flotten so oftmals bedeutenden Schaden zugefügt, hatte den Zorn des Großsultans erregt, der daher dem Kapudan Pascha ausdrücklichen Befehl zur Eroberung der Insel übersendete. Von der Natur ziemlich stark befestigt, konnte 'Psara den Angriffen des Kapudan um so eher widerstehen, als es längst von den Planen der Pforte unterrichtet war. Uebrigens war auch das ganze

Eiland mit Redouten und Batterien bedeckt, so daß die 'Psarioten die Ankunft der türkischen Flotte eher mit Ungeduld, als mit Furcht erwarteten. Von den meisten Schiffen hatten sie die Steuerruder abgenommen, um den Gedanken an Flucht zu verbannen. Ueber 5000 streitbare Männer sollten die Insel vertheidigen.

Am 1. Juli verließ der Kapudan Pascha Mitylene, wo er asiatische Truppen an Bord genommen hatte, und schon am Nachmittag des 2. schloß seine ungeheure Flotte das heldenmüthige 'Psara ein. Sie bestand aus einem Linienschiffe von 80 Kanonen, einem Zweidecker, sechs Fregatten, zehn Corvetten, zwanzig Briggs und Schoonern und einer großen Anzahl Kanonen- und Mörser-Boote und Transportschiffe. Im Ganzen zählte sie gegen 200 Segel, während die Landtruppen auf 14,000 Mann, Janitscharen, Arnauten und Freiwillige aus Anatolien, geschätzt wurden. Beim Anblicke dieser furchtbaren Flotte hielten die Primaten von 'Psara noch einmal Kriegsrath; allein Kanaris' Ansicht, den Kampf zur See zu wagen, wo die griechischen Brander den Feind in Schrecken und Flucht jagen würden, drang unglücklicherweise nicht durch. Am frühen Morgen des 3. Juli eröffnete die türkische Flotte eine heftige Kanonade gegen die Stadt und die dem Meere zu gerichteten Batterien. Inzwischen wurden, durch Rauchwolken verdeckt, die Landungstruppen auf flachen Booten in einer kleinen Bucht am nordwestlichen Ende der Insel an's Land gesetzt, welche die Griechen, durch den verstellten Angriff irregeleitet, nur durch eine Redoute mit 3 Kanonen und dreißig Mann vertheidigt hatten. Bald war diese erstürmt und schon um sieben Uhr Morgens wehten die türkischen Standarten auf den die Stadt beherrschenden Höhen. Ein panischer Schrecken, in welchen auch die Tapfersten mit fortgerissen wurden, bemächtigte sich jetzt der 'Psarioten. Alles drängte sich nach dem Strande und warf sich in die Wellen oder in die Boote, die aber großentheils überfüllt versanken, oder von den Türken aufgefangen wurden. Von

beiden Seiten, von der Flotte wie vom Lande aus, drangen jetzt die Türken in die Stadt, in welcher ein furchtbares Gemetzel begann. Ohne Unterschied des Alters und Geschlechts ward Alles, was ihnen in den Weg kam, niedergemacht. Nur neunzehn Briggs, die bei Antipsara vor Anker lagen, retteten sich mit den Primaten und ungefähr 1800 Matrosen. Die Stadt selbst ging, wie Tripolizza und Chios, in Blut und Flammen unter. Aber noch immer wehrten sich 600 Makedonier zwei Tage hindurch hinter den Mauern des befestigten Klosters Hagios Nikolaos, wo sie den wiederholten Stürmen der ganzen türkischen Macht Trotz boten. Als endlich zwei Dritttheile der Tapfern gefallen und die übrigen von Wunden und Anstrengungen erschöpft waren, hörte das Feuer der Belagerten auf und die Türken erstiegen wuthentbrannt und siegestrunken die Mauern des Klosters, in welchem die letzten Makedonier den Rest ihres Pulvers zusammengehäuft hatten, um sich mit den herannahenden Türken in die Luft zu sprengen. In diesem Augenblicke wurde die hellenische Flagge eingezogen und ein weißes Banner mit der Inschrift: „Freiheit oder Tod!" erhob sich statt ihrer in die Lüfte; ein Kanonenschuß gab jetzt das Zeichen zur Todesweihe und Rache, in der nächsten Sekunde erschütterte ein furchtbarer Donner die ganze Insel und weithin das Meer, und unter den Ruinen von Hagios Nikolaos fanden die Besiegten — nur zwei entkamen wie durch ein Wunder — ein würdiges Heldengrab. Der Verlust der Türken beim Sturme und der Explosion betrug gegen 4000 Mann.

Wie groß auch der Schrecken war, den die Kunde von dem Untergange 'Psara's durch ganz Griechenland verbreitete, so vermochte er dennoch nicht den Muth der tapfern Seeleute von Hydra und Spezzia zu brechen. Schon am 7. Juli gingen 33 größere uud kleinere Schiffe, unter Anführung des kühnen Miaulis, von Hydra aus nach 'Psara unter Segel, um den Tod ihrer dort gefallenen Brüder zu rächen. Wenige Tage darauf folgten ihnen die spezziotischen

Geschwader mit den Brandern des den Untergang seiner vaterländischen Insel überlebenden Kanaris. Die noch auf 'Psara befindlichen Türken — ihre Zahl soll gegen 2000 betragen haben — wurden von Miaulis alsbald übermannt und fast sämmtlich erschlagen, ihre zurückgelassenen Schiffe aber im Hafen wie auf der Flucht zerstört. Hierauf wendete sich Miaulis nach der asiatischen Küste und vereinigte sich mit der vom Admiral Sachturis befehligten Flotte, die zur Beobachtung des Kapudan Pascha abgesendet worden war. Letzterer bedrohte das blühende Samos mit einem ähnlichen Schicksale, wie 'Psara. Aber Sachturis bohrte zwei seiner Transportschiffe in den Grund, nahm zwei andere und zwang den Rest, sich an das Gestade zu werfen, als sie eben aus Scala nuova ausgelaufen waren. Bald gelang es auch dem vielgefürchteten Kanaris und zwei andern Branderführern, eine große Fregatte, eine Corvette und eine Brigg auf offenem Meere zu verbrennen, während die übrige türkische Flotte sich mit vollen Segeln in wilder Flucht zerstreute. Endlich, gegen Ende des Augusts, vereinigte sich der Kapudan Pascha an den Küsten Kleinasiens mit dem ägyptischen Geschwader. Aber auch dieses konnte den Muth des kühnen Miaulis nicht beugen. Noch einmal drang er verwegen in die Meerenge zwischen der Insel Kos und dem Festlande, wo er am 10. Sept. von dem doppelt überlegenen Feinde angegriffen wurde. Allein das Glück war dem Muthigen günstig. Er verbrannte dem Feinde abermals eine Fregatte und entfernte sich hierauf, ohne bedeutenden Verlust erlitten zu haben. Bald darauf trennte sich der Kapudan Pascha wieder von Ibrahim und lief endlich, nachdem er im Oktober vor Chios durch griechische Brander abermals mehrere Schiffe verloren, in den Dardanellen ein, ohne 'Psara auf die Dauer in Besitz genommen zu haben. Noch kurze Zeit suchte Ibrahim sich gegen Miaulis auf dem Meere zu behaupten, aber auch er kehrte endlich nach mannichfachem Verluste an Kriegs- und Transportschiffen mit seiner übelzugerichteten Flotte nach

Alexandria zurück. Der größte Ruhm während dieses Feldzugs zur See gebührt Miaulis, Kanaris, Sachturis und der Unerschrockenheit der übrigen Branderführer.

Während dieser Siege war zwar der offene Bürgerkrieg im Peloponnese durch Kondouriotis und Kolettis unterdrückt worden, allein im Innern entwickelte sich abermals ein unglückseliger Streit zwischen Mavrokordatos und Kolettis, die Beide nach dem Besitze der obersten Macht strebten. Die zeither unter ihren Kapitani's bewaffneten moreotischen Banden hatten sich im Febr. 1825, nach der Gefangennahme der Militärchefs, zerstreut und weigerten sich jetzt, an der Vertheidigung des Vaterlandes Theil zu nehmen. Aber auch die rumeliotischen Kapitani's blieben unthätig, weil Kolettis, ihr Haupt, mit Mavrokordatos in bitterer Feindschaft lebte. Unter solchen Verhältnissen vermochte die Regierung weder die Belagerung der noch in türkischer Gewalt befindlichen Festen, wie Patras, Modon und Koron, zu bewirken, noch die von den Griechen besetzten — wie Navarino, in Vertheidigungszustand zu setzen, noch endlich Vorkehrungen gegen die Angriffe der Armada Ibrahim's zu treffen. Der energische Kondouriotis erneuerte zwar (Febr. 1825) die Blokade von Patras, allein in demselben Monate landete bereits Ibrahim an der südwestlichen Spitze der Halbinsel, geschützt von den Kanonen von Modon, und Kondouriotis sah sich hierdurch zum Rückzuge von Patras genöthigt, um Navarino zu Hülfe zu eilen, gegen welches Ibrahim's Angriffe gerichtet waren.

Ganz Griechenland und das philhellenische Europa geriethen bei dieser Nachricht in Schrecken, und allgemein beschuldigte man die rebellische Militärpartei des Peloponneses, im geheimen Einverständniß mit dem Pascha von Aegypten und dessen Sohne zu stehen. Aehnliche Klagen erhob man gegen die Cabinette von Oestreich und Frankreich, deren Diplomatie die Expedition durch Transportschiffe und Offiziere vielfach unterstützt habe. Wirklich befanden sich auch unter dem über 20,000 Mann starken ägyptischen Heere

viele nach europäischer Taktik geübte Soldaten, welche von französischen Offizieren, die Mehmed Ali in Marseille und Toulon angeworben, befehligt wurden. Ebenso muß auch die indirekte Mitwirkung Oestreichs an dem Kriegszuge Ibrahim's zugestanden werden; denn zu den schon früher entwickelten Gründen der Politik, aus welchen Oestreich eine baldige Beendigung des Aufstandes wünschte, kam jetzt noch die vielfache Störung seines levantischen Handels durch Seeräubereien, Visitationen und andere Fatalitäten des Krieges. Fast schien es, als ob die griechische Revolution mit einem Schlage unterdrückt werden könne, denn allerwärts fehlte es an Streitern, die man den wohlgerüsteten und zahlreichen Feinden entgegenstellen konnte. Kondouriotis erkannte dies wohl; aber er war bei dem redlichsten Willen und aller Kraft des Geistes doch nicht der Mann, der unter solch schwierigen Verhältnissen das Schicksal eines Staates zu bestimmen vermocht hätte. Seine Kenntnisse waren stärker im Administrativ- als im Militärfache; überdieß trug seine Vorliebe für die Inselgriechen — er selbst war Hydriot — zur Entzweiung mit den Militärchefs und den Rumelioten nicht wenig bei. Es galt jedoch einen letzten Kampf, einen Kampf auf Leben und Tod.

Inzwischen suchte man Navarin so gut als möglich zu befestigen. Sein Schicksal hing zunächst von dem vornehmsten Bollwerk der Festung, der dicht vor Navarino gelegenen Insel Sphagiá (dem alten Sphakteria) ab, das den Eingang in den Hafen verschloß und deßhalb durch Mavrokordatos mit einigen noch nicht vollendeten Batterien versehen worden war. Endlich gelang es doch der Regierung, eine Besatzung von 1500 Mann, Mainoten, Rumelioten, Kranidioten nebst zwei Compagnien Artillerie, nach Navarino zu werfen; die Infanterie stand unter dem Befehle ihrer eigenen Kapitani's, von denen Mavromichalis, Yatrako und Makrijannis die ausgezeichnetsten waren. Ein piemontesischer Ingenieuroffizier, Major Collegno, leitete die Vertheidigungsanstalten; in der Festung commandirte Demetrios

Sachturis, ein Bruder des Viceadmirals. Auch die Blüthe der griechischen Palikaren nahte, angeführt von sechzehn der tapfersten Rumelioten-Kapitani's, darunter Bozzaris, Tzavellas, Karaiskakis, Karadassos u. A. m., um an der bevorstehenden Entscheidung über Griechenlands Schicksal thätigen Antheil zu nehmen, während die Reste der Philhellenen sich ebenfalls zum Kampfe nach Navarino begaben. Bald traf auch der tapfere Capitän Tsamados, Miaulis' Freund, mit acht Briggs in den Hafen von Navarino ein, um die Blokade desselben von der Seeseite zu verhindern. Wirklich wurden auch die ersten Angriffe Ibrahim's theils glücklich zurückgeschlagen, theils hatten sie für die Aegypter keinen weitern Erfolg, wie der blutige Kampf am 7. (19.) April, in welchem jedoch die Griechen einen nicht unbedeutenden Verlust erlitten. Ibrahim erkannte nun wohl, daß Sphagiá der Schlüssel zu Navarino sei und richtete daher alle seine Kräfte auf Einnahme dieses wichtigen Punktes. Aber auch die Griechen vertheidigten ihn mit heldenmüthiger Tapferkeit. Endlich am 8. Mai, nachdem sie sich auf's Aeußerste gewehrt, nachdem an der Spitze mehrerer Hunderte Tsamados, Sainis und der ehemalige piemontesische Kriegsminister, der Philhellene Santa Rosa, den Tod gefunden, sahen sie sich genöthigt, der Uebermacht zu weichen. Jetzt konnte auch Navarino, das ohnehin von Lebensmitteln, Wasser und Munition gänzlich entblößt war, sich nicht länger halten. Am 10. Mai mußte die halbverfallene Burg Altnavarin, am 18. die Hauptfestung Neu-Navarino oder Neokastron capituliren. Ibrahim, der die Griechen zu gewinnen hoffte, war großmüthig genug, der Besatzung beider Plätze freien Abzug, jedoch ohne Waffen, zu bewilligen. Wenige Tage vorher hatte der heldenmüthige Miaulis mehrere türkische Kriegsschiffe im Hafen von Modon verbrannt und so den Tod seines treuen Kampfgenossen Tsamados gerächt. Durch den Fall von Navarin wurde den Aegyptern die ganze peloponnesische Halbinsel geöffnet, zumal als nun auch die Rumelioten auf die Kunde, daß

osmanische Heerschaaren in Ost- und Westgriechenland eindrängen und Messalonghi bedrohten, die Halbinsel ihrem Schicksale überließen, um ihre näher liegende Heimath zu schirmen.

In ihrer höchsten Noth wendete sich jetzt die Regierung um Beistand an die moreotischen Kriegsbanden, die jedoch als erste Bedingung der Theilnahme die Freilassung Kolokotronis' und seiner Genossen verlangten. Kondouriotis, vor wenigen Wochen zum Dictator und Oberbefehlshaber mit unumschränkter Vollmacht ernannt, wußte jetzt auch kein anderes Mittel der Rettung, als die Freilassung des alten Bandenführers, die er daher der Regierung, wie dem Senate dringend anrieth. So wurde denn Kolokotronis aus dem alten Kloster auf Hydra herabgeholt und am 30. Mai bei einem feierlichen Hochamte im Dome zu Navplion durch einen fürchterlichen Eid auf das Evangelium verpflichtet: unterwürfig den Gesetzen und treu der Regierung Alles aufzubieten für die Unabhängigkeit Griechenlands oder frei mit den Waffen in der Hand zu sterben. Hierauf wurde er zum Oberfeldherrn in Morea ernannt. Obwohl jedoch seine treuen Moreoten sich wieder um den bewährten Führer sammelten, so vermochte er doch nicht, Griechenland gegen die Kriegskunst, die Wildheit und Uebersahl der in den Peloponnes eingedrungenen Aegypter zu schirmen. Zwar fochten die griechischen Truppen auf mehreren Punkten in Arkadien und Messenien mit gewohnter Tapferkeit, aber dennoch konnten sie das Vordringen des Feindes nicht hindern, der ihnen sogar, am 22. Juni, das wichtige Tripolizza nahm. Jetzt stand das ganze Land den wilden Schaaren Ibrahim's offen, die es nun auch in allen Richtungen durchzogen und Mord und Brand hinter sich zurückließen. Ibrahim selbst wendete alle Mittel an, Gewalt und Grausamkeit, Geld und List, um das unglückliche, verrathene und verlassene Volk zur Unterwürfigkeit zu bringen. Allein es gelang ihm nicht, wenn man auch allgemein glaubte,

daß nunmehr das Schicksal der griechischen Revolution erfüllt und das Ende derselben gekommen sei.

Die Unerschrockenheit und Thatkraft eines einzigen Mannes, der fast zwei Jahre lang von öffentlichen Geschäften entfernt oder durch den Kampf der Parteien zurückgedrängt worden war, rettete abermals das am Rande des Abgrunds schwebende Vaterland. Es war dies Demetrios Ypsilantis, derselbe Mann, den man früher so oft der Weichlichkeit und Schlaffheit beschuldigt und der jetzt in den gefahrvollsten Tagen wieder auf dem Schauplatz erschien und so viel Energie, Besonnenheit und Umsicht entwickelte, daß Griechenland gerettet wurde. Mit einer Handvoll entschlossener Streiter, unterstützt von einigen Schiffen an der nahen Küste, nahm er in den letzten Tagen des Juni eine so vortheilhafte Stellung in den günstigen Sümpfen des alten Lerna, daß Ibrahim, in seinem Siegeslaufe zurückgehalten, sich endlich zum Rückzuge nach Tripolizza bequemen mußte, in welcher Stadt ihn jedoch Demetrios längere Zeit blokirt hielt. Jetzt erwachte in den Hellenen vom Neuen Hoffnung und Muth; sie sahen, daß Ibrahim nicht unüberwindlich sei, und nun beschränkten sie sich nicht mehr auf die Vertheidigung der bedrohten Halbinsel, sondern sie richteten sogar im August ihre Züge auswärts, nach der Insel Kandia, wo bald nach Ibrahim's Entfernung die Fahne des Aufruhrs vom Neuen entrollt worden war. Auch auf dem Meere waren die griechischen Waffen während der Sommermonate siegreich gegen Osmanen und Aegypter. Vor Allem erklangen wieder gefeiert von Mund zu Munde die Namen Sachturis und Miaulis. Schon war 'Psara wieder in griechischer Gewalt, Samos gerettet, in kleinen Gefechten siegreich bei Kos und Chios gefochten worden, da entschloß sich der kühne Miaulis zu dem verwegenen Plane, die ägyptische Flotte im Hafen von Alexandrien zu verbrennen. Nur ungünstiger Wind verhinderte die Ausführung, nachdem er schon bis in den Hafen vorgedrungen war. Und noch einmal, im Hafen von Canea, hatte er

das Schicksal des Vaterlandes in seiner Hand und konnte mit einem Schlage die ganze türkische und ägyptische Flotte vernichten; allein es war weder Säumniß, noch Muthlosigkeit, sondern die eigenthümliche Zusammensetzung seiner Marine, die ihn von der Ausführung dieser großen That abhielt. Seinen bis zur Tollkühnheit verwegenen Muth hat er ja immer bewährt.

Kaum war aber die dringendste Gefahr glücklich überstanden, als die alten Parteiungen und Zwistigkeiten auch wieder offener hervortraten. Die fremden Mächte schürten eifrig, um das Feuer der Zerstörung, das schon seit Beginn der Revolution geglimmt hatte, zur lichten Flamme anzufachen; immer verderblicher machte der fremde Einfluß auf die Angelegenheiten Griechenlands sich geltend und neben ihm stritten der propagandistische Liberalismus, die Nationaleitelkeit und der merkantilische Egoismus im eigenen Interesse um die Früchte des Kampfes. Mit der steigenden Gefahr im Jahre 1824 entwickelten die Agenten der Fremdmächte auch eine gesteigerte Thätigkeit. Das griechische Volk hielt sich zwar von Umtrieben fern und parteilos; allein die Häuptlinge, von Außen vielfach bearbeitet, gaben sich ihnen hin, sei es nun aus feilen Gründen, oder weil sie an der Rettung ihres Vaterlandes durch eigene Kraft verzweifelten und deßhalb den Schutz und Beistand einer andern christlichen Großmacht nachsuchten. Uebrigens fällt die traurige Geschichte dieser Parteiungen nicht erst in das Jahr 1825, sondern läßt sich schon in der früheren Opposition der Inselgriechen und denen des Festlandes nachweisen. England und Frankreich hatten zunächst die Hand im Spiele: an der Spitze der englischen Partei stand Mavrokordatos, während Kolettis die französische vertrat. Letztere unterhielt mit dem pariser Griechenverein, einer Abtheilung des großen Comité philanthropique, in welchem sich namentlich die Herzöge von Orleans und von Broglie hervorthaten, genaue Verbindung und hatte in dem von dem genannten Vereine nach Griechenland entsendeten, prah-

lerischen und ränkevollen General Roche ein überaus thätiges Organ. Ihre Absicht ging zunächst dahin, den Sohn des den Liberalen spielenden Herzogs von Orleans, den Herzog von Chartres, zur griechischen Krone zu verhelfen, weßhalb sie auch in mehrern Städten die in Paris gefertigten Büsten dieses jungen Herzogs verbreiten ließ. Mehrere griechische Häuptlinge, zumal Gouras, waren jedoch der Meinung, daß die französische Nation zur Zeit noch zu wenig für die Befreiung Griechenlands gethan habe, um Ansprüche auf solche Ehre erheben zu können. Das englische Cabinet, eifersüchtig auf den Einfluß, den Frankreich im Falle des Gelingens auf Griechenland und den Orient gewinnen würde, suchte durch den Commodore Hamilton der französischen Partei mit allen Kräften entgegen zu arbeiten und bewirkte im Juli 1825 ein Manifest, worin Griechenland den Schutz Großbritanniens anflehte. Hierdurch wurde vom Neuen die Fackel der Zwietracht unter die Griechen geschleudert, was um so gefährlicher war, als gerade jetzt die Uebermacht Mehmed Ali's und seines Sohnes die griechische Revolution gänzlich zu unterdrücken drohte. Die englische, sehr bemittelte Partei errang das Uebergewicht über die französische, die unter dem 28. Juli eine Protestation gegen jenes Manifest erließ und dadurch Großbritannien zu einer Neutralitätserklärung zwang. Durch diese Zwistigkeiten wurde aber die Thätigkeit der Griechen nach Außen vielfach gehemmt, wie denn auch die großen Summen der englischen Anleihegelder vom Jahre 1825, so wenig deren auch nach Griechenland gelangten, nur spärlich im Interesse des Landes, für das sie bestimmt waren, verwendet wurden. Sie scheinen nur dem britischen Krämergeiste gedient zu haben.

Noch war es den Anstrengungen Ibrahim's nicht gelungen, die Revolution in der Halbinsel zu unterdrücken; jetzt sollte aber die vereinigte Kriegsmacht des Sultans und des Vicekönigs von Aegypten dieses Ziel erreichen und namentlich war es auf die Einnahme von Messalonghi ab-

gesehen, das, schon mehrmals bedrängt und immer wieder befreit, als das wichtigste Bollwerk der griechischen Revolution betrachtet wurde. Hier war auch die moralische wie militärische Hauptkraft Griechenlands vereinigt und namentlich verdankte es den Bemühungen Stanhope's mehrere erfreuliche Fortschritte in Gesetzgebung und Schulwesen; hier erschienen die beiden ersten griechischen Zeitungen und erst später folgten Hydra und Athen dem Beispiele Messalonghi's. Schon im September hatte Ibrahim von Tripolizza aus über Patras nach dem westlichen Griechenland aufzubrechen beschlossen; allein Kolokotronis hatte ihn an der Spitze seiner Klephten bei Trikorpha, in der Nähe von Tripolizza, tapfer zurückgeworfen, so daß er erst im November, nachdem er Navarin, Koron, Modon, Patras und Tripolizza mit hinlänglichen Besatzungen versehen, an der Spitze von 18,000 Mann, von denen mehr als die Hälfte reguläre Truppen waren, den beabsichtigten Zug antreten und sich mit Redschid Pascha vereinigen konnte, welcher bereits seit dem April Messalonghi mit mehr als 25,000 Mann belagert hielt. Die Griechen glaubten nicht mehr an die nähere Freundschaft zwischen beiden Feldherrn des Sultans und hofften, wie sehr sie auch im Allgemeinen Ibrahim fürchteten, auf eine Schwächung der feindlichen Heere durch Einzelgefechte, Hunger und Seuchen.

Seit der Rückkehr der Rumelioten nach dem östlichen Griechenland hatten sich die Angelegenheiten daselbst günstiger gestaltet. Der einst so kühne als patriotische Odysseus, trotz seiner vielen Siege, mit oder ohne Schuld, seiner früheren Macht beraubt, hatte sich, mit seiner ganzen Stellung unzufrieden, in ein Netz von Intriguen verwickelt und den Plan gefaßt, von der Sache seines Vaterlandes abzufallen und zum Feinde überzugehen. Stolz, Rachsucht und Erbitterung über vereitelte Hoffnungen mochten ihn zu dieser verzweifelten Maßregel hintreiben, vielleicht wurde er auch planmäßig verführt und ging in die ihm gelegte Falle. Aber kaum war er zur Ausführung seines Planes geschrit-

ten, als er auch schon Reue darüber empfand und die Verrätherei der Türken, die er so oftmals hintergangen, zu fürchten begann. Er verließ daher im Geheimen das türkische Lager und begab sich zu seinem alten Freund und Waffengenossen Gouras, auf welchem damals die ganze Hoffnung von Osthellas beruhte. Dieser sandte ihn jedoch, mit Ketten belastet, nach Athen, wo er in der Akropolis in einem festen Thurme verwahrt wurde. Bevor aber noch sein Urtheil gesprochen worden war, fand man seinen entseelten Körper am Fuße des Thurmes. Nach der Sage des Gerichts sollte das Seil gerissen sein, an dem er sich habe herablassen wollen; allgemein glaubte man aber, daß er erdrosselt und dann herabgestürzt worden sei. Gouras selbst bereuete nachmals oft, nicht kräftiger gegen den Tod seines alten Freundes und Lehrers gesprochen zu haben*).

Ausschließlich beschäftigte sich jetzt Gouras mit der Vertheidigung von Osthellas, wo er schon früher Lorbeeren geärntet, aber mit Odysseus getheilt hatte. Er war der Held und Liebling der Regierung und es ist nicht zu läugnen, daß sein Einfluß im Allgemeinen äußerst wohlthätig auf das Volk gewirkt hat; ihm zur Seite stand seine liebenswürdige, männlich gesinnte und charakterfeste Gemahlin. Allerwärts waren seine Waffen siegreich, und bald hatte es den Anschein, als ob die Entscheidung über Griechenlands Freiheit und Zukunft abermals von dem Kampfe vor Messalonghi abhängen würde.

Reschid Pascha, der geschickteste General der Pforte seit den Tagen des Kiuprili, bereits im Jahre 1824 zum Oberbefehlshaber aller osmanischen Truppen wider die Em-

---

*) Der veröffentlichte Bericht des Dr. Vitali, eines sicilischen Arztes, der von den Behörden mit Untersuchung von Odysseus Leiche beauftragt worden war, kann nicht — wie Münch will — in Betracht kommen, da er nur das Dasein von Brüchen an den Schädelbeinen, Schultern, Rippen und Schenkeln darthut, welche natürliche Folgen eines Falles oder eines Sturzes aus einer Höhe von 180 Fuß sind.

pörer ernannt, hatte von seinem Oberherrn den gemessensten Befehl erhalten, Messalonghi um jeden Preis zu nehmen. Seit dem April 1825 lag er vor dieser hartbedrängten Stadt, der er, mit allen Kriegsvorräthen reichlich versehen, von der Landseite vielfachen Schaden zufügte, während er sie alsbald auch von der Seeseite bedrohte. Die Besatzung des Platzes, ungefähr 5000 Mann stark, bestand größtentheils aus Sulioten und Rumelioten, und zählte die edelsten Männer Griechenlands zu ihren Führern; unter diesen befanden sich Hyskos, Makrys, Stournaris, Kontojannis, Tzavellas, Kizzos, der alte Nothi Bozzaris und Nikitas, der jedoch im August (1826) nach Morea zurückberufen wurde. Der ehemalige Primat von Patras, Papadiamandopulos, stand an der Spitze der Civilverwaltung. Uebrigens war der Geist der Besatzung vortrefflich, denn allgemein erkannte man, daß es sich jetzt um Sieg oder Tod handele; noch einmal sollte die Welt mit staunender Bewunderung die griechische Kraft in allem Glanze des Ruhmes erscheinen sehen. Daher wiesen die tapfern Belagerten auch die Vermittelung der Agenten europäischer Mächte, die sich ziemlich zahlreich als thätige Gehülfen im osmanischen Lager befanden und die Bedrängten vor dem drohenden Unglücke warnen wollten, ebenso stolz und entschieden, als die Vorschläge der Parlementäre Redschid's zurück. Gleich vergeblich waren aber auch die Angriffe des Pascha's auf die schwachen und durch das monatlange Bombardement immer geschwächteren Wälle und Werke der Stadt, die übrigens nicht nach europäischen Begriffen gedacht werden dürfen. Die ganzen Befestigungen bestanden nur aus doppelten Gräben und einem mit Steinen bekleideten Erdwall, der, gegen 1200 Klaftern lang, zwar einige Seiten und Winkel darbot, aber weder einen bedeckten Weg, noch Außenwerke hatte. Das Geschütz zählte 48 schlechte eiserne Kanonen zu jedem Kaliber (von 4 bis 48 Pfund), zwei eherne Mörser, eine Haubitze und eine Gebirgshaubitze.

Schon wüthete der Hunger mit großer Heftigkeit unter

den Belagerten, da gelang es den unermüdlichen Admirälen Miaulis und Sachturis, Messalonghi vom Neuen mit Lebensmitteln zu versehen. Auch von Außen erfochten griechische Militärchefs einzelne Vortheile über die Belagerer, und bereits waren sieben Monate verflossen, ohne daß es den Türken gelungen war, den Muth der Belagerten zu brechen. Aber von Tag zu Tag mehrte sich die Noth und erbleichte der Hoffnungsstern. Und voll Zittern und Bangen blickte das theilnehmende Europa auf die heldenmüthigen Kämpfer, die, begeistert von der Heiligkeit ihrer Sache, unter tausend Todesschrecken felsenfesten Muth und unbeugsame Seelengröße bewahrten. Vergebens erhob sich allerwärts die Stimme der Völker und beschwor die Gewaltigen der Erde um Hülfe und Rettung, aber die Herzen der Diplomaten blieben kalt und gleichgültig und schienen nur auf den verhängnißvollen Augenblick des Untergangs zu warten oder ihn herbeiführen zu wollen. In und vor Messalonghi — bemerkt Kind — sollte es sich entscheiden, ob die Idee, für welche die Griechen seit fast fünf Jahren im Kampfe oder in edler Hingebung gelitten und geduldet hatten, eine heilige Idee gewesen, oder ob ihre Gegner Recht gehabt, sie theils als nichtig zu verachten, theils giftig zu beschmutzen und als unheilig zu verdammen und zu bekämpfen. Messalonghi selbst konnte rettungslos fallen, aber jene Idee konnte gerettet werden, und die fühlende Menschheit konnte sie, anerkennend und pflegend, in ihre Brust aufnehmen, um sie vielleicht später auch von der Politik dennoch anerkannt und gepflegt zu sehen.

Gegen Ende des Jahres 1825 war Ibrahim Pascha zu dem Seriasker gestoßen und beide Feldherrn beschlossen jetzt, nach einem gemeinsamen Angriffsplan die blutige Entscheidung herbeizuführen. Aber noch hatten sie sich nicht ganz verständigt, als Miaulis abermals vor Messalonghi erschien und neue, für zwei Monate ausreichende Lebensmittel in die Stadt zu bringen wußte. Dieser Vorfall überzeugte die beiden feindlichen Heerführer von der Nothwen-

digkeit, Messalonghi von der Seeseite anzugreifen; sie entwarfen daher den Plan, die drei zunächst nach dem Meere zu gelegenen wichtigen Punkte in den Lagunen der Stadt, welche die Zugänge zu derselben beherrschten und die Verbindung mit der griechischen Marine seither gesichert hatten, Vassiladi, Anatolikon und Klissowa, zu nehmen und dann die Besatzung von Messalonghi auszuhungern oder zur Uebergabe zu zwingen. Kleine, zu diesem Zweck eigends erbaute Fahrzeuge drangen daher (im März 1826) in den Lagunen ein, und bald waren alle drei Punkte, obschon nach der tapfersten Gegenwehr von Seiten der Griechen, in der Gewalt der Turko-Aegypter. Die Belagerten, in immer engere Grenzen zurückgedrängt, sahen jetzt unter sich selbst den furchtbarsten Feind, den Hunger, immer furchtbarere Fortschritte machen. Vergebens erschien der heldenkühne Miaulis im April mit einem kleinen Theile der griechischen Flotte noch einmal vor Messalonghi; die Türken hatten alle Zugänge besetzt und machten ihm die wiederholte Verproviantirung der Stadt unmöglich. Noch einmal schrieb er nach Navplion, um mehr kleine Schiffe zu erhalten, mit denen er Vassiladi zu nehmen gedachte; allein es war zu spät. Bald sollte sich das Schicksal von Messalonghi erfüllen; nach dreitägigen Gefechten kehrte er, schweren Herzens, nach Hydra zurück.

Mit bewunderungswürdigem Muthe hatten die seit fast einem Jahre fortwährend zu Lande und zu Wasser Eingeschlossenen alle Schrecken der Belagerung ertragen. Jetzt aber, verlassen von ihrer eigenen Regierung, verlassen von der erbetenen Hülfe Europas und auf eine immer kleinere Schaar der Vertheidiger beschränkt, jetzt schwand die letzte Hoffnung auf Rettung und der letzte Akt des ruhmvollen und grausenhaften Trauerspiels nahte heran. Schon seit dem ersten April waren keine Rationen mehr unter die Besatzung vertheilt worden; das unausgesetzte Feuer hatte alle Fische aus den Gewässern in der Umgegend vertrieben und die Bevölkerung lebte nur spärlich von Katzen, Ratten, ro-

hen Häuten und Seegras; die Erde um Messalonghi war bedeckt mit Kranken, Verwundeten und den Hungertod Sterbenden. An eine fortgesetzte Vertheidigung war unter solchen Verhältnissen nicht mehr zu denken, denn binnen drei Tagen wäre die ganze Bevölkerung durch Hunger aufgerieben worden. Aber auch in dieser furchtbaren Bedrängniß kam kein Gedanke an Uebergabe in die Herzen der Helden. Die Heerführer beschlossen, sich mit dem Schwerte einen Weg durch die feindlichen Reihen zu bahnen und zu ihren Waffenfreunden nach Osthellas durchzuschlagen. Die Nacht des 10. (22.) Aprils war zum Ausfall festgesetzt und Karaiskakis, der im Rücken der Belagerer stand, eingeladen worden, durch gleichzeitigen Angriff auf das feindliche Lager von Außen diesen Ausfall zu unterstützen; hierauf theilten sie den Bürgern von Messalonghi ihren Plan mit und trafen die nöthigen Vorbereitungen. An dem bestimmten Tage zogen auf ein gegebenes Zeichen nach Sonnenuntergang gegen dreitausend Bewaffnete, — ungefähr sechstausend Frauen, Kinder, Greise und theure Reliquien in ihre Mitte nehmend — aus den Thoren der Stadt. Getrosten Muthes hofften sie auf einen glücklichen Ausgang ihres kühnen Unternehmens; allein wenige Augenblicke vor Ausführung desselben hatte ein elender Bulgare den ganzen Plan an Ibrahim verrathen, welcher letztere nunmehr alle möglichen Vorsichtsmaßregeln traf. Alsbald eröffnete er ein ununterbrochenes Kartätschen- und Musketenfeuer gegen die Ostseite des Walles, aus welchem die Hellenen hervordrangen. Aber mit dem einstimmigen Rufe: „Tod den Barbaren!“ stürzte sich der Vortrab auf die feindlichen Reihen; seinem furchtbaren Angriff konnte Nichts widerstehen und in wenigen Minuten waren die aufgeworfenen Schanzen genommen, die Kanoniere neben ihren Stücken niedergehauen und die feindlichen Linien durchbrochen. Allein die Masse der Bürger von Messalonghi war dem Vortrab nicht nachgefolgt und diese Zögerung vollendete ihr Unglück. Das wilde Geschrei: „zurück zu den Bat-

terien!" hatte Vielen als Befehl zum Rückzug gegolten, sie stürzten daher in die Stadt zurück, in welche aber gleichzeitig mit ihnen auch die Türken und Araber eindrangen. Der Vortrab erreichte unter blutigen Gefechten das Gebirg; die Zurückgeworfenen aber — unter ihnen der größte Theil der Wehrlosen — war rettungslos dem Schwerte der grausamen Feinde preisgegeben. Es war eine Nacht, deren entsetzliche Gräuelscenen ohne Seitenstück in der Geschichte des ganzen Kampfes geblieben sind. Bald hatten sich die Straßen mit Trümmern und Leichen gefüllt. Von einem donnerähnlichen Knall begleitet, flog ein großes Pulvermagazin, in welches sich mehrere Hunderte Frauen, Kinder und Greise geflüchtet hatten, in die Luft und begrub unter seinen Trümmern eine große Anzahl der Feinde. Jetzt fielen mit wahrhaft thierischer Wuth, die durch den langen Widerstand gleich sehr wie durch die erlittenen Verluste gesteigert ward, Türken und Araber über die Ueberwältigten her, an denen alle nur ersinnliche Gräuel geübt wurden. Glücklicher als die Ueberlebenden waren die, welche im Kampfe rühmlichen Tod gefunden hatten oder unter den flammenden Trümmern begraben worden waren. Nach glaubwürdigen Zeugnissen befanden sich am 22. April 9000 Menschen zu Messalonghi; von diesen verloren 500 beim Ausfalle das Leben, 600 starben später durch Hunger und nur 1800 — darunter gegen 200 Frauen — entkamen. Ibrahim selbst rühmte sich, 3000 Köpfe erobert und 3 bis 4000 Frauen und Kinder als Sklaven abgeführt zu haben. Nur wenig einzelne Gebäude standen noch — mehr oder minder beschädigt — unter den Ruinen und der ganze Ort war zu einem großen Trümmerhaufen umgewandelt. So sank Messalonghi; aber vom Neuen hatte sich, zur Mahnung an die europäische Politik, der Heldenmuth seiner Vertheidiger glänzend bewährt und die unsterblichen Lorbeeren von Messalonghi können — wie Zinkeisen urtheilt — mit vollem Rechte mit denen

von Numantia und Sagunt zu einem Kranze geflochten werden! *)

Die Trauerkunde vom Falle Messalonghi's erschütterte weithin die Gemüther der Menschen, und die öffentliche Meinung der Völker klagte in starker Sprache voll Zorn und Ingrimm die Unthätigkeit der Diplomaten an, über welche das vergossene Heldenblut komme. Jetzt, nach diesen Beweisen einer so glänzenden als ausdauernden Tapferkeit, konnten die Großen der Erde die moralische Kraft der Hellenen und deren Anspruch auf ein politisches Dasein nicht länger in Zweifel ziehen; sie verstummten vor dem allerwärts sich kundgebenden Mitgefühle für die hellenische Sache; ja ein Purpurgeborner, König Ludwig von Baiern, ergriff offen, trotz aller Legitimität, die Partei der Bedrängten und unterstützte sie auf vielfache Weise; noch entschiedener nahm sich ihrer Eynard, Chef eines Genfer Banquierhauses, an. Das Grab von Messalonghi wurde die Wiege der hellenischen Freiheit.

Kaum war der Nationalschmerz über die thränenwerthen Opfer von Messalonghi gestillt und die erste Theilnahme für die wunderbar Geretteten verraucht, als auch schon wieder im Schooße von Griechenland die alten Parteien sich anfeindeten. Den meisten Einfluß übte noch immer die englische, welche die sogenannte Regierung aus-

---

*) In dem an die Regierung gerichteten Schreiben der glücklich entkommenen Heerführer — an ihrer Spitze hatte sich der siebzigjährige Nothi Bozzaris unterzeichnet — heißt es unter Anderem: „Der Hunger hat uns verrathen! Doch fürchtet nichts; denn die Mehrzahl derer, die Messalonghi vertheidigten, ist mit dem Schwerte in der Hand entkommen. Daher bitten wir auch um die nöthigen Verhaltungsbefehle und um Mundvorrath; mit Brod und Schießpulver können wir noch ein zweites Messalonghi finden!" —

schließlich beherrschte. Obrist Fabvier, ein tüchtiger Militärtheoretiker und eben so praktischer Kriegsmann, der im Jahre 1825 aus Frankreich nach Griechenland gekommen war, suchte vergebens eine regelmäßige Militärorganisation einzuführen und wurde kalt, von einigen Seiten sogar unfreundlich behandelt. Die Nachtheile der unregelmäßigen Kriegsführung der Griechen, im Gegensatz zu den Vortheilen der Aegypter aus der europäischen Schule, die Verschmähung der uneigennützigen, zweckmäßigen und nur von der Begeisterung für die hellenische Freiheit eingegebenen Rathschläge Fabvier's hatten sich schon mehr als einmal, und namentlich beim Kampfe vor Messalonghi herausgestellt; ja man hatte nicht einmal für gut befunden, Fabvier mit zur Rettung der hartbedrängten Feste zu verwenden, sondern ihn (im Februar 1826) zu einer zwecklosen und von keinen größern Resultaten begleiteten Expedition nach dem Negroponte veranlaßt. Auch in der Halbinsel selbst geschah so viel wie Nichts gegen die Fortschritte der Aegypter, welche die meisten festen Plätze besetzt hielten und das platte Land ziemlich unbeschränkt beherrschten. Alles schien darauf hinzudeuten, daß man die Rettung Griechenlands nur von dem diplomatischen Beistande des englischen Cabinets erwarte. Letztres aber sah die hülflose Lage Griechenlands um so lieber, als sie ihm bei einer spätern Gestaltung dieses Landes eine um so herrischere Sprache gestattete. Anstatt daß der Heldenkampf in Messalonghi alle Griechen zur muthvollen Fortsetzung des Krieges hätte begeistern sollen, um wenigstens ruhmvoll zu fallen, wenn es ihnen auch nicht gelingen sollte, die nationale Selbstständigkeit sich zu erringen, so verwickelte sich die englische Partei wieder in ein Netz von Intriguen und that durchaus nichts für die Befreiung Griechenlands, welche man anscheinend nur dem Auslande verdanken wollte. Nach ihrem Plane wollte man den neuen Staat in Gestalt eines Hospodarates, der Morea und einige Inseln in sich begriff, constituiren, ohne zu berücksichtigen, daß man hierdurch nicht

nur die historischen Erinnerungen grausam verletzte, sondern auch gegen die Gegenwart und die übrigen Theile Griechenlands, die ja auch die Waffen für die nationale Freiheit erhoben hatte, sich versündigte. Nur in der Absicht, diesen verkehrten Plan durch die Vertreter des griechischen Volkes unterstützen zu lassen, berief die Regierung, oder vielmehr die englische Partei, im April 1826, einen Nationalcongreß nach Piada in Epidavros zusammen, welcher am 6. (18.) des genannten Monats eröffnet wurde. Die angeblichen Repräsentanten von Griechenland, aus bestochenen, eingeschüchterten oder treuergebenen Mitgliedern der englischen Partei erwählt, sollten auf die Erniedrigung und Zerstückelung ihres Vaterlandes das patriotische Siegel drücken. Ihr Hauptwerk war eine Umänderung der früheren Verfassung, indem sie, fast nur aus Primaten und Oligarchen, eine sogenannte „Executivdeputation" für die Militär- und Civil-Angelegenheiten ernannten; für die auswärtigen Verhältnisse ward ein besonderer Ausschuß niedergesetzt; derselbe sorgte auch für das Finanzwesen, das in genauer Verbindung mit der Londoner Anleihe stand und die Sorgfalt des Congresses besonders in Anspruch nehmen sollte. Alle übrigen Gegenstände verschob man auf den 1. September, wo die Repräsentanten zur Beendigung ihrer Geschäfte wieder einberufen werden sollten.

Auf diesem Congresse kam man auch überein, daß unter den obwaltenden Umständen die constitutionelle Monarchie die dem griechischen Volke einzig zuträgliche Regierungsform, der zu wählende Monarch aber ein Ausländer sein solle. Zwar entschieden sich mehrere Mitglieder des Congresses, an sämmtliche europäische Mächte das Gesuch um Schutz und Beistand Griechenlands ergehen zu lassen; allein noch vor Beendigung der Congreßsitzungen (am 27. April) richteten jene beiden Ausschüsse, die Executivdeputation und die diplomatische Commission, unter dem 24. April (6. Mai) eine Adresse an Stratford Canning, den britischen Gesandten in Konstantinopel, worin die

britische Vermittlung nachgesucht wurde; die diplomatische Commission ward gleichzeitig beauftragt, über den Frieden mit dem Sultan zu unterhandeln. Den meisten Antheil an diesem vermessenen Spiele mit dem Geschicke eines Volkes, für welches bereits so viele Helden gefallen, hatte der Commodore Hamilton, die mächtigste Stütze der englischen Partei; und dieses Spiel ward um so entehrender, als gerade um jene Zeit seit der heldenmüthigen Vertheidigung von Messalonghi der griechische Name in helleren Zügen leuchtete und die Ehre der Nation einen ihrer herrlichsten Triumphe gefeiert hatte. Die wahren Patrioten vernahmen daher jene ehrlose Erklärung mit dem tiefsten Unwillen und Demetrios Ypsilantis, den die englische Partei, weil er sich mehr zur französischen hinneigte, mit bitterm Hasse und affectirter Geringschätzung verfolgte, entwarf noch an demselben Tage eine kräftige Protestation gegen dieses die griechische Nationalehre sowohl als die Nationalgefühle gleich tief verletzende Vermittlungsgesuch. Allein seine Protestation ward unbeachtet bei Seite gelegt, und die vermessenen Abentheurer gingen sogar so weit, denselben Demetrios, dessen patriotische Tugenden das Vaterland zweimal gerettet hatten, der Rechte eines griechischen Bürgers für verlustig zu erklären. Wenn auch jenes Vermittlungsgesuch der beiden Commissionen keine unmittelbaren Resultate herbeiführte, so entflammte es doch vom Neuen die Zwietracht zwischen den feindlichen Parteien und die griechische Nation sah sich nach so herben Leiden und großartigen Opfern auch ferner noch von denen verlassen und ehrlos verrathen, deren Leitung sie so nöthig bedurfte.

Die Nation selbst hatte sich aber noch nicht verlassen und schöpfte daher neuen Muth, als sich mit der Kunde vom Tode Kaisers Alexander zugleich dunkle Gerüchte über die günstige Stimmung des glaubensverwandten russischen Volkes und die durch den erfolgten Regierungswechsel veränderte Politik des mächtigen Kaiserreichs in Griechenland verbreiteten. Das durch die Vereinigung zwischen England

und Rußland hervorgerufene St. Petersburger Protocoll, d. d. 4. April 1826, erschien als Vorbote günstiger Gesinnungen, und wenn es auch nur ein Fragment einer Pacification war und die Vermittlung auf die Abhängigkeit Griechenlands von der osmanischen Herrschaft basirte, so lieferte es doch einige Bürgschaft, daß die Politik der Großmächte sich dem von ihnen früher zurückgestoßenen Griechenland etwas nähern wolle, vor Allem aber, daß die Zukunft Griechenlands nicht von einer Macht allein, sondern von mehrern zugleich gestaltet werden würde, obschon die Hellersehenden sich nicht über die Gleichgültigkeit täuschten, mit welcher Rußland gleich sehr wie England den Drang der Griechen nach nationaler Selbstständigkeit betrachteten. Uebrigens gereicht es dem Cabinet des freiheitsstolzen Englands zur Schmach und Schande, daß es seine feindselige Politik äußerlich zu ändern vorgab, während es dieselbe im Geheimen immer noch fortsetzte.

Auf dem Kriegsschauplatze geschahen nach der Einnahme von Messalonghi zwar keine ausgezeichneten, aber doch immer von frischer Kraft und vaterländischer Begeisterung zeugende Thaten. Auch die feindlichen Heere hatten bedeutend gelitten; das Heer des Seriaskers, früher auf 20,000 Mann angegeben, zählte jetzt nur noch 8000 M. und Ibrahim hatte den Verlust seiner besten Offiziere und Soldaten zu beklagen. Dagegen wurde der Muth der griechischen Nation noch dadurch gehoben, daß es einem Theile der heldenmüthigen Besatzung von Messalonghi gelungen war, sich nach Osthellas durchzuschlagen, wo um jene Zeit der Heldenname des Georgios Karaiskakis gefeiert von Mund zu Munde ging. Ein Berichterstatter aus Aegina läßt sich also über ihn vernehmen: „Karaiskakis war einer jener außerordentlichen Männer, die in ungewöhnlichen Zeitläuften durch sich selbst und die Noth der Umstände wie aus dem Boden getrieben werden; ein Held, der nicht lesen konnte und seinen Namen mit einem schlechten Zeichen schrieb, aber zu schlagen und zu siegen verstand

und zugleich von einer außerordentlichen Hingebung für das Wohl seines Vaterlandes beseelt war. Im Thessalischen Theile des Distriktes Agrapha, in einer Klephten-Familie geboren, hatte er in Gebirgskämpfen gegen tyrannische Pascha's in englischen und russischen Diensten auf Jonien abwechselnd als Armatole sich ausgezeichnet. Durch Krankheiten in den ersten Jahren des Aufstandes vielfach an regerer Theilnahme gehindert, entwickelte er in Akarnanien und vor Messalonghi in den Jahren 1825 und 1826, was in ihm ruhte und erwarb sich bei mehr als einem Anlasse Ruhm und Einfluß. Bald stand er als einer der gewaltigeren Häuptlinge da, im innern Streit der Partei des Mavrokordatos meist gegenüber, mit Gouras und Fabvier befreundet und wirksam. Durch die Ereignisse bei Messalonghi aus Westhellas nach Livadien versetzt und mit dem immer mehr vordringenden Redschid Pascha in stetem Handgemenge, ersah er ein Haupthinderniß der Hoffnungen Griechenlands in dem verderblichen Einfluß der englischen Partei. Gegen diese richtete er, nachdem der Seriasker bereits bis Attika vorgedrungen, seine angestrengtesten Bemühungen. Er erschien an der Spitze seiner Truppen in Napoli di Romania, blos um Mavrokordatos und die moreotischen Primaten zu bekämpfen. Nachdem er in wenigen Tagen eine Anzahl gleichgesinnter patriotischer Männer um sich versammelt, theilte er ihnen den schimpflichen Plan wegen des Hospodarats mit, in welches das engbegrenzte Griechenland gestaltet werden sollte, und nahm ihnen einen feierlichen Eid ab, niemals weder für eine englische, noch für eine russische, noch für eine französische Partei sich zu erklären, sondern ihn, den Georgios Karaiskakis, auf jegliche Weise in dem Werke der Befreiung Rumeliens zu unterstützen, jeden Vergleich mit der Pforte, der nicht die völlige Unabhängigkeit Griechenlands zur Grundlage habe, zu verwerfen und gemeinschaftlich darauf hin zu wirken, daß die provisorische Regierung dem Grafen Capo d'Istria übertragen werde. Zu gleicher Zeit rief ein Mitglied dieses

Bundes, der begeisterte Gennadios, das Volk zu den Waffen. Die vaterländische Sache fand wieder zahlreiche Anhänger; Bataillone von Freiwilligen bildeten sich und Karaiskakis wurde zum Oberbefehlshaber in Rumelien ernannt."

Nach dem Falle von Messalonghi war Ibrahim Pascha nach der Halbinsel zurückgekehrt, wo er, namentlich im Süden, seine Eroberungen weiter ausdehnte. Aber die wilde Tapferkeit der Mainoten, die in ihren Gebirgen muthvollen Widerstand leisteten, zwangen ihn noch im Monat Juli sich wieder nach Tripolizza zurückzuziehen. Glücklicher war Redschid Pascha in Osthellas; Gouras war nicht im Stande, sich mit seinen schwachen Kräften lange gegen ihn zu behaupten, zumal nachdem Omer Vrione vom Negroponte her zu Redschid gestoßen war. Auf allen Seiten zurückgedrängt, sahen sich die Griechen endlich einzig auf Athen beschränkt, welches aber auch bald von dem übermächtigen Feinde genommen wurde. Gouras hatte sich mit seinen Getreuen in die Akropolis zurückgezogen und wollte hier nach dem Beispiele der Messalonghioten bis auf's Aeußerste ausharren oder sich unter den Trümmern des Parthenons begraben. Lange Zeit harrte er auf Karaiskakis, der erst zu Nauplion die griechischen Interessen patriotisch vertreten hatte und dessen Ernennung zum Oberfeldherrn in Rumelien (d. h. in Ost- und West-Hellas zugleich) durch Neid und Ränkesucht ungebührlich verzögert worden war. Endlich, im August, eilte der neue Oberfeldherr mit einigen tausend Streitern, darunter der Rest der aus Messalonghi Geretteten, dem bedrängten Athen zu Hülfe. Auch Fabvier schloß sich mit etwas mehr als tausend Taktikern (so nannte man die regulären Soldaten) dem Zuge an. Von Salamis aus ging Karaiskakis an der Spitze seiner Palikaren über Talamona nach Eleusis und nahm in der Nacht vom 17. auf den 18. August in dem eine Stunde von Athen gelegenen Flecken Chaidari eine feste Stellung ein. Allein der Mangel an Reiterei, verbunden mit einer durch Mißverständnisse herbeigeführten

Verschiedenheit bei Ausführung des Operationsplanes, zwangen ihn, wieder nach Eleusis zurückzukehren, da er sich auf der Ebene nicht gegen die überlegene Streitmacht der Türken behaupten konnte. Ein seltsamer Zufall fügte es um diese Zeit, daß Karaiskakis auf dem französischen Admiralsschiffe (bei Rigny) mit Redschid und Omer Vrione zusammenkam. Der Seriasker, welcher die Tapferkeit des griechischen Heerführers achtete, bequemte sich zu Vergleichsvorschlägen, die aber von Karaiskakis stolz zurückgewiesen wurden. Hierauf folgten tägliche Kämpfe. Karaiskakis vertheilte seine ganze Streitmacht in einzelne kleine Abtheilungen, durchzog mit ihnen ganz Livadien, fachte allerwärts das Feuer der Begeisterung für des Vaterlandes Freiheit vom Neuen an und vernichtete den Feind, so oft ihm dieser entgegentrat. Bald kam es jedoch zu Zerwürfnissen zwischen Karaiskakis und Fabvier, indem letzterer auf einem Zuge nach Theben sich nicht gehörig von Karaiskakis unterstützt glaubte und, in seinem Ehrgeize gekränkt, so weit ging, den Oberfeldherrn eines förmlichen Einverständnisses mit Redschid Pascha zu beschuldigen. Karaiskakis widerlegte aber diesen Verdacht durch neue glänzende Thaten und beschämte seinen Ankläger dadurch, daß er ihn, nachdem Gouras durch eine feindliche Kugel das Leben verloren hatte, der Regierung als den Würdigsten und Geschicktesten zur Vertheidigung der Akropolis an Gouras' Stelle bezeichnete. Seinem Antrage ward gewillfahrtet. In der Nacht des 13. Decembers landete Fabvier mit 650 auserlesenen Soldaten im Hafen Munychia und gelangte, durch einen Ausfall aus der Akropolis unterstützt, glücklich durch die feindlichen Reihen nach der bedrängten Burg, in welche er zugleich einen nicht unbedeutenden Vorrath von Pulver einführte. Inzwischen hatte Karaiskakis, um die Verbindungen Redschid's vom Norden her abzuschneiden, sich am 7. November aus dem Lager bei Eleusis mit 6000 Mann nach Ost-Livadien in Bewegung gesetzt, in die bedeutendsten Ortschaften desselben Besatzungen geworfen und eine Heeres-

abtheilung Omer's bei Dobrena so lange blokirt, bis sie sich mit schwerem Verluste durchschlagen mußte. Bald darauf (am 30.) rückte er nach Arachova vor und wußte hier ein 1500 Mann starkes Korps der besten Albanesen sechs Tage lang auf der Spitze eines steinigen Hügels in Schach zu halten. Vergebens erboten sie sich zu kapituliren, wenn man ihnen ihre Waffen lasse. Inzwischen war ein ungewöhnlich harter Winter eingetreten wollte. Die Verzweifelnden suchten sich einen Weg durch die blokirenden Feinde zu bahnen, allein die griechischen Schwerter vollendeten, was der Hunger noch übrig gelassen hatte, und kaum zwei hundert kamen mit Zurücklassung ihrer Beute hindurch. Die Köpfe der vier Bei's, welche das Corps commandirten, sendete Karaiskakis nach Aegina.

Durch ganz Griechenland wurden Dankgebete für diese Siege angeordnet und Karaiskakis und seine Genossen als Helden und Retter Griechenlands gefeiert. Bald folgten diesen Siegen zwei andere bei Velizza und Lepanto, wobei gegen tausend mit Provision, Schießpulver, Zucker, Kaffee und Tabak beladene Lastthiere in die Gewalt der Griechen fielen. Jetzt wurde auch Salona besetzt und schon war Karaiskakis bis gegen Karavari vorgedrungen, als ihn der Marsch der Türken gegen Distomo zur Rückkehr zwang. Nachdem er Omer Vrione abermals geschlagen, schickte er sich an, der bedrängten Akropolis Entsatz zu bringen. Gegen Ende des Januars 1827 drang er im südlichen Attika ein, aber wenn auch seine Ankunft den Muth der Gebeugten wieder erhob, so konnte man sich doch lange nicht über einen gemeinsamen Operationsplan einigen. Der erste Angriff auf Redschid's Lager, der am 4. März unternommen wurde, mißglückte im Allgemeinen, brachte aber dem Feinde einen empfindlichen Verlust bei; hierauf landete der Oberfeldherr von Rumelien am 15. westlich vom Piräus und warf bei dem Dorfe Keratsina die heranstürmenden Türken wiederholt zurück. Auf ihn allein beruhte jetzt die Hoffnung der Belagerten; aber der neue Streit, der zwischen

ihm und Fabvier entbrannte, vernichtete sie bald. Zu den allgemeinen Wirren, wodurch die Operationen vielfach gestört wurden, kamen noch die Anwesenheit Gordon's, der auf eigene Faust in der Nähe des Piräus kämpfte, und die Ankunft Lord Cochrane's und Generals Church, gegen welche der republikanisch gesinnte Karaiskakis als Organen der englischen Partei und Schützlingen seines Gegners Mavrokordatos einen unvertilgbaren Haß empfand.

Eine lange Reihe kleiner Gefechte, die wegen des Entsatzes der Akropolis geliefert wurden, führte, da die Häuptlinge in ihren Planen nicht übereinstimmten, zu keinem entscheidenden Resultate. Zwar wurde das Kloster St. Spiridion nach muthiger Gegenwehr von den Griechen genommen, — die capitulirenden Albanesen wurden dabei treulos ermordet — aber dem ersehnten Ziele kam man nicht näher. Erst zu Anfange des Mai's verabredeten die einheimischen und fremden Heerführer der Griechen einen gemeinsamen Angriff auf die türkische Macht, der am 6. des genannten Monats ausgeführt werden sollte. Karaiskakis, durch Krankheit in seinem Zelte zurückgehalten, bemerkte jedoch schon am Nachmittag des 4., daß eine Abtheilung Kretenser und Hydrioten das Treffen eigenmächtig und ohne Befehl eröffneten. Er entraffte sich sofort seiner Lagerstätte und trieb seine schon fliehenden Schaaren wieder gegen die Feinde, die auch zurückgeschlagen wurden; allein im Augenblicke, als er ins Lager zurückkehrte, traf ihn die Kugel eines türkischen Reiters, und schon am nächsten Tage endete sein Heldenleben auf einer Goelette des Generals Church. In ihm verlor Griechenland den ausgezeichnetsten armatolischen Kapitän, der Scharfblick und Unerschrockenheit, Muth und militärische Beredtsamkeit im hohen Grade in sich vereinigte. Am 6. fand zwar dennoch der Hauptangriff auf die Macht des Seriaskers statt, allein die türkischen Waffen errangen einen vollständigen Sieg, der den Griechen nach der niedrigsten Berechnung 1500 ihrer auserwähltesten Krieger, neun Geschütze, zahlreiche Standarten und die Früchte

eines viermonatlichen Feldzuges kostete. Gleich darauf capitulirte die Akropolis. Ein östreichischee Befehlshaber zur See und der französische Admiral de Rigny erwirkten indeß minder schimpfliche Bedingungen, als die Capitulirenden von Redschid erwarten konnten.

Mit dem Falle der Akropolis betrauerte Griechenland auch den Tod der heldenmüthigen Frau des kürzlich verstorbenen Gouras, die mit allen ihren Kindern von den Trümmern des eingeschossenen Erechtheion erschlagen wurde. Fast alle Denkmale der plastischen Kunst, die noch von der untergegangenen Herrlichkeit des alten Hellas zeugten, hatten übrigens bei der Belagerung unersetzlichen Schaden genommen. —

Durch den frühen Tod Karaiskakis' hatte die republikanische Partei einen ihrer tüchtigsten Vertreter verloren; allein sie war dadurch keineswegs entmuthigt, sondern vertheidigte sich nach wie vor mit Kraft und Würde gegen alle fremdartigen Einflüsse auf die innern Angelegenheiten Griechenlands. Bald war es ihr auch gelungen, ihr Ansehen zu steigern, zumal als die Inselrepräsentanten, namentlich die einflußreiche Coterie Kondouriotis, zu ihr übertraten; endlich dachte man jetzt an die Verwirklichung eines Planes, der Griechenlands Heil begründet haben würde: die Primaten des Peloponneses zu stürzen und die Zusamberufung eines Nationalcongresses zu erzwingen, auf welchem gegen jede schmachvolle Wiedervereinigung mit der Pforte feierliche Verwahrung eingelegt und die griechischen Angelegenheiten nach einem auf nationalere Grundsätze basirten Systeme geregelt werden sollten.

Dieser Partei gegenüber stand die oligarchische, welche auf dem Congresse von Epidavros, im April 1826, im Interesse Englands auch ihre eigenen verfolgt und die Fortsetzung des Congresses auf den 1. September nach Poros ausgeschrieben hatte. Bald darauf constituirte sich derselbe auf dem nunmehrigen Regierungssitze Aegina. Das Haupt der peloponnesischen Aristokratie und eins der vorzüglichsten

Mitglieder der englischen Partei, dabei Präsident der zu Epidavros ernannten Executiv-Deputation war Andreas Zaimis; dieser suchte während des Decembers 1826 alle möglichen Intriguen anzuspinnen, um die Hydrioten gegen die Partei ihrer Landsleute, der Kondouriotis und andrer Vornehmen, aufzuhetzen und da ihm solches nicht gelungen, den Commodore Hamilton in sein Interesse zu ziehen. Letztrer, der sich überhaupt gern in die innern Angelegenheiten Griechenlands mischte, wollte die englische Partei nicht im Stiche lassen und hatte bald einen Vorwand zu Händeln mit Hydra gefunden. Er behauptete, ein hydriotisches Schiff habe ungesetzlich Prise gemacht, und schon kam es zu Gewaltthätigkeiten und zu einer Art bewaffneter Intervention, als Kondouriotis die streitigen Angelegenheiten schlichtete. Die antienglische Opposition versammelte hierauf (Januar 1827), in offenem Widerspruche mit der Nationalversammlung von Aegina, welche allerdings die Form der Gesetzlichkeit für sich hatte, einen Theil der griechischen Repräsentanten in Hermione (Kastri) zur Fortsetzung des 1826 suspendirten Congresses. Sonach wurden die hellenischen Angelegenheiten auf zwei Congressen zugleich berathen. Der von Hermione ersuchte durch ein Sendschreiben den englischen Gesandten in Constantinopel: „in Gemeinschaft mit den Gesandten der übrigen christlichen Mächte daselbst künftig nur mit ihm in Verbindung zu treten;" allein der Commodore Hamilton, der in diesem Gesuche sehr richtig die Absicht errieth, sich von dem englischen Protectorate zu emancipiren, stellte sich beleidigt und erklärte, daß England keinen von beiden Congressen anerkenne. Diese waren sich daher von Außen eben so selbst überlassen, als sie von Innen keine Unterstützung für ihre Parteiumtriebe von Seiten des Volkes fanden. Es war übrigens ein besonderes Glück, daß Ibrahim sich noch immer durch die Einnahme von Messalonghi allzu geschwächt fühlte, um etwas Entscheidendes gegen den Peloponnes unternehmen zu können.

Endlich fand noch zur guten Stunde, durch Vermittlung

Cochrane's und Church's, im März 1827 eine Vereinigung beider Congresse in Damala (dem alten Trözene) statt. Wenn auch jene beiden Männer nicht eben allzu eigennützig waren — hatte doch der abentheuerliche Cochrane erst lange Zeit gemarkt, bevor er seine Dienste an Griechenland verkaufte — so brachte ihre Ankunft doch neuen Schwung und kräftigeres Leben in die Führung der hellenischen Angelegenheiten. Auch der Baron von Heideck wurde mit einigen andern baierschen Philhellenen von dem enthusiastischen König Ludwig nach Griechenland gesendet und suchte im Verein mit den Obengenannten diese Angelegenheiten klug und energisch zu fördern. Zwar hatten seine beiden ersten Unternehmungen (im Februar und März 1827) zu Gunsten der bedrängten Akropolis nur sehr geringen Erfolg, aber seine Gegenwart wirkte doch viel durch die moralische Kraft, die sie auf die öffentliche Meinung äußerte. Und nebenbei mochte man auch die Freundschaft eines Königs „aus der Familie der Legitimität" nicht allzu gering anschlagen. Cochrane ward von dem Congresse zu Damala als Oberadmiral der Seemacht, Church als Oberbefehlshaber der Landtruppen förmlich ernannt. Bereits ist des Erfolges ihrer Versuche in Attika — bei Darstellung der Belagerung der Akropolis — gedacht worden.

Das Wichtigste aber, was zur festeren Gestaltung der politischen Beziehungen Griechenlands nach Innen und Außen geschah, war die Ernennung eines Präsidenten als provisorisches Staatsoberhaupt, bis die christlichen Mächte in ihrer Gesammtheit oder die Ereignisse selbst eine weitere Entscheidung herbeigeführt haben würden. Die Wahl fiel auf den ehemaligen russischen Minister, Grafen Joannis Capo d'Istria, der, im Jahre 1776 zu Corfu geboren, aus einem edlen Geschlechte stammte, das schon seit mehrern Jahrhunderten auf den jonischen Inseln in großem Ansehen stand. Vom Jahre 1809 bis 1822 trat er in russische Staatsdienste, aber fortwährend lag ihm das Schicksal seines unterdrückten Vaterlandes am Herzen, wie

er auch, ohne Mitglied der Hetairie zu sein, alle Zwecke und Plane dieses Geheimbundes wußte. Als entschiedener Beförderer der griechischen Sache nahm er 1822 seine Entlassung als Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zog sich, begleitet von der Achtung und Liebe seines Kaisers wie Aller, mit denen er in Rußland in näherer Berührung gestanden, nach der Schweiz zurück, wo er abwechselnd in Genf und Lausanne sich aufhielt. Von hier aus blieb er in stetem Briefwechsel mit den Philhellenen, wie mit den griechischen Patrioten und dem klug berechnenden Cabinet von St. Petersburg. Uebrigens suchte er seine fortgesetzte Theilnahme an dem griechischen Aufstande durch häufige Geldsendungen aus eigenen Mitteln zu bethätigen. Ueber seine patriotischen Gesinnungen, wie über die Reinheit seiner Absichten hinsichtlich Griechenlands herrschte nur Eine Stimme und alle Parteien einigten sich in einer Wahl, von welcher die wahren Patrioten eine Beschwichtigung des Parteigeistes und eine Versöhnung aller Interessen zuversichtlich erwarteten.

In der Sitzung vom 14. April 1827 wurde demnach die Ernennung des Grafen Capo d'Istria zum Gouverneur oder Präsidenten von Griechenland für die Dauer von sieben Jahren ausgesprochen. Die bisherige Regierungscommission löste sich auf und an ihre Stelle trat eine sogenannte provisorische, welche bis zur Ankunft des Präsidenten die executive Gewalt bekleiden sollte. Sie war aus dem Beyzade Georgios Mavromichalis — dem nachmaligen Mörder Capo d'Istria's — dem 'Psarioten Milaitis und dem Livadier Joannis Nakos zusammengesetzt und nahm Anfangs ihren Sitz zu Poros, dann zu Nauplion und später zu Aegina. Nach Ermäßigung der Verfassung von Epidavros (1822) mit ihren Zusätzen von Astros (1823) und nach Einsetzung dreier Gewalten, eines Präsidenten, eines Senats und einer obersten Justizbehörde, löste Sisinis den Congreß von Damala am 17. Mai mit einer Rede auf, welche die Zustände Griechenlands in glänzendern Farben

schilderte, als sie sich in der Wirklichkeit darstellten. Allgemein sah man jedoch der Ankunft des Präsidenten mit großen Hoffnungen entgegen und selbst die Liberalen überließen sich der kurzen Täuschung, als würde der russische Exminister das Heil Griechenlands begründen; Hamilton aber hatte die Wahl in der festen Voraussetzung unterstützt, der Graf werde die ihm zugedachte Ehre nicht annehmen.

Inzwischen war in Ost- und West-Hellas stillschweigend und in Folge gegenseitiger Ermattung eine Art von Waffenstillstand eingetreten; nur im Peloponnese gährte der Aufruhr fort und während Ibrahim mit seinen Aegyptern das Land ohne großen Widerstand verwüstend durchzog, kämpften die erbitterten Parteien der Rumelioten und Moreoten, der Phanarioten und Fremdlinge, der Oligarchen und Republikaner mit nicht geringerer Wuth gegen einander und gegen die Regierung fort. Am 6. Juli 1827 kam zwar zu London, zunächst durch Canning's Vermittlung, der schon erwähnte Pacificationsvertrag zu Gunsten Griechenlands, zwischen England, Frankreich und Rußland, zu Stande; seine Ausführung aber, im Sinne Canning's, der außer egoistischen Interessen hierbei auch rein philanthropische verfolgte, wurde durch dessen frühzeitigen Tod verhindert. Nicht von allen Mächten Europas ausgegangen, gründete übrigens dieser Vertrag vom 6. Juli — wie Kind in dem angeführten Werkchen richtig bemerkt — die Pacification Griechenlands fast nur ausschließlich auf die Nothwendigkeit, den durch den Kampf der Griechen gegen die Pforte gestörten und gefährdeten Handel sicher zu stellen und zu schützen, nicht auf die redliche Wahrnehmung der Interessen Griechenlands selbst, und er sprach daher auch, insofern er nur eine Aussöhnung der Pforte und der Griechen beabsichtigte, nicht die volle Unabhängigkeit und Selbstständigkeit Griechenlands aus, das sich zwar selbst regieren, aber der Oberherrschaft des Sultans unterworfen, der Pforte einen jährlichen Tribut bezahlen sollte. Der nächste Zweck jener Mächte war natürlich die Beendigung des

Krieges selbst, und also der Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen den Griechen auf der einen und den Osmanen und Aegyptern auf der andern Seite, um dann auf diese Basis die politische Gestaltung Griechenlands selbst gründen zu können. Und jedenfalls war schon diese thatsächliche Intervention eine Wohlthat für das von Außen, aber noch mehr in seinem Innern so hart bedrängte Land und Volk der Griechen. —

Eine bedeutende, aber nicht eben ehrenvolle Rolle spielte um diese Zeit in Griechenland die Seeräuberei, welche endlich so weit ausgedehnt wurde, daß sich die christlichen Mächte zur Androhung, ja theilweise selbst zur Anwendung strenger Repressalien genöthigt sahen. Bevor wir diese jedoch näher betrachten, ist es nöthig, der diplomatischen Verhandlungen und der dadurch herbeigeführten Ereignisse zwischen der Pforte und den großen Mächten, so wie des innern Zustandes der Türkei um jene Zeit zu gedenken.

Sultan Mahmud II. war, wie der Löwe der Wüste, durch das vergossene Blut wilder und grimmiger geworden, und wie sich im Kampfe seine Kraft vom Neuen gestählt hatte, so glaubte er sich jetzt stark genug, die veralteten Gebräuche und Satzungen, denen er die seinem Reiche zugestoßenen Unglücksfälle zuschrieb, abschaffen und durch neue, zeitgemäßere ersetzen zu können. Vor Allem lag ihm die Verbesserung des Zustandes seiner Armee am Herzen. Während früher eine der Hauptstützen des osmanischen Reiches in den Janitscharen (Jeni-tscheri, neue Truppen), dem ersten stehenden Heere, bestanden hatte, war jetzt der Geist dieses Corps durchaus entartet und er bedrohte, auf angemaßte und anarchische Vorrechte fußend, das Reich wie den Sultan selbst. Treu den von seinem Oheim Selim III. ihm eingepflanzten Grundsätzen, hatte Mahmud bereits achtzehn Jahre lang über die Ausrottung der Janitscharen

nachgesonnen, aber der blutige Schatten des ermordeten Oheims rief ihn warnend vor jeder Uebereilung zurück. Nur dem Lieblinge seines Herzens, seinem vertrautesten Freunde, dem Geheimsecretär Khaled Effendi, vertraute er die geheimsten Plane an und forderte von ihm Rath und Unterstützung. Khaled hatte sich auf Reisen eine in der Türkei ungewöhnliche Bildung verschafft, erkannte die Ueberlegenheit der europäischen Civilisation über die türkische an und war die Seele aller bisherigen Regierungsmaßregeln. Allein den Janitscharen erschien er als ein Neuerer, weßhalb sie alle Noth, welche das türkische Reich bedrückte, ihm aufbürdeten. Mit gleichem Hasse verfolgten sie die schöne Khasnadar-Usta, die Favoritsultanin, welche sich mit Khaled in die Liebe Mahmud's theilte. Schon sangen die meuterischen Truppen Spottlieder auf die Begünstigten, wie auf den Begünstiger selbst, und alles Gold, das Mahmud mit reichlichen Händen unter sie ausstreute, vermochte nicht die Unerbittlichen zu besänftigen, die endlich im November 1822 einen offenen Aufstand wagten und durch denselben den Sultan zur Verbannung Khaled's und zur Bestrafung aller Uebrigen, welche man als Verschworene bezeichnete, zwangen. Untergrabung der Religion, des Throns und der alten Reichsverfassung ward ihnen schuld gegeben. Die Janitscharen waren Sieger geblieben, allein die rohe Masse mißbrauchte die errungene Gewalt auf solch ungebührliche Weise, daß der Sultan jetzt fester als jemals an die Ausführung seines Planes dachte. Von der beispiellosen Langmuth der europäischen Diplomatie überzeugt, vertrauend auf die bevorstehende Versöhnung mit Rußland und auf den kräftigen Beistand Mehmed Ali's, endlich ermuthigt durch die erfochtenen Siege über die griechische Insurrection und durch die blutige Zerstörung von 'Psara, änderte Mahmud auf einmal sein Betragen gegen die Verhaßten und zeigte ihnen bei mehrern Gelegenheiten statt eines nachgiebigen Dieners den strengen und befehlenden Herrn; der Janitscharen Aga, Hussein

Pascha, sein Schwiegersohn, arbeitete in seinem Sinne. Allein noch einmal sah er sich in Folge einer neuen Meuterei der Janitscharen zur Nachgiebigkeit gezwungen; Hussein Pascha wurde verbannt und der Freund und Beschützer der vermessenen Orta's, der Pascha von Silistria, zum Großvezir ernannt. Aber auch dieser Sieg erschütterte den Entschluß des Sultans nicht. Im Stillen brütete die Rache über den großen Gedanken der Janitscharen-Vertilgung.

Zunächst erfolgten polizeiliche Reformen und einige Verbesserungen beim Seewesen und der Landmacht; endlich schienen die Siege Redschid Pascha's und des Kapudan's Khosrew, so wie der Beistand Mehmed Ali's den Sultan zu kräftigerem Auftreten zu bestimmen; ja er bequemte sich sogar zur Annahme der Convention von Akjerman, um freie Hand für die innern Angelegenheiten zu behalten.

Am 3. und 5. Januar 1826 waren zu Galata Feuersbrünste ausgebrochen, als deren Anstifter man die Janitscharen bezeichnete, während vielleicht der Sultan selbst durch seine Werkzeuge sie veranlaßt hatte. Die Janitscharen argwöhnten die Absicht des Sultans, wagten aber nicht, ihm durch offene Empörung zuvorzukommen, zumal als sie bemerkten, daß sie der Padischah nach und nach immer mehr umgarnt hatte; auf beiden Seiten des Bosporus lagerten Provinzialtruppen und gegen 14,000 treu erprobte Topdschi's waren in den Artillerie-Casernen einquartiert. Gegen Ende des Mai's, nachdem die Ulema's oder Rechtskundigen und der Staatsrath Beistand zugesichert, erschien endlich ein kaiserlicher Hatischeriff, welcher die Disciplinirung und die Umbildung des Heeres nach europäischem Zuschnitte anordnete. Sultan Mahmud war jedoch äußerst behutsam zu Werke gegangen. Die Statuten und Privilegien der Janitscharen waren ihnen erhalten und nur 50 Orta's oder Regimenter aus 196 auserlesen worden, deren jedes eine Compagnie von 150 Mann stellen mußte, welche uniformirt und nach europäischer Weise bewaffnet und disciplinirt werden sollten. Der Stab der Janitscharen schwur Gehorsam und es hatte

den Anschein, als ob die große Umänderung ohne Störung vor sich gehen würde. Allein am Abend des 14. Juni erfolgte eine allgemeiner Aufstand der Janitscharen in Constantinopel; sie erstürmten und plünderten die Paläste ihres Aga's, dem man die Neuerungen schuld gab, und des Großvezirs, riefen ihre Truppen zusammen und setzten sich in Insurrectionszustand. Aber der Padischah hatte bereits alle Anstalten zu ihrer Unterdrückung getroffen. Er pflanzte sofort die heilige Fahne des Propheten auf, stellte sich an die Spitze seiner getreuen Truppen, zersprengte durch Kartätschenhagel und Ladungen aus schwerem Geschütz die Schaaren der Meuterer, zerschlug ihre Kessel oder Feldzeichen und verbrannte die Baracken und Casernen, in denen sie sich muthvoll mehrere Stunden hindurch gegen die anstürmenden Massen vertheidigten. Ein Ferman des Sultans und ein Fetva des Mufti erklärte hierauf den Orden der Janitscharen für immer aufgelöst und verflucht, während ein bleibendes Kriegstribunal über diejenigen richtete, welche dem Schwert und den Flammen entgangen waren. Zehn Wochen hindurch währten die Hinrichtungen und Verbannungen; in den ersten Tagen sah man an jedem Morgen die Leichname von tausend Erdrosselten im Bosporus schwimmen und im Ganzen soll die Zahl der Umgekommenen gegen 9000 betragen haben. Auf diese Vernichtung der Janitscharen erfolgte die Auflösung der mit ihnen befreundeten und zu gleicher Meuterei geneigten Reitercorps und der Jamaks, einer unregelmäßigen, 4000 Mann starken Miliz, der die Bewachung der Schlösser am Bosporus übertragen war; ja selbst die Mönchsorden der Derwische Begtaschi wurden wegen angeschuldigter irreligiöser Grundsätze aufgelöst, ihre Klöster zerstört und ihre Häupter hingerichtet. Erst am 31. August sollte die heilige Fahne unter den üblichen Feierlichkeiten wieder in den Serail zurückgebracht werden. Aber zur selbigen Stunde brach eine furchtbare Feuersbrunst aus, die, ein Werk der rachedürstigen Janitscharen, in 36 Stunden über 6000 Häuser und Paläste, darunter

die des Großveziers und der meisten Reichswürdenträger, zerstörte. Neue Untersuchungen und Hinrichtungen erfolgten. Das Volk blieb stumm und stumpf; die furchtbare Strenge des Sultans hatte es eingeschüchtert. Mahmud II. aber legte sich jetzt den Titel „Fethi" (der Eroberer) bei und ließ die blutigen Reformen durch ein gutgeschriebenes Schriftchen: „die Grundlage des Sieges" rechtfertigen.

In dem oben angeführten Ferman hatte der Sultan unumwunden erklärt: „bei der neuen Organisation der Truppen leite ihn hauptsächlich die Absicht, in Zukunft allen auswärtigen Einfluß kräftig abzuwehren;" daher beharrte er auch, jede Intervention der christlichen Mächte in die innern Angelegenheiten der Pforte auf die entschiedenste Weise abzulehnen, wobei er den alten Refrain wiederholte: die schon begonnene Räumung der zwei Fürstenthümer nicht eher zu vollenden, bevor Rußland die noch zurückbehaltenen asiatischen Festungen herausgegeben habe. Vergebens bemühte sich Lord Strangford, den Sultan auf andere Gedanken zu bringen; ohne etwas erreicht zu haben, verließ er (am 18. Oct. 1824) Konstantinopel, um sich auf seinen neuen Posten nach St. Petersburg zu begeben. Die Pforte beobachtete ihre alte Politik; mit den vielfältigen Erpressungen in den Hospodaraten wechselten tägliche Versprechungen, die aber nicht erfüllt wurden; ja kurz nach Abberufung einiger Truppencorps aus der Moldau und Wallachei, worauf der russische Geschäftsträger, von Minciaky, bereits die baldige Ankunft eines Großbotschafters seines Souveräns in der Person des Herrn von Ribeaupierre ankündigte, erfolgten Gegenbefehle an die abziehenden Truppen und wurde an den Grenzen ein Heer von 100,000 Mann versammelt. Mahmud rechnete auf die unerschöpfliche Langmuth des russischen Cabinets, bis er Nachricht von den Resultaten der Reise des Herzogs von Wellington nach St Petersburg empfangen hatte; überhaupt war den klugen Staatsmännern der Pforte keineswegs die veränderte Richtung der britischen Politik, seitdem Canning am Ruder

stand, entgangen. Allein die in bestimmten Ausdrücken abgefaßte Neutralitätserklärung und das Verbot von Expeditionen nach Griechenland, wozu sich Canning genöthigt sah, beruhigte einigermaßen die Gemüther, bis die Kunde von der Unterzeichnung des Protocolls vom 4. April, welches das Einschreiten der vier Mächte zur Pacification Griechenlands vorbereitete, in Konstantinopel bekannt wurde. Sir Stratford-Canning, der neue englische Botschafter bei der Pforte, unterstützte kräftig die Forderungen des russischen Cabinets, während am 5. April (1826) Minciaky dem Reis-Effendi ein Ultimatum überreichte, in welchem, mit Bezugnahme auf den einfachen Inhalt des Friedens von Bucharest die Absendung türkischer Bevollmächtigter an die russische Grenze dringend beantragt wurde, um daselbst alle streitigen Punkte mit Commissarien des Kaisers Nikolai zu schlichten. Der Divan gab eine äußerst geschmeidige Antwort, verhieß, die beiden Fürstenthümer zu räumen und in den Stand zurückzuversetzen, in welchem sie sich vor Ausbruch der Schilderhebung Ypsilanti's und der Griechen befunden, und ernannte zu Bevollmächtigten bei den mit Rußland abzuhaltenden Conferenzen den Generalcontroleur von Anatolien, Seid Mehemed Hadi Effendi, und den Kadi von Sophia Seid Ibrahim Iffet Effendi, die auch wirklich am 9. Juni nach dem bestimmten Orte, nach Akjerman, abreisten. Trotz aller scheinbaren Fügsamkeit suchte die Pforte nur Zeit zu ihren kriegerischen Rüstungen zu gewinnen, weßhalb auch ihre Abgeordneten erst am 5. August in Akjerman eintrafen, wo die russischen Commissäre, der Militär-Obergouverneur von Neu-Rußland, Graf Michael Woronzoff, und der Marquis Alexander von Ribeaupierre, ihrer seit mehrern Wochen harrten. Alle Bemühungen der Türken gingen bei den nun stattfindenden Besprechungen dahin, die Unterhandlungen möglichst in die Länge zu ziehen; allein die russischen Bevollmächtigten erklärten alsbald: „daß, wenn bis zum 7. Oktober keine befriedigende Antwort auf

sämmtliche Fragen, die man den Abgeordneten des Sultans vorgelegt, eingetroffen sein würde, die russische Armee Befehl erhalten sollte, den Pruth zu überschreiten und die Moldau und Wallachei in Besitz zu nehmen." Gleichzeitig mußte Minciaky eine Note, ähnlichen und dringenden Inhalts, dem türkischen Ministerium überreichen. Endlich, nachdem die beiden Agenten der Pforte sich vergebens abgemüht hatten, die Sache noch länger hinauszuziehen, vereinigte man sich am 6. October (25. September) über eine „Zusatzakte" zum Frieden von Bucharest, welche am 14. (26.) Oktober vom Kaiser Nikolai, am 24. vom Sultan Mahmud unterzeichnet wurde; am 7. November fand die Uebergabe des großherrlichen Instruments, am 8. die Auswechselung der Ratificationen statt. Nur der Drang der Umstände und die wehrlose Lage, in welcher sich die Türkei seit Auflösung der Janitscharen befand, konnten den Sultan bestimmten, den Frieden mit solch bedeutenden Opfern zu erkaufen. Denn durch jene Convention additionelle erhielt Rußland die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere, Sicherheit gegen die Angriffe der Barbaresken, die Einführung von Divans in den beiden Fürstenthümern und die Wiederwählbarkeit der dortigen Hospodare nach siebenjähriger Amtsführung, ferner die Herstellung der Privilegien von Serbien, dessen Festungen nur noch von türkischen Truppen besetzt werden sollten, und endlich die Anerkennung der noch zu entscheidenden Privatforderungen russischer Unterthanen an die Pforte zugesichert. In gleicher Weise wurde die am 2. Sept. 1817 beschlossene Grenzbestimmung an der Donau vom Sultan anerkannt. Was dagegen die asiatischen anlangte, so sollte Alles in statu quo, d. h. Rußland im Besitze derselben verbleiben. Kaum war aber dieses wichtige Friedenswerk vollendet, als Ribeaupierre auf seinen neuen Posten als Botschafter nach Kostantinopel eilte, um im Verein mit den Gesandten von Frankreich und England die Pacification Griechenlands zu vermitteln.

Der nähere Inhalt des St. Petersburger Protocolls

erregte in Konstantinopel einen allgemeinen Unwillen und der Großsultan war rücksichtlich Griechenlands fest entschlossen, durchaus nicht nachzugeben; er sprach den christlichen Mächten ein für allemal das Recht der Einmischung ab, stützte sich dabei auf die Gesinnungen des Wiener Cabinets und war der festen Ueberzeugung, daß die in ihren Hauptinteressen so verschiedenen Cabinette von England und Rußland keine dauernde Allianz schließen würden. Es stand auch zu befürchten, daß früher oder später die übrige christliche Bevölkerung des osmanischen Reiches, die noch dem großherrlichen Scepter gehorchte, den Schutz und Beistand der christlichen Mächte zur Erlangung nationaler Selbstständigkeit anrufen würde, falls von Seiten des Sultans den Großmächten das Princip der Intervention zugestanden sei. Indessen waren die Diplomaten zu Pera unablässig um die Fortsetzung des Friedenswerkes bemüht. Auf die Anfang Februars überreichte Note Stratford-Cannings, Einstellung der Feindseligkeiten wider Griechenland behufs der Pacification betreffend, folgte eine zweite von Minciaky, in welcher mit bestimmten Worten erklärt war: „Rußland könne den etwaigen Untergang der im Insurrectionszustande fortverharrenden Griechen nicht mit gleichgültigen Augen betrachten.“ Noch entschiedener sprach sich Ribeaupierre, der gegen Ende Februars seinen feierlichen Einzug in Konstantinopel hielt, gegen den Reis-Effendi aus. Allein mit standhaftem Stolze und aller Kaltblütigkeit eines Osmanen erwiederte der Reis-Effendi, ohne sich auf schriftliche Widerlegung einzulassen: er erstaune, daß Mächte, die jede rebellische Bewegung im Westen erdrückt hätten, so zärtlich gegen Rebellen im Osten wären. Zugleich klagte er das englische Cabinet der Treulosigkeit an, indem es Engländern erlaubt habe, die griechischen Flotten und Armeen zu commandieren und erklärte zuletzt, daß der Sultan, ehe er seine Würde compromittirte, lieber das Glück der Waffen entscheiden lassen würde.

Jetzt trat auch der französische Gesandte, General

Guilleminot mit Instructionen seines Souverains hervor, die ziemlich gleichlautend mit denen Englands und Rußlands waren. Aber auch er fand kein Gehör. Ebenso vergeblich waren die Vorstellungen der Gesandten sämmtlicher europäischen bei der Pforte vertretenen Mächte, die sich endlich zu einem gemeinsamen letzten Schritte vereinigt hatten. Der Sultan beharrte auf seinem Sinne und berief, da ihm Saida Effendi nicht energisch genug die Zumuthungen der Großmächte zurückzuweisen schien, den kräftigeren Protef-Effendi an seine Stelle. Inzwischen war der Friede an zwei Punkten nahe den äußersten Enden des türkischen Reiches, durch die Kriegserklärung Persiens an Rußland, und Frankreichs an Algier, unterbrochen worden. Ueber den Stand der griechischen Angelegenheiten liefen befriedigende Nachrichten in Konstantinopel ein und der Sultan schmeichelte sich, die griechische Insurrection unterdrückt zu haben, bevor die drei Mächte sich nur zum Handeln entschlossen haben würden. Allein auch die fremden Botschafter sahen so weit und entwickelten daher mehr Kraft als früher, obschon wir — nach Zinkeisen's Urtheile — überzeugt sind, daß in London und Paris noch nichts weiter in Betrachtung gezogen war, als eine gewisse Einschichterung, die ihre diplomatischen Vorstellungen aufzwingen sollte; vermuthlich würde der Schrei der Menschlichkeit keineswegs den Schlummer des britischen und noch weniger des französischen Ministeriums gestört haben, hätten sie nicht die Weisung erhalten, daß der Kaiser Nikolai sich anschicke, in der zwölften Stunde einzuschreiten, da die von einer Wiedereroberung Griechenlands durch die Muhamedaner unzertrennlichen Schrecken seinen Ehrgeiz in der Meinung Europas heiligen würden. —

Endlich, als der neue Reis Effendi dasselbe Spiel des Hinhaltens mit den Gesandten forttrieb und jede schriftliche Endantwort verweigerte, ja sogar mit dem Abbrechen jeder diplomatischen Verbindung mit europäischen Mächten drohte, erhob sich am 5. Mai der Herr von Ribeaupierre,

indem er dem Reis Effendi die lakonischen, aber inhaltsschweren Worte zurief: „Die Einmischung wird vor sich gehen, entweder durch fünf Mächte, oder durch drei, oder durch eine!“ Hiermit war das ganze Geheimniß der Diplomatie enthüllt.

In dem Petersburger Protocoll vom 4. April 1826 hatte Rußland das englische Cabinet nur vorgeschoben, um freiere Hand bei Erreichung seiner besonderen Zwecke rücksichtlich des osmanischen Reiches zu erhalten; ja bei den Unterhandlungen zu Akjerman hatten die russischen Abgeordneten im Namen ihres Souveräns versprochen, die griechische Frage fallen zu lassen, falls die Stipulationen der Akjerman'schen Convention von der Pforte angenommen würden. Ribeaupierre, nachmals in Konstantinopel an diese Zusage erinnert, entschuldigte sich jedoch damit: daß die durch das Petersburger Protocoll vom 4. April übernommenen Verpflichtungen Rußlands gegen England seine Schritte bestimmten, Verpflichtungen, die vor dem Vertrage von Akjerman unterzeichnet wären und von denen man dem Londoner Cabinet gegenüber nicht abgehen könne *). Um dieselbe Zeit drängte aber zu London der dortige russische Gesandte den Herrn von Canning, seine Vermittlung zu beschleunigen, da Rußland die Wirren im Oriente sich nicht endlos verlängern lassen und zuletzt genöthigt sein würde, allein im Sinne des Petersburger Protocolls zu verfahren **). Canning hatte unterdessen, zufolge einer aus-

---

*) Vous pourrez présenter notre insistance comme l'effet de nos engagemens avec l'Angleterre, observer, qu'ils ont précédé la convention d' Akerman, — que nous ne pourrons manquer de foi au cabinet des Londres. Dépêche très reservée à Mr. da Ribeaupierre. St. Petersb. 11. Janv. 1827.

**) Mr. de Lieven est autorisé — à laisser comprendre que, ne pouvant admettre la prolongation infinie des troubles du Levant, nous serions obligés de les terminer séparement. In derselben Depesche.

drücklichen Bestimmung dieses Protocolls, die übrigen Mächte zur Theilnahme an der Pacification Griechenlands eingeladen, in Wien aber vielfache Schwierigkeiten gefunden. Fürst Metternich, von Vielen als der unliberalste Staatsmann seines Zeitalters bezeichnet, dabei aber der beständigste und fernblickendste, der sich nicht leicht zu einem politischen Fehler verleiten ließ, durchschaute mit gerechtem Mißtrauen die Plane des St. Petersburger Cabinets. Er bequemte sich daher nur widerstrebend, und erst nachdem Frankreich seine vollständige Mitwirkung zugesagt hatte, dem Internuntius seines Hofes durch eine Depesche aufzugeben: sich starker und überzeugender Gründe zu bedienen, um den Divan dahin zu bringen, daß er der Nothwendigkeit nachgäbe *). Unter der Hand rieth aber der Internuntius der Pforte an, alle Kräfte zur Beendigung der griechischen Revolution in möglich kürzester Zeit aufzubieten. Dies wirkte. Alsbald gingen geschärfte Befehle zur Verstärkung des Heeres von Redschid Pascha in Thessalien ab, während Mehmed Ali zu neuer kraftvoller Einschreitung angehalten wurde. Jetzt zögerte Protef Effendi nicht länger, und am 9. und 10. Juli überreichte er den Dragomans der fünf großen Mächte eine Art Denkschrift, die als ein Meisterstück diplomatischen Scharfsinns betrachtet werden kann und bei dessen Ausarbeitung wahrscheinlich fremde Federn — man sprach sogar von der der östreichischen Staats-Kanzlei! — geholfen haben. Zuerst stellte sie allgemeine Grundsätze einer menschlichen Politik auf und leitete daraus das Recht jedes unabhängigen Staates her, sein eigenes Gesetzbuch auf die innern Angelegenheiten anzuwenden. Nachdem nachgewiesen worden, wie die Pforte allezeit ihre Verträge genau befolgt habe, verbreitete sie sich über die griechische Frage und

---

*) — d' agir sur le Divan, par l'emploi d'une forte et évidente raison pour l'engager à céder à des nécessités qu'il ne sera pas difficile de lui demontrer. Dépêche de S. A M. le Prince dc Metternich à Mr. le Baron d'Ottenfels. Vienne, 30. Déc. 1826.

wiederholte fast wörtlich die auf Stroganoff's Ultimatum im Juli 1821 gegebene Antwort; zugleich beklagte sich die Pforte über die Hülfe, welche die Unterthanen ihr befreundeter Mächte, den Insurgenten geleistet, wie über die Fruchtlosigkeit ihrer früheren Vorstellungen. „Denjenigen, — so fuhr die Note fort — welche alle mit diesen Ereignissen verbundenen Details kennen, kann es nicht unbekannt sein, daß am Anfange des Aufstandes einige fremde bei der Pforte beglaubigte Minister eine thätige Mitwirkung in Bestrafung der Rebellen angeboten haben. Wie gut aber auch dieses Anerbieten in Ansehung einer Angelegenheit, deren Competenz die Pforte sich ausschließlich vorbehielt, gemeint war, so ward es doch abgewiesen. Ferner als Lord Strangford, der Gesandte eines befreundeten Hofes, zur Zeit seiner Reise nach Verona, einem türkischen Minister einen Vermittlungsvorschlag vorlegte, antwortete die Pforte, daß sie demselben kein Gehör geben könne, da sie damals wie jetzt ihre Weigerung auf nationale, politische und religiöse Rücksichten gründete. — Besagter Gesandte kündigte, der Kraft der Vernunft nachgebend, bei seiner Rückkehr nach Konstantinopel auf Befehl seines Hofs und im Namen anderer Mächte an, daß die griechische Frage die Pforte allein betreffe, die das Recht habe, sie zu beendigen, wie sie es für angemessen hielte. — Die Agenten einer andern großen Macht, welche neulich ihre freundschaftlichen Beziehungen mit der Pforte befestigt, haben gleichfalls officiell und deutlich erklärt, daß keine fremde Intervention stattfinden würde, und da diese Erklärung die Grundlage zum Ausgang ihrer Verhandlung war, so ist jede weitere Erörterung unnöthig.“ Hierauf ging der Reis Effendi auf die Seeräuberei über, die als Hauptgrund für die europäische Einmischung angegeben werde; allein der fortgesetzte Widerstand der Rebellen und die daraus entspringenden Unordnungen müßten ihrer Bekanntschaft mit den Vorschlägen der drei Höfe zugeschrieben werden, außerdem aber, welchen Schaden immer der Krieg verursache, so fiele derselbe

hauptsächlich auf die Osmanen. Ferner sei Intervention das Einschreiten einer dritten Partei in den Streit zweier gleich anerkannten Potentaten und folglich unanwendbar auf den Fall, wo ein Souverän seine widersetzlichen Unterthanen züchtigt. Nachdem er zum Schlusse seine frühern Einwürfe zusammengefaßt hatte, bestand er ein für allemal auf den unwiderruflichen Entschluß des Sultans, nicht von der Linie zu weichen, welche Pflicht und Ehre ihm vorgeschrieben. —

Es hatten aber um diese Zeit die Unterhandlungen der Diplomaten eine andere Wendung genommen; aus dem Petersburger Protocoll sollte ein förmlicher Vertrag gemacht werden, in welchem jedoch Frankreich neben der Bürgschaft für den Bestand des zu errichtenden Griechenlands auch den Vorschlag einer Garantie des osmanischen Reiches eingeschoben wissen wollte. Ein solcher Vorschlag vereitelte aber alle Plane des russischen Cabinets, weshalb auch Pozzo di Borgo von Paris und Nesselrode von Petersburg aus alle Minen zur Beseitigung desselben springen ließen. In einer geheimen Depesche an den russischen Gesandten in London berief sich Nesselrode darauf, daß weder in der allgemeinen Akte des Wiener Congresses, noch in irgend einer der folgendenden Verhandlungen das osmanische Reich genannt sei; übrigens sei es ein alter und unwiderruflicher Grundsatz der russischen Politik, jene Art der Einmischung fremder Höfe in den Beziehungen Rußlands zu der Türkei, die eine Garantie rechtfertigen würde, auf keine Weise zu gestatten." In Folge unsrer geographischen Lage gegen Süden — schrieb der Minister *) — und der Lage des Bosporus, den wir den Schlüssel dazu nennen dürfen, ist ein

---

*) Par suite de notre position géographique vers le midi et de celle de Bosphore qui en est pour ainsi dire la clef, une influence préponderante à Constantinople forme un de nos premiers besoins. Nous la réclamons et nous saurons la maintenir en Turquie etc. Dépêche au Prince de Lieven. St. Petersbourg, 9. Janv. 1827.

überwiegender Einfluß zu Konstantinopel von der höchsten Wichtigkeit für uns. Wir verlangen ihn und wir werden ihn zu behaupten wissen, wie England den seinigen in Portugal behauptet. Mit dem Vertrage von Akjerman, mit den Lehren, die derselbe dem Divan gegeben hat, mit den Rechten, die er uns sichert, mit der Beruhigung von Griechenland — haben wir alle Ursache zufrieden zu sein. Es zwingt uns daher kein Interesse, den Untergang des osmanischen Reiches zu beschleunigen, und es wird für uns noch leichter werden, jenes nothwendige Uebergewicht über die Türken auszuüben, als über jede andere Macht. Aber es ist ein großer Unterschied zwischen einem Mangel an (augenblicklichem) Interesse und einer förmlichen Verpflichtung. Wären auch wohl Verträge hinreichend, ein solches Ereigniß zu verhindern? Sehen wir das osmanische Reich nicht zu solcher Schwäche herabgesunken, daß es seit fünf Jahren umsonst eine Handvoll empörter Christen bekämpft? — Sehen wir den Fürsten dieses Reiches nicht Reformen versuchen, die es bis in seine Grundlagen erschüttern, die seine alten Kräfte vernichten, ohne neue zu schaffen, die furchtbare Gegenwirkungen hervorzurufen drohen; und in einem Augenblicke, wo so viele Zeichen den fortschreitenden Verfall der türkischen Macht in Europa ankündigen, sollten wir es übernehmen, sie aufrecht zu halten?" —

Endlich wurde zu London als Antwort auf die Denkschrift des Reis Effendi der Vertrag vom 6. Julius 1827, zunächst auf Canning's Betrieb von dem Viscount Dudley and Ward, von dem Fürsten Polignac und dem Fürsten Lieven unterzeichnet. Sein erster Artikel setzte fest: daß gleich nach Genehmigung durch die respectiven Höfe der Entschluß der drei Mächte mittelst gemeinschaftlicher Erklärung der Gesandten in Konstantinopel mitgetheilt und zunächst ein Waffenstillstand als Präliminar-Bedingung fernerer Unterhandlungen vorgeschlagen werden sollte. Im zweiten Artikel waren die wesentlichen Punkte

des St. Petersburger Protocolls vom 4. April 1826 hinsichtlich des künftigen Schicksals von Griechenland enthalten. Der dritte setzte die Grenzen dieses zu errichtenden Quasi-Staates, jedoch eben so schwankend, als jenes Protocoll fest. Der vierte verhieß, die Gesandten der drei contrahirenden christlichen Mächte mit allen zur Vollziehung des Tractats nothwendigen Vollmachten zu versehen. Der fünfte wiederholte die feierliche Versicherung, daß bei gegenwärtig Beschlossenen weder eine Gebietsvergrößerung noch irgend ein Handelsvortheil gesucht werde Der sechste endlich ließ die Frage: wer die zur Pacification Griechenlands getroffenen Uebereinkünfte garantiren sollte, vorläufig noch in suspenso.

Außer diesen Hauptartikeln wurden noch drei geheime unterzeichnet, welche von hoher Wichtigkeit waren: im ersten verpflichteten sich die hohen Contrahirenden, unverzüglich Maßregeln zur Annäherung mit den Griechen zu ergreifen; diese Annäherung sollte durch Anknüpfung von Handelsverhältnissen und durch Absendung und Annahme von Consularagenten vor sich gehen; im zweiten erklärten sie in zweideutigen Phrasen, daß die drei Mächte den verlangten Waffenstillstand, selbst gegen den Willen der Türken und Griechen, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zu bewirken, auch alle Collisionen zwischen den beiden streitenden Parteien zu verhindern suchen wollten, zu welchem Zwecke an die commandirenden Admirale der drei Geschwader in den levantischen Gewässern die erforderlichen Instructionen überschickt werden sollten. Der dritte Artikel sprach den Vorsatz der fraglichen Mächte aus, die Pacificationen Griechenlands auch gegen den Willen der streitenden Parteien auf den verabredeten Grundlagen fortzubetreiben, und in dieser Hinsicht sollten die gehörigen Instructionen an ihre Botschafter bei der hohen Pforte abgehen.

Wie sehr auch das östreichische Cabinet die Mitwirkung Englands und Frankreichs bei dem Pacificationswerke wünschen mußte, so hielt es doch die europäischen Interessen

durch diesen Vertrag nicht genugsam gesichert und trat ihm deßhalb auch nicht bei, ja Fürst Metternich äußerte sogar prophetisch: „Den Krieg, den ihr verhindern wollt, werdet ihr gerade herbeiführen. Ihr glaubt gebunden zu haben und seid selbst gebunden!"

Gemäß der Verabredung wurde am 16. August die Note vom 6. Juli durch die Dragomans der drei Gesandten von England, Frankreich und Rußland dem Reis Effendi überreicht und nach nochmaligem Antrag auf Waffenstillstand ein Termin von 15 Tagen, zur Abgabe einer kategorischen Antwort von Seiten der Pforte bestimmt. Auf Protef Effendi's Weigerung, die Schrift anznnehmen, bevor er ihren Inhalt wisse, legten sie die Ueberbringer versiegelt auf's Sopha nieder und entfernten sich. Noch einmal versuchte der preussische Minister, der um diese Zeit einen entschiedenen Einfluß auf die Pforte übte, den Reis Effendi zur Annahme des Ultimatums zu bewegen; allein es war vergebens. „Das sogenannte Ultimatum — so äußerte sich der Türke — ist ein Wechsel, welchen der Padischah nicht acceptiren wird!" — Es erfolgte auch wirklich keine Antwort und als am 31. August die Dragomans wieder beim Reis Effendi erschienen, um die Enderklärung der Pforte zu vernehmen, äußerte Protef mit türkischer Insolenz: „es bedürfe keiner weitern Antwort, als die schon durch das Manifest seines Herrn gegebene. Er werde niemals eine Intervention fremder Mächte zwischen ihm und seinen rebellischen Unterthanen annehmen!" Ein letzter Versuch der Gesandten, schriftliche Erklärung zu erhalten, lief eben so unglücklich ab. Da hielten es die Botschafter für gerathen, an Sicherstellung ihrer Familien zu denken, während sie selbst nicht ohne Besorgniß ein Quartier in den sieben Thürmen befürchteten, bis der Reis Effendi sie hinsichtlich dieses Punktes beruhigte.

Zunächst war Mahmud II. durch die Einflüsterungen des ihm treu ergebenen östreichischen Cabinets in seiner Halsstarrigkeit bestärkt worden; dann täuschte er sich in

seinem Glauben an die den Osmanen noch inwohnende moralische Kraft, wie ihm auch endlich noch falsche Berichte über die gesteigerte Noth und Entzweiung der Griechen überbracht wurden. Dies Alles zusammen steigerte seinen Trotz. Das östreichische Cabinet, dem nichts unangenehmer, als ein Bruch im Osten war, suchte jetzt den Sultan zu einem Meisterstreich zu bereden, durch welchen es den Vertrag vom 6. Juli zu paralysiren gedachte. Dieser listige Plan bestand darin, durch Geld und Verführung einen Theil der griechischen Häuptlinge, die man für Vertreter des griechischen Volkes ausgeben wollte, zur Unterzeichnung und Einsendung einer Unterwerfungsakte zu bewegen, wodurch dann jede Einmischung christlicher Höfe als überflüssig erschienen wäre. Wirklich fanden sich auch unter den Kapitani's ergebene Werkzeuge, die theils aus Muthlosigkeit nach dem Falle der Akropolis, theils aus Geldgier Frieden mit dem Sultan abschlossen. So liefen bei dem griechischen Patriarchen zu Konstantinopel Addressen aus Trikala, Janina, Akarnanien, Lepanto und Negroponte ein, in denen die unterzeichneten Häuptlinge die Gnade des Großsultans anflehten und treuen Gehorsam gelobten. Zugleich baten sie um Vermittlung des Patriarchen beim Padischah und meldeten ihm, daß sie sich bereits in das Lager des Seriaskers nach Theben verfügt und auf ihr reumüthiges Bitten die huldvolle Zusage, sich ihrer anzunehmen, empfangen hätten. Hierauf begab sich am 16. September der Patriarch an der Spitze des griechischen Clerus der Hauptstadt in den Pfortenpalast, wo er nach einer bis zu Thränen rührenden Rede dem Kiaja Bei jene Bittschrift überreichte. Beide spielten ihre Komödie vortrefflich; der Kiaja Bei verkündigte Verzeihung im Namen des Padischah's und mahnte den Patriarchen, den ganzen Einfluß seiner Geistlichkeit darauf zu verwenden, die noch verführten Griechen zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Gleichzeitig setzte ein Amnestie-Ferman des Großsultans mehrere seither gefangen gehaltene geiechische Bischöfe und Primaten in

Freiheit; Tartaren eilten mit der Amnestie und einem Hirtenbriefe des Patriarchen nach Rumelien, während Ibrahim fortfuhr, sein Schwert in Blut zu tauchen und Alles im Peloponnese zu vernichten, was er erreichen konnte.

Schon am 31. Juli war die ägyptische Flotte, eine der bestausgerüstetsten seit Anfang des Kampfes, aus dem Hafen von Alexandrien ausgelaufen, um Ibrahim 5000 Mann Ergänzungstruppen zuzuführen; zu Anfang Septembers landete sie vor Navarin und Modon. Ihre erste Abtheilung, unter dem Befehle des Kapudan Bei Tahir Pascha, bestand aus 2 Linienschiffen, jedes von 84 Kanonen, und 5 großen türkischen Fregatten, welche von Konstantinopel abgesendet worden waren; ferner aus 3 Fregatten von Tunis, 9 Corvetten, ebenfalls aus Konstantinopel, und einer tunesischen Brigg. Die zweite Abtheilung, unter dem Gouverneur von Alexandrien Moharrem Bei, der durch die Rathschläge des französischen Unteradmirals Le Tellier unterstützt ward und 3000 arabische von letzterem eingeübte Seeleute am Bord hatte, umfaßte 4 Fregatten, jede von 64 Kanonen, 11 Corvetten, 4 Briggs, 6 Goeletten und 6 Brander. Sie ward begleitet von 41 Transportschiffen, — darunter 5 europäische (meist östreichische) — die ein Regiment regulärer Infanterie (3700 Mann), 100 Reiter, einen Ueberfluß an Munition und Provision und 1,000,000 Dollars in baarem Gelde trugen. Die ganze Seemacht war 92 Segel stark.

Die Seemacht der drei verbündeten Mächte im Archipel war also zusammengesetzt: Admiral Codrington befehligte die Linienschiffe Asia, Genua und Albion, die Fregatten Cambrian, Darthmuth, Seringapatam und Driad, von 42—48 Kanonen, sodann die kleineren Schiffe von verschiedenen Größen: Talbot, Zebra, Rifleman, Raleigh, Rose, Brisk, Philomele, Jasper, Mastiff, Racer, Ariadne, Pelikan und Alacrity (von 10, 18, 24 und 28 Kanonen); Admiral de Rigny die Linienschiffe Trident, Breslau-Provence und Scipio nebst einer Anzahl Fregatten, Briggs

und Corvetten von verschiedenem Kaliber; Admiral van der Heyden (ein Holländer von Geburt, jetzt in russischen Diensten) ebenfalls einige Linienschiffe, einige Fregatten und verschiedene kleinere Fahrzeuge. —

Am Morgen des 25. Septembers begaben sich Codrington und Rigny, nachdem sie einige Tage zuvor eine von Kapudan Bei befehligte, aus Navarin auslaufende Schiffsabtheilung der Turko-Aegypter in den Hafen zurückgewiesen hatten, zu Ibrahim Pascha und stellten ihm nochmals vor, was sie bereits wiederholt in Briefen ihm mitgetheilt: daß es die Absicht ihrer resp. Regierungen sei, jedes fernere Blutvergießen in Griechenland, zu Wasser wie zu Lande, zu verhindern, ja im Nothfall einen Waffenstillstand zu erzwingen. Zugleich benachrichtigten sie den Pascha, daß die Griechen, wie aus einer Proclamation der provisorischen Regierung hervorgehe, diesem Beschlusse bereits Folge geleistet hätten; schlüßlich machten sie ihn für alle Folgen verantwortlich, und gaben ihm zu bedenken, wie sehr er durch Fortsetzung der Feindseligkeiten seine Flotte in Gefahr setze und die Interessen seines Herrn beeinträchtige.

Ibrahim erwiederte auf diese Erklärung mit der größten Gelassenheit: ohne bestimmten Befehl seines Herrn werde er nicht auf Schiffe der Verbündeten feuern; komme ihm aber ein solcher zu, so werde er ihn ohne alle Rücksicht auf die daraus erwachsende Gefahr vollziehen. Zugleich äußerte er sich sehr bitter über die Parteilichkeit der drei Mächte, mit welcher man ihn zur Unthätigkeit zwingen wolle, während es doch Lord Cochrane gestattet sei, mit einer griechischen Flotille eine Landung bei Patras zu versuchen. Als ihn hierauf die Admiräle die Versicherung gaben, Cochrane solle sofort von der getroffenen Uebereinkunft in Kenntniß gesetzt und zur Einstellung aller Feindseligkeiten aufgefordert werden, erklärte auch Ibrahim: bis zur Rückkehr der nach Konstantinopel und Alexandrien abgesendeten Eilboten nichts Feindliches unternehmen zu wollen. In Folge dieser Uebereinkunft verließen die Geschwader

der verbündeten Admirale die Gegend von Navarin und nur eine englische und eine französische Fregatte blieb vor dem Hafen zur Beobachtung der türkisch-ägyptischen Seemacht zurück. Inzwischen ließ Ibrahim in der Nacht vom 2. auf den 3. Oktober, angeblich durch eine ausgebrochene Meuterei unter seinen Truppen gezwungen, 45 mit Munition und Kriegsbedarf beladene Fahrzeuge nach Patras und Messalonghi auslaufen, um diesen von den Griechen bedrängten Festen die genannten Vorräthe zu überbringen. Uebrigens glaubte Ibrahim um so weniger an sein gegebenes Wort gebunden zu sein, als er erfahren hatte, daß Capitän Hastings mit seinem Dampfboote und einigen kleinern Fahrzeugen in den Golf von Korinth eingedrungen sei und ein türkisches Geschwader von neun Kriegsschiffen am 30. September im Hafen von Salona vernichtet habe. Aber kaum hatte Codrington, der mit seiner Flotte nach Zante gesteuert war, das Auslaufen eines Theils der türkischen Flotte von Navarin vernommen, als er auch sogleich mit der Asia und drei Fregatten unter Segel ging und den Befehlshaber des Geschwaders trotz aller Protestationen durch einige Kanonenschüsse zur Rückkehr zwang. Jetzt entbrannte Ibrahim's ganze Wuth; er verstärkte die zurückgewiesene Eskadre mit neuen Fahrzeugen und beschloß, sie in eigener Person an den Ort ihrer Bestimmung zu führen. Allein er fand die Briten in Schlachtordnung und schon begann ihr Feuer nachdrücklich zu spielen, als er sich eines Bessern besann und in den kaum verlassenen Hafen zurücksteuerte. Aber in seinem Innern kochte die Rache, die er jetzt an den Schützlingen der Verbündeten auszulassen beschloß, da er sie nicht an den letztern zu nehmen wagte.

Kaum war er wieder in Modon angelangt, als er dem Kiaja Bei Befehl ertheilte, mit 6000 Mann nach Kalamata in Messenien aufzubrechen, während eine zweite Abtheilung, 3 bis 4000 Mann stark, in Arkadien einfallen sollte. Er selbst setzte sich mit 6000 Mann, worunter 800 Reiter, nach der Maina in Marsch. Wie wildgereizte,

blutgierige Tieger durchzogen diese drei höllischen Colonnen das Land, sengend und mordend, qualvolle Martern an Allen übend, die nicht fußfällig die Gnade des ergrimmten Siegers anriefen. Das ganze Land wurde in eine grauenvolle Wüste, in einen großen Kirchhof verwandelt; die friedlichsten Wohnungen gingen in Flammen auf, Städte und Dörfer verschwanden in Trümmern, Oliven- und Fruchtbäume wurden umgehauen und somit jede Hoffnung friedlichen Lebensgenusses auf viele Jahre hin vernichtet. Mit tiefem Schmerze gewahrte Codrington die aufsteigenden Feuersäulen und erhielt Bericht über die furchtbaren Gräuelscenen, welche die Aegypter auf ihren Verheerungszügen verübten. Empört über diese Verhöhnung des Londoner Tractats, thatendurstig und froh des willkommenen Anlasses, einmal losschlagen zu können, traf er Abrede mit den beiden französischen und russischen Admiralen (letztrer war eben erst im Mittelmeer eingetroffen), und lud sie ein, sich mit ihm auf der Rhede von Zante zu vereinigen. Beide hatten von ihren Höfen die Weisung erhalten, sich unter Codrington's Befehl, als des ältesten unter ihnen, zu stellen, sobald er ihre Mitwirkung verlange. Codrington selbst, mit der Oberleitung beauftragt, war ein besonderer Schützling des Großadmirals und Herzogs von Clarence, und mit Stratford Canning zunächst durch russischen Einfluß, durch die Intriguen der schönen und geistreichen Fürstin Lieven, zu diesem Posten erhoben worden. Ueberhaupt hatte Rußland sehr glücklich operirt; Codrington und Stratford Canning als Vordermänner, Ribeaubierre in Konstantinopel, Lieven und Matuscewicz in London, Pozzo di Borgo in Paris, handelten Alle nach einem von der russischen Diplomatie entworfenen Plane.

Am 13. Oktober war die gesammte englische, französische und russische Seemacht im Mittelmeere auf der Rhede von Zante versammelt. Noch einmal sendeten die verbündeten Admirale nach gemeinsamer Ueberlegung ein Schreiben an Ibrahim, worin sie ihn aufforderten, entweder

Morea zu räumen und nach Aegypten zurückzukehren, oder wenigstens alle Feindseligkeiten bis nach beendigter Unterhandlung mit der Pforte einzustellen. Allein die Depesche kam uneröffnet von Navarin zurück, da Ibrahim angeblich nicht gegenwärtig war. Jetzt beschloß Codrington, nicht länger zu zögern. Am 19. Oktober trafen die verbündeten Geschwader auf der Höhe von Navarino ein, und am Mittag des 20. rückten sie bei günstigem Winde keilförmig gegen den Hafen vor. Voran segelte die Asia, ihr folgten der Albion und die Genua; darauf die Syrene Rigny's und die Linienschiffe Scipio, Trident und Breslau. Heyden mit seinen drei Linienschiffen und vier Fregatten machte den Beschluß, die Ehre des Tages wohlweislich den beiden andern Mächten überlassend. Im Allgemeinen zählte die verbündete Seemacht zehn Linienschiffe, zehn Fregatten, eine Corvette, drei Briggs und zwei Schooner, und im Ganzen 1324 Kanonen; die der Türken dagegen belief sich auf 79 Kriegsschiffe mit 2240 Kanonen, ungerechnet die Artillerie auf den Batterien. Obschon nun die Türken den Verbündeten an Zahl der Fahrzeuge weit überlegen waren, so konnten sie sich doch nicht mit diesen an Stärke der Fahrzeuge und Wirksamkeit des Feuers messen; hätte daher das Treffen in offener See statt gehabt, so würde es keine Stunde angehalten haben; da es aber vor Anker und im süßen Wasser ausgefochten wurde, wo keine Möglichkeit zu manövriren war, so wüthete es vier Stunden hindurch und war überaus blutig.

Die türkische Armada war in Form eines Halbmonds aufgestellt und bildete eine dreifache Linie im Umkreise des Meerbusens. Ihre Hauptmacht, aus den größten Schiffen und Fregatten gebildet, lag rechts, nahe am Strande, vor Anker und ward in zweiter Linie durch die Corvetten und Briggs verstärkt. An den Enden des Halbmonds lagen die Brander, um bei günstigem Winde sich nach der ersten feindseligen Bewegung auf die Verbündeten zu werfen. Die Batterien der Festung von Navarin und der Insel

Sphakteria deckten überdieß noch die Flotte, während hinter den größern Schiffen eine Menge kleinere theils unter Segel waren, theils bei einer kleinen Insel im Innern des Hafens vor Anker lagen.

Die türkische Schlachtordnung litt jedoch daran, daß alle großen Schiffe dicht an einander gedrängt in der ersten Linie lagen, wodurch sie sich gegenseitig an jeder freien Bewegung und Manövrirung hinderten, und daß in Folge dieses Fehlers die in zweiter Linie befindlichen Corvetten und Briggs für das Gefecht ganz unbrauchbar wurden.

„Der Würfel ist geworfen! ich sagt' es Euch, die Engländer würden nicht mit sich spielen lassen!" rief der Capitana-Bei, als Nachmittags gegen 2 Uhr die Asia ungehindert in die Bucht an den türkischen Batterien vorübersegelte und dem Admiralschiffe gegenüber Anker warf. Um dieselbe Zeit erschien auch die französische Admiralsfregatte Syrene und legte sich auf Pistolenschußweite vor der ersten Fregatte der türkischen Linie vor Anker. Noch war nichts Feindliches zwischen beiden Flotten geschehen. Als ein Unterhändler der drei Admirale bei dem Schiffe des türkischen Befehlshabers anlegen wollte, erscholl ihm der Zuruf: **Alarga!** (Zurück!) entgegen. Um drei Uhr tödtete ein Flintenschuß den Kapitän eines Bootes der Fregatte Dartmuth und gleichzeitig feuerte eine ägyptische Fregatte zwei Kanonenschüsse auf die Syrene ab, obgleich sie de Rigny durch das Sprachrohr gewarnt hatte. Endlich erfolgte auch ein Schuß auf das von Codrington abgesendete Parlementärboot von Seiten des türkischen Admiralschiffes am Eingange des Hafens. Sofort gab Codrington eine volle Ladung auf dieses Admiralschiff und die Schlacht wurde allgemein, zumal als das zuletzt in die Bai einlaufende russische Geschwader gleichzeitig von Navarin und Sphakteria aus mit Kanonenschüssen begrüßt wurde. Bald waren jedoch die Batterien der Festen zum Schweigen gebracht; fünf der größeren türkischen Schiffe und viele Transportschiffe vor der Insel gingen in Flammen auf; und wie tapfer sich

auch die Türken bei allem Mangel an Kriegskenntniß vertheidigten, so konnten sie doch dem furchtbaren Feuer der verbündeten Flotte keinen dauernden Widerstand entgegensetzen. Nach einem äußerst hartnäckigen Kampfe, der vier Stunden anhielt, war die gesammte türkisch-ägyptische Armada fast gänzlich zerstört. Ein Theil derselben flog während des Gefechtes in die Luft, ein andrer sank in Grund gebohrt in die Tiefe, die übrigen Schiffe endlich wurden, so wie sie kampfunfähig waren, von der flüchtenden Mannschaft selbst in Brand gesteckt oder von den Fluthen an's Land getrieben. Am 25. Oktober, als die verbündeten Geschwader den Hafen von Navarin verließen, waren nur noch eine einzige Fregatte und 15 Corvetten und Briggs von der ganzen türkisch-ägyptischen Armada flott und auch diese verdankten ihre Existenz nur dem Mitleid der Sieger. Im Ganzen zählten die Verbündeten 636 Mann an Todten und Verwundeten, während der Verlust der Türken und Aegypter auf wenigstens 3000 Mann geschätzt wurde.

Nachdem die Admirale von den unbrauchbar gewordenen Batterien von Navarin Besitz genommen, eilten sie zur Ausbesserung ihrer meist stark beschädigten Schiffe nach einheimischen oder befreundeten Häfen, und meldeten das wichtige Ereigniß nach Smyrna und von da aus an die Botschafter, Consuln und Residenten der christlichen Mächte. Auch den gesetzgebenden Körper Griechenlands benachrichtigten sie von dem Geschehenen, wobei sie ihm zugleich wiederholte Vorwürfe über die fortdauernde Seeräuberei machten und mit Zwangsmaßregeln drohten. Da eure jetzige provisorische Regierung — so lautete unter Anderem ihr Schreiben — weder Kraft noch Moral besitzt und deshalb kein Zutrauen einflößt, so richten wir diese unsre letzten unwiderruflichen Entschlüsse an den gesetzgebenden Körper und erklären das von jener Regierung eingesetzte Prisengericht für unbefugt, ohne unsere Mitwirkung über eins unsrer Schiffe zu richten u. dergl. m. Inzwischen kehrten sich Regierung und gesetzgebender Körper nur wenig an

diese drohende Sprache, zu welcher die Admirale nach ihrer Ansicht gezwungen waren, um nicht den Vorwurf auffallender Parteilichkeit sich zuzuziehen.

Die Völker Europas jubelten laut auf, als sie die Nachricht von der Vernichtung der türkischen Armada bei Navarin erhielten; Codrington, Rigny und Heyden waren die Helden des Tages, und „es schien nicht nur eine Entscheidungsschlacht für Griechenland gegen die Türken und des Christenthums über den Islam, sondern auch ein Sieg der Cultur über die Barbarei, der Freiheit über den Despotismus, der öffentlichen Meinung über die Cabinetspolitik." Die Flammen von Navarin wurden zum Morgenroth eines schönern Tages, der über das ganze Hellas hereinbrach. Dagegen fanden sich unter den Staatsmännern, und selbst unter solchen, die der griechischen Sache nicht abhold waren, gar Viele, welche in dem errungenen Siege weniger „den Triumph der Philanthropie und des Christenthums," sondern vielmehr „eine für Rußland erfochtene Trophäe und den Kulminationspunkt der Phrenesie" zu erblicken glaubten. Auch publicistische Schriftsteller traten mit lauter Anklage über den schändlichen Treubuch hervor, der, nach ihrer Ansicht, mitten im Frieden von den drei Alliirten gegen eine befreundete Macht begangen worden sei. Selbst einer der Helden des Tages, der Admiral de Rigny, äußerte wenige Tage nach der Schlacht zu einem hochgestellten östreichischen Offizier: „**cest l'action la plus infâme qu'on ait jamais commise!**" Die Stimmung der Regierungen endlich war je nach der zur Zeit der Seeschlacht angenommenen Politik der einzelnen Cabinette verschieden; allen kam das Ereigniß unerwartet und nur in St. Petersburg gab man sich in den höhern Zirkeln einer schlecht verborgenen Freude hin.

Die Diplomaten zu Pera hatten am 28. October die ersten Nachrichten von dem Siege bei Navarin empfangen und sofort eine geheime Berathung über die zu ergreifenden Maßregeln zur Sicherung ihres eigenen Lebens

wie dessen der christlichen Bevölkerung in Konstantinopel gehalten. In Folge davon stellten sie am 1. November an den Reis-Effendi, bevor dieser noch von dem Ereigniß in Kenntniß gesetzt war, nachstehende drei Fragen zur Beantwortung: 1) Welches sind die Instructionen, die Ibrahim Pascha von der Pforte erhalten hat? 2) Wie würde die Pforte eine feindliche Handlung betrachten, welche möglicherweise von Seiten der verbündeten Geschwader vorgenommen werden könnte, falls Ibrahim sich weigerte, dem ausgesprochenen Willen der drei Mächte Folge zu leisten? Besteht die hohe Pforte noch auf ihrer Weigerung, die Forderungen der verbündeten Mächte, hinsichtlich Griechenlands, zu erfüllen?

Protef Effendi antwortete hierauf ziemlich kurz und trocken: Die Pforte habe die verbündeten Mächte nicht um die Instructionen gefragt, welche dieselben ihren Admiralen ertheilt, somit sei sie auch nicht verpflichtet, ihre an Ibrahim Pascha übermachten Instructionen den betreffenden Höfen mitzutheilen. Was von Seiten der Pforte geschehen würde, falls Feindseligkeiten vorfielen, könne sie nicht im Voraus erklären, denn ein Kind erhalte keinen Namen, ehe und bevor es geboren und sein Geschlecht bekannt sei. Hinsichtlich der Forderungen der verbündeten Mächte, die Griechen betreffend, verharre die Pforte stets bei ihren bereits zur Gnüge ausgesprochenen Grundsätzen. —

Noch am Abende desselben Tages trafen die ersten Berichte über die Vorfälle bei Navarin im Serail ein; sie versetzten den Sultan in solche Wuth, daß zwölf Stunden lang Niemand es wagte, eine Frage an ihn zu stellen. Inzwischen schrieben der östreichische Internuntius, v. Ottenfels, und der preußische Minister, v. Miltitz, an den Reis Effendi, um durch diesen den Padischah von jedem übereilten und gewagten Schritte abzuhalten. Erst am 3. November wurden die Dragomans der Gesandten der drei Vertragsmächte zum Reis Effendi berufen, der ihnen Treubruch und Treulosigkeit vorwarf und sie mit den höhnen-

den Worten entließ: die hohe Pforte bedauere innigst, den Einflüsterungen und Vorspiegelungen der drei, nach ihrer Weise, paciscirenden Höfe auch nur einen Augenblick Gehör geliehen zu haben. Uebrigens sei die Anwesenheit der drei Gesandten in Konstantinopel völlig gleichgültig, weshalb er ihnen weder zum Gehen, noch zum Bleiben rathen wolle. Zwei Tage darauf wurde beim Mufti ein großer Divan gehalten, zu welchem alle Ulema's berufen waren und worin mit großer Stimmenmehrheit beschlossen wurde, daß alle mit England, Frankreich und Rußland eingegangenen Verträge, vor Allem aber die Convention von Akjerman, für null und nichtig erklärt, die Bewaffnung aller waffenfähigen Muselmänner angeordnet, die Fahne des Propheten aufgesteckt, die Gesandten jedoch unter den Schutz der hohen Pforte gestellt werden sollten, so lange sie sich noch auf türkischem Gebiete befänden. Inzwischen traf am nächsten Tage der Bericht über Fabvier's und Cochrane's Landung auf Chios ein und steigerte, verbunden mit der mündlichen Relation Kapudan Bei's über die Seeschlacht bei Navarin, den Zorn des Sultans so hoch, daß er sofort auf die Schiffe aller christlichen Nationen ohne Unterschied ein starkes Embargo legte. Gleichzeitig erklärte er, alle Muselmänner unter die Waffen rufen und sobald die Russen den Pruth überschritten, mit der Fahne der Propheten ins Feld ziehen zu wollen. Engländer, Franzosen und Russen schickten sich bereits zur Abreise aus Konstantinopel an.

Alle Verbindung mit den Gesandten der Großmächte, den österreichischen Internuntius ausgenommen, war abgebrochen und selbst dieser konnte nur mit vieler Mühe den Sultan von Ausbrüchen des Zorns zurückhalten. Fränkische Politik galt jetzt dem Divan gleichbedeutend mit Verrätherei. Endlich erklärte Protef Effendi in einer Note an den Baron von Ottenfels, als dieser unermüdlich sein Vermittlungsgeschäft fortsetzte: eine Herstellung des Friedens sei schlechterdings nicht zu hoffen, außer für den Fall, daß

der Londoner Vertrag vom 6. Juni vernichtet, der Pforte für den bei Navarin erlittenen Verlust vollständige Entschädigung und noch überdies hinlängliche Genugthuung für den schmählichen Friedensbruch gewährt würde; endlich solle es einzig und allein dem östreichischen Internuntius erlaubt sein, Tartaren mit Depeschen nach der Grenze abzusenden. Unter dem 10. November erwiederten hierauf die drei Botschafter, ebenfalls durch das Organ des Herrn v. Ottenfels: es sei der unerschütterliche Entschluß ihrer Höfe, den zur Pacification Griechenlands abgeschlossenen Vertrag aufrecht zu erhalten und für Vollziehung der gemeinschaftlich dafür aufgestellten Maßregeln zu wachen. In die von der Pforte geforderte Entschädigung für ihren Verlust bei Navarin könne aus dem Grunde nicht eingegangen werden, weil eine Entschädigung nur dann gedenkbar sei, wenn sie auf einem unbestrittenen Rechte beruhe. Im vorliegenden Falle sei aber durch alle Berichte erwiesen, daß der erste Angriff von Seiten der Türken geschehen. Den dritten Punkt, die Genugthuung betreffend, so könne bei der seit drei Jahren gegen die Pforte von Seiten der verbündeten Höfe bewiesenen Langmuth und deren aufrichtig freundschaftlichem Benehmen, welches die Pforte hartnäckig zurückgewiesen, davon gar keine Rede sein.

Unterdessen schien Sultan Mahmud sich eines Bessern besonnen zu haben, denn er hob auf die nachdrückliche Verwendung des Hrn. v. Ottenfels das angeordnete Embargo auf und gestattete den Botschaftern der Vertragsmächte die Landcommunication wieder. Auch wurde dem Kapudan Bei (Tahir Pascha) verboten, sich öffentlich in Konstantinopel zu zeigen, damit das Volk durch seine Person nicht an das furchtbare Ereigniß bei Navarin erinnert und dadurch zu Ausbrüchen wilder Wuth gegen die Franken gereizt würde.

Nach dem 10. November wurden die Unterhandlungen zwischen den einzelnen Gesandten und dem Reis Effendi wieder aufgenommen und dieser ging sogar ohne Einwendung von der Regel ab und gestand gemeinschaftliche Con-

ferenzen in seinem Palaste zu, denen auch die Dragomans, Dolmetscher und Secretäre beiwohnten. Diese Unterhandlungen begannen am 24. und drehten sich um drei Punkte: 1) die von den Gesandten verlangte Wiederherstellung der abgebrochenen diplomatischen Verhältnisse, 2) die Verwilligung eines Waffenstillstandes für die Griechen von Seiten der hohen Pforte und 3) die zu ertheilende Amnestie, wobei natürlich die Unterwerfung der Insurgenten vorausgesetzt ward. Man vermied ebenso sorgfältig, die Ereignisse bei Navarin als die dem Sultan so mißfällige Intervention zu erwähnen. So kam es, daß man sich über die beiden ersten Punkte sehr bald verständigte, denn Protef erklärte: wenn die Minister in Konstantinopel bleiben, ihren Höfen von dem dermaligen Stande der Dinge Bericht erstatten und deren Entscheidung abwarten wollten, so sollten nicht allein die diplomatischen Verhältnisse fortbestehen, sondern es solle auch eine Einstellung der Feindseligkeiten stattfinden, die jedoch kein Waffenstillstand, der nur zwischen rechtmäßig anerkannten kriegführenden Mächten stattfinden könne, zu nennen sei. Desto schwieriger waren aber die Unterhandlungen über den dritten Punkt. Der Reis Effendi verhieß zwar im Namen seines Herrn eine uneingeschränkte Amnestie, Zurückgabe alles confiscirten Eigenthums, Wiederherstellung der alten Rechte und Immunitäten, eine milde Verwaltung für die Zukunft und endlich nicht nur Erlassung des Ersatzes für sämmtlichen von Seiten der Griechen dem osmanischen Reiche zugefügten Schaden, sondern auch aller seit sechs Jahren rückständigen Steuern, ja selbst die Befreiung von allen Abgaben für das nächste Jahr nach ertheilter Amnestie. Mit diesen Zugeständnissen glaubte er alles Mögliche gethan zu haben. Allein die Botschafter verlangten kategorisch die unverzügliche Annahme des Waffenstillstandes und bestanden auf der Vermittlung und Bewilligung der für die Griechen im Tractate vom 6. Juli stipulirten Prärogative; im Weigerungsfalle baten sie um die zu ihrer Abreise nöthigen Fermans.

Der Divan beschloß hierauf in einer großen, äußerst zahlreich besuchten Sitzung, zu welcher die erfahrensten Männer der Hauptstadt eingeladen waren, den Anträgen der drei Höfe, die künftige Verfassung Griechenlands betreffend, aus politischen und religiösen Gründen durchaus nicht beizustimmen. Jetzt verlangten die Gesandten ihre Pässe; allein der Reis Effendi, fest an dem Glauben haltend, daß alle europäischen Diplomaten kunstfertige Lügner wären, sah in der Forderung der Botschafter nur ein verabredetes Spiel, welches nicht bis aufs Aeußerste getrieben werden würde; er erklärte daher, der Abreise kein Hinderniß entgegenstellen, aber auch keine officielle Kunde davon nehmen zu wollen, indem die Pforte jeden Anschein von Theilnahme daran ablehne. Die Gesandten zeigten nun dem östreichischen Internuntius an, daß sie bei ihrer Entfernung ihre zurückbleibenden Landsleute dem Schutze des niederländischen Botschafters, van Zuylen van Nyeveld, zu empfehlen gedächten. Der Reis Effendi nahm jedoch von dieser Anzeige keine Notiz, sondern erklärte einfach: daß die Pforte, den Grundsätzen des von ihr selbst übernommenen Schutzrechtes getreu, all' den zurückbleibenden Individuen der drei Nationen die nöthige Sorge angedeihen lassen werde.

Stratford-Canning und Guilleminot reisten wirklich am 8. December ab und segelten ohne irgend ein Hinderniß nach den Dardanellen; einige Tage darauf schiffte sich auch Ribeaupierre, durch widrige Winde aufgehalten, nach Odessa ein. „Auf solche Weise endigte nach sechs Jahren schmachvoller Nachgiebigkeit und gegenseitiger Täuschung die merkwürdige Geschichte des Ultimatums, und die verwickelte Frage, welche der Scharfsinn und die Kunst der Diplomaten nicht zu lösen vermochte, sollte nunmehr durch das Schwert entschieden werden."

Erfreut über die Beendigung des trügerischen Unterhandlungsgeschäfts, entwickelte jetzt der Sultan die ganze Energie, die er schon früher als Vernichter der Janitscharen

bewährt hatte. Ein Hattischerif (v. 20. December 1827) rief alle streitbaren Muselmänner zu den Waffen. Die Sprache, in der er geschrieben, war aufreizend und athmete Zorn und Rache gegen Rußland. „Allen, die Verstand und Einsicht haben, — hieß es darin — ist bekannt, daß gleichwie die Bekenner des Islams von Natur Feinde der Ungläubigen sind, so auch die Giauren tiefe Feindschaft gegen die Bekenner des Islams hegen. Hauptfeind der Bekenner des Islams und der hohen Pforte ist aber der russische Hof. Denn seit 50 bis 60 Jahren hat er sich unablässig bestrebt, seine strafbaren Entwürfe gegen die muselmännische Nation und das osmanische Reich auszuführen. Er hat immer die geringfügigsten Vorwürfe benutzt, um es zu bekriegen. Die von den — Gott sei Dank! vernichteten Janitscharen verübten Unordnungen haben Rußlands Fortschritte begünstigt, so, daß es sich allmälig mehrerer unsrer Provinzen bemächtigte. Sein Uebermuth und seine Anmaßungen nahmen immer zu, und es glaubte endlich ein leichtes Mittel zur Ausführung seines alten Planes zu finden, indem es die Griechen, seine alten Religionsgenossen, aufwiegelte. — — — Ueberdem sind die Russen einzig und allein daran Schuld, daß auch die andern Franken in dieselbe Gier verfielen, den Schurken (den Griechen) mit Rath und That mannichfache Hülfe leisteten und das Verderben verlängerten. Besonders aber wurden, durch niedrige russische Ränke verleitet, die Engländer und Franzosen bewogen, der hohen Pforte vorzuschlagen: sich nicht mehr in die Angelegenheiten der Griechen zu mischen, ihnen eine unabhängige Regierungsform zu geben, sie gänzlich von den Muselmännern zu trennen und ihnen Freiheit gegen einen jährlichen Tribut zu bewilligen! Da nun ganz offenbar solche Forderung darauf hinzielte, alle Länder von Europa und Asien, wo die Griechen mit den Muselmännern vermischt leben, in die Hände der Giaurs zu spielen und die Osmanen an die Stelle der Rayas zu setzen, ja selbst den Islam schnell zu vertilgen, so erlaubten weder

Vernunft, noch Gesetz, noch Politik, noch Religion die Annahme solcher elenden Vorschläge." — Mit naiver Ehrlichkeit erklärte noch Mahmud in diesem Hattischerif: die hohe Pforte habe sich nur so gestellt, als ob sie das glaube, was die Botschafter der drei Mächte ihr gesagt, und es müsse allen wahren Moslemin einleuchten, daß die Pforte, nur um Zeit zu gewinnen, bisher freundschaftlich zu Werke gegangen sei. Er schloß mit den Worten: Gestattet uns nun wohl das heilige Buch und das Gesetz, aus Furcht vor einem Kriege, unsere Religion mit Füßen treten zu lassen, und selbst unser Land, unsre Weiber, unsre Kinder, unser Eigenthum und Vermögen den Händen der Ungläubigen zu überliefern? — Nein! wir wollen uns Gott empfehlen, uns unter den Schutz des heiligen Propheten stellen, und allesammt, Veziere, Ulemas, Ridzaals, zur Vertheidigung des Reichs und der Religion eine geschlossene Masse bilden. Dieser Krieg ist nicht, wie die vorigen, ein politischer Krieg über Provinzen oder Grenzen; der Zweck der Ungläubigen geht dahin, den Islamismus zu vernichten und die muhamedanische Religion mit Füßen zu treten. Deßhalb muß auch dieser Krieg als ein Religions- und National-Krieg betrachtet werden. Alle Gläubigen wissen, daß der Kampf eine Pflicht für uns ist. Sie mögen sich daher auch hüten, an einen monatlichen Sold oder an irgend eine Zahlung zu denken. — Es bleibt den Muselmännern kein andres Mittel, in dieser und der andern Welt ihr Heil zu erwerben ꝛc. ꝛc.

Kurz nach der Abreise der drei Gesandten wurde in allen Moscheen der Hauptstadt ein großherrlicher Ferman verlesen, welcher alle Rechtgläubigen ermahnte, sich ruhig zu verhalten und der Fürsorge und Wachsamkeit der Regierung zu vertrauen, im Falle eines Angriffs aber bereit zu sein, den letzten Blutstropfen für Aufrechterhaltung der Religion und des Throns zu verspritzen. Sofort wurden auch Vertheidigungsmaßregeln zur Sicherung der Hauptstadt angeordnet. Die Donaufestungen und Dardanellen-

schlösser besetzt, ausgebessert und verproviantirt. Der Sultan ernannte Hussein Pascha zum Oberbefehlshaber des Lagers bei Adrianopel, während er die Vertheidigung der Dardanellen und der daselbst stationirten Seemacht Tahir Pascha anvertraute. Hierauf wurden mit fremden Gesandten und Kaufleuten Contracte zur Verproviantirung der Hauptstadt abgeschlossen und die völlige Aufhebung des auf christliche Schiffe gelegten Embargos unter der Bedingung angeordnet, daß alle mit Getreide beladenen fremden Schiffe einen Theil der Ladung gegen baare Bezahlung an die türkische Regierung abgeben sollten.

Das östreichische Cabinet betrachtete diesen Hattischerif als ein Werk großer Uebereilung von Seiten der Pforte, indem durch die in demselben enthaltenen Anschuldigungen und Vorwürfe eine Aussöhnung mit Rußland nicht mehr gedenkbar war. Dennoch wirkte der östreichische Internuntius v. Ottenfels, unterstützt von dem preußischen Minister von Kanitz und dem niederländischen Gesandten van Zuylen, mit unermüdlicher Ausdauer darauf hin, die gereizten Gemüther wenigstens einigermaßen zu besänftigen. Das russische Cabinet suchte sich das Ansehen der größten Ruhe und Gelassenheit zu geben, während es neben der Freude über das Beginnen des ersehnten Kampfes einen gewissen verwundeten Stolz hervorblicken ließ, der sich vergebens hinter einem vornehm hohen Tone verbarg. Inzwischen war Rußland der herausgeforderte Theil und die übergroße Mehrheit seiner Unterthanen betrachtete den ausbrechenden Krieg als einen Gott wohlgefälligen Kreuzzug zur Rache und Strafe für die grausame Behandlung, welche ihre griechischen Glaubensbrüder von dem Fanatismus der Türken erdulden mußten. Die öffentliche Meinung von ganz Europa — insofern die Stimmung der Völker, nicht aber die der Cabinette darunter verstanden wird — trat als furchtbar mächtige Alliirte auf Seiten des russischen Selbstherrschers.

Am 26. April 1828 sendete der Graf Nesselrode das

Ultimatum seines Kaisers an den Großvezier; es hieß darin: „Ew. Erlaucht wird es nach so vielen feindlichen Maßregeln von Seiten der hohen Pforte, die uns ihren festen Entschluß verkündigt, Gutes durch Böses vergelten, Krieg für Frieden bieten und feierliche Verträge niemals erfüllen zu wollen, nicht wundern, zu vernehmen, daß ich beauftragt bin, auf Ihr Schreiben vom 12. December 1827, durch beifolgende Declaration zu antworten und Ihnen zugleich anzukündigen, daß dieser Declaration unmittelbar der Marsch der russischen Truppen in die Staaten Sr. Hoheit folgen werde u. s. w."

An demselben Tage erschienen zu St. Petersburg ein Manifest und eine Declaration des Kaisers Nikolai, wodurch der Krieg an die Pforte in der gehörigen Form erklärt wurde. Beide Aktenstücke enthielten die Beschwerden Rußlands gegen die Pforte, in langer Reihe aufgezählt, deren Erledigung für um so ungerechter hingestellt war, als das türkische Reich seine Integrität nur dem Schutze des öffentlichen Rechts zu verdanken gehabt habe, unter welchen die so schändlich gebrochenen Verträge von Kainardgy, Jassy und Bucharest gestellt worden. Noch bitterer wurde das Benehmen der türkischen Regierung seit Anfang der griechischen Insurrection, und wie sie alle guten Rathschläge und angebotenen Vermittlungs-Bemühungen der großen Mächte schnöde zurückgewiesen, gerügt. Als Hauptgründe des gegenwärtigen Krieges wurden jedoch hervorgehoben die nichterfüllte Convention von Akjerman, die Aufhetzungen Persiens zum Kriege gegen Rußland und die Proclamation an alle muselmännischen Bewohner des osmanischen Reiches. „Rußland muß, — so hieß es weiter — nachdem es 16 Jahre lang nichts versäumt, um den Frieden zu erhalten, der Pforte jetzt mit Bedauern den Krieg erklären. Dieser Krieg wird aber nur unternommen, um die von der Pforte verletzten Verträge wieder in Kraft zu stellen, wie auch dem Handel auf dem schwarzen Meere und der Schifffahrt im Bosporus für

die Zukunft unverletzliche Freiheit zu verschaffen. Rußland hegt keineswegs Haß gegen die osmanische Macht, wie doch der Divan dasselbe fälschlich beschuldigt. Hätte es einen solchen Haß genährt, so würde es früher schon Veranlassung genug gefunden haben, zu den Waffen gegen die Pforte zu greifen. Es hegt auch keine geizigen Eroberungsabsichten; denn genug Länder und Völker erkennen bereits seine Gesetze an, und genug Sorgen sind schon mit der weiten Ausdehnung seines Gebiets verbunden. Diesen Krieg hat allein die Pforte veranlaßt; so wird sie denn auch die Last desselben zu tragen, die dadurch verursachten Kosten und Verluste der russischen Unterthanen zu bezahlen haben! Rußland aber wird ohngeachtet dieses erzwungenen Krieges sich niemals von seiner durch den Vertrag vom 6. Juli 1827 übernommenen Verpflichtung lossagen; sondern die Verbündeten werden es stets bereit finden, ein Werk zu unterstützen, welches durch die Religion und alle sittlichen Gefühle seiner regsten Sorgfalt anempfohlen bleibt."

Der Sultan, durch den Großvezier von dem Entschluß des Kaisers in Kenntniß gesetzt, erwiederte trocken: „Gut, so müssen wir fechten!" Mit demselben Gleichmuth empfing er die später eintreffende Kriegserklärung und eben so gelassen, wie sein Herr, zeigte sich der Reis Effendi, bei welchem sich gerade der östreichische Internuntius befand, als die verhängnißvollen Depeschen eintrafen. Alle ferneren Bemühungen des niederländischen wie des preußischen Gesandten, den Sultan zur Annahme des Londoner Vertrags vom 6. Juli zu bewegen, scheiterten an der lakonischen Antwort: jener Vertrag sei im starren Widerspruche mit Muhamed's Gesetz! Endlich gelang es aber doch dem rastlosen Drängen des Herrn v. Ottenfels, den Großherrn dahin zu vermögen, daß er durch den Reis Effendi die Botschafter Englands und Frankreichs mittelst eines nach ihrem damaligen Aufenthaltsort Corfu gesendeten Schreibens zur Rückkehr nach Konstantinopel

einladen ließ, um daselbst die Unterhandlungen über die Pacification Griechenlands wieder aufzunehmen. Ueber die Annahme des fraglichen Vertrags von Seiten des Sultans war jedoch in dem Schreiben Protef's kein Wort enthalten.

Am 4. Juni erließ die Pforte ihr Kriegsmanifest gegen Rußland. Sie behauptete darin ausdrücklich, daß ihr Betragen im Verhältnisse zu den christlichen Mächten stets aufrichtig nach den Vorschriften des reinen und heiligen Gesetzes bestimmt worden sei, während Rußlands Politik, erst Serbien, dann Moldau und Wallachei, endlich Griechenland betreffend, mit grellen Farben als heimtückisch, hinterlistig und lügenhaft geschildert wurde. Rußland habe sich geweigert, die höchsten Rechte der Pforte und ihre gerechtesten Klagen anzuerkennen, Rußland habe sie zu diesem unnöthigen und ungerechten Kampfe gezwungen. Aber — so schloß das Manifest — gelobt sei der Allmächtige, auf den die hohe Pforte und die muselmännische Nation ihr Vertrauen setzen, wir rüsten uns zur Vertheidigung nach den Vorschriften des heiligen Gesetzes. Wir sind frei von Uneinigkeit und haben das Unglück nicht zu verantworten, wodurch jetzt und in Zukunft das Glück vieler Menschen ganz zerstört, ja vielleicht die Grundfeste der Ruhe des ganzen Menschengeschlechts erschüttert werden wird! —

Der gordische Knoten, seit langen Jahren immer fester geschlossen, sollte jetzt mit dem Schwerte gelöst werden!

Am Morgen des 7. Mai überschritten die Russen den Pruth und schon nach wenig Tagen hatten sie Jassy und Bucharest besetzt. Der Hospodar der Moldau, Fürst Stourdza, wurde gefangen genommen und nach Bender

abgeführt; Ghika, der Hospodar der Wallachei, rettete sich noch vor Ankunft der Russen unter dem Schutze des östreichischen Generalconsuls Fleischhacker nach Siebenbürgen. Sofort wurde eine besondere Verwaltung für beide provisorisch in Besitz genommene Fürstenthümer angeordnet und Graf Pahlen als Verweser der Moldau, Senator Minciaky als der der Wallachei installirt. Etwas später ernannte Nikolai den ersteren als gemeinschaftlichen Generalgouverneur beider Provinzen, wobei ihm ein aus den angesehensten Beamten und Eingebornen gebildeter Divan zur Seite gestellt ward. In dem Divan zu Bucharest präsidirte der Staatsrath Stourdza, bekannt durch sein berüchtigtes Memoire über Deutschland, in dem zu Jassy aber der Staatsrath Pisani. Die Sorge für die Bedürfnisse des Heeres wurde einer aus drei Bojaren und einem russischen Oberbeamten zusammengesetzten Centralbehörde anvertraut; zugleich schrieb Pahlen eine bedeutende Kriegssteuer aus, welche der Divan mittelst einer Anleihe aufbringen sollte. Da es jedoch zur Zeit an baarem Gelde in beiden Fürstenthümern mangelte, versprach die russische Regierung ein Kapital von fünf Millionen Piaster gegen angemessene Zinsen auf sechzehn Jahre vorzuschießen. Das Glück unter russischer Herrschaft zu stehen, erschien daher den vielfach bedrückten Einwohnern, die sich überhaupt noch nicht von den Nachwehen des Ypsilantischen Aufstandes erholt hatten, keineswegs glänzend, weshalb sich auch viele Bojaren auf das östreichische Gebiet, tausende von Bauern aber mit Vieh und fahrender Habe in die Wälder und Gebirgsschluchten flüchteten. Noch gesellte sich zu dem allgemeinen Unglücke die Pest, welche eine nicht unbedeutende Anzahl der Einwohner hinwegraffte. Unter solchen Verhältnissen konnte der Aufforderung des Grafen Nesselrode: „Das Land möge sich nach reiflicher Berathung gesetzliche Ordnung, regelmäßige Verwaltung, Unverletzlichkeit seiner Privilegien, kurz das volle Glück des Mutterlandes, dem es jetzt einverleibt werden sollte, verschaffen, wobei die groß-

müthige russische Regierung auf keinerlei Weise hinderlich sein wolle," nur schwerlich nachgekommen werden. Uebrigens kann nicht geläugnet werden, daß das russische Regiment mehrere heilsame Reformen in Rechtspflege Cultur und Unterrichtswesen hervorrief oder vorbereitete, und daß an die Stelle der zeitherigen oligarchischen Anarchie eine wenigstens einigermaßen verbesserte Verwaltung eingeführt wurde.

Dieser Zustand der Fürstenthümer, verbunden mit der Mißstimmung seiner Bewohner und dem überaus hohen Wasserstande der Donau, hinderte die Russen an schnellen Kriegsoperationen und verschaffte den Türken Zeit, ihre Donaufestungen in Vertheidigungsstand zu setzen und gehörig zu verproviantiren. Erst nach langen Anstrengungen gelang es den Russen, zwischen Ismail und Tomarowa, Gallacz und Ibrail, Silistria und Giurgewo haltbare Schiffbrücken zu schlagen. Kaum war dies geschehen, so zeigte sich ein neuer Feind. Das nach den Donauüberschwemmungen stagnirende Wasser und die vielfachen Versumpfungen des Erdbodens erzeugten verpestende Nebel; das kalkartige, salpetrige Trinkwasser und die kalten, feuchten Sommernächte bewirkten zahlreiche Krankheiten, in deren Folge im russischen Heere noch vor dem Zusammentreffen mit dem Feinde eine große Sterblichkeit einriß.

In der Nähe von Gallacz fiel am 10. Mai das erste Handgemenge zwischen Russen und Türken vor, wobei die letztern geworfen und von der leichten russischen Reiterei bis in die Gegend von Ibrail (Braila) verfolgt wurden. Wichtiger war die Einschließung dieser letztgenannten, am nördlichen Donauufer gelegenen Festung; allein die großen Ueberschwemmungen des Donauufers hinderten den Ober-general Graf Wittgenstein, welcher um die Mitte Mai's sein Hauptquartier dicht vor den Thoren der Festung aufgeschlagen hatte, an nachdrücklichen Operationen. Am 15. des genannten Monats wurden jedoch die Vorstädte mit Sturm genommen, und als bald hierauf Großfürst Michael (am 17.) mit schwerem Belagerungsgeschütz, vier Tage

später aber Kaiser Nikolai mit ansehnlichem Gefolge eingetroffen, wurde der Muth der Truppen vielfach gesteigert. Allein die eigenthümliche Bauart der Festung verhinderte die Russen, Bresche zu schießen, während das sumpfige Terrain die Anlegung von Minen beinahe unmöglich machte. Auf dem entgegengesetzten Donauufer hatten die Türken Schanzen aufgeworfen, deren Geschütz den Strom bestrich; ihren rechten Flügel deckte ein Sumpf, der linke aber lehnte sich an die Batterien der kleinen Festung Isaktschi. Inzwischen bereiteten sich die Russen vor, die Donau auf drei verschiedenen Punkten zu überschreiten. Nachdem sie im Angesicht des Feindes feierlichen Gottesdienst gehalten und die Hülfe des Höchsten angerufen hatten, unternahmen sie am Morgen des 7. Juni den ersten Angriff auf die feindlichen Batterien am diesseitigen Ufer, welcher noch durch das Heranrücken der russischen Donauflottille unterstützt wurde. Gegen Mittag waren die Batterien genommen oder in die Luft gesprengt. Acht Bataillone setzten nun über die Donau; die Türken flohen mit Zurücklassung ihres Geschützes nach Isaktschi, die Russen aber lagerten bei Satnunow.

Am nächsten Morgen wurde die russische Vorhut von 6000 türkischen Reitern angegriffen, allein auch diesmal erlitten die Türken eine bedeutende Niederlage. Nun theilten sich die Russen in zwei Heersäulen, von denen eine die Richtung nach Oglu Basartschik nahm, wo sich die Straßen von Schumla und Varna kreuzen, während die andere die Donau aufwärts gen Matschin vorrückte, um die Verbindung der Festung Ibrail mit dem rechten Donauufer abzuschneiden. Gleichzeitig wurden die kleinen Festen Isaktschi und Tuldscha von zwei russischen Detaschements berennt. Ersteres kapitulirte am 11. Juni, wobei zahlreiche Kriegsvorräthe in die Hände der Russen fielen. Ein heftigerer Kampf war inzwischen auf der Donau zwischen der russischen und türkischen Flottille entbrannt; aber auch hier entschied das Kriegsglück zu Gunsten der Russen, die der tapfere Kapitän Sawadowsky zum Siege führte. Soli-

man Pascha, der in Ibrail commandirte, hatte jetzt seine Wasserverbindung eingebüßt, bewährte aber in der Vertheidigung der Feste einen glänzenden Muth und ermüdete durch häufige Ausfälle die Kampfbegierde der Russen. An einen Sturm war nicht zu denken, da das Brescheschießen zu keinem genügenden Resultate führte. Endlich entschloß man sich, drei verschiedene Minen zur Sprengung der Festungswerke anzulegen; allein nur eine derselben hatte einen günstigen Erfolg. Dennoch versuchten die Russen (am 15. Juni) zu stürmen. Die Türken vertheidigten sich aber äußerst tapfer, schlugen die Stürmenden zurück und versuchten einen wüthenden Ausfall, um die Werke der Belagerer zu zerstören. Die Russen erlitten einen schweren Verlust, der nach den eigenen Berichten auf 2000 Mann angegeben ward, nach andern aber gegen 5000 Mann betragen haben soll. Erst als am 19. Juni die Stadt durch ein furchtbares Raketenfeuer in mehreren Orten in Brand gerieth, entschloß sich Soliman Pascha zur Capitulaltion, die ihm auch auf ehrenvolle Bedingungen zugestanden wurde. Die Besatzung zog nach Silistria und der Großvezier überbrachte die Botschaft von dem Falle Ibrail's an den Pedischah mit den Worten: „Herr, noch drei Verluste, wie Ibrail, und du bleibst im großen Kampfe Sieger!" Mahmud II. erkannte zwar im Stillen die Tapferkeit Soliman Pascha's an, verbannte ihn aber dennoch, des Beispiels wegen, nach der Insel Mitylene, während die Pascha's, die durch die Uebergabe Isaktschi's den Fall Ibrail's vorbereitet hatten, als Uebertreter des heiligen Gesetzes den Kopf durch die Hand des Henkers verloren.

Auf den Fall von Ibrail folgte unmittelbar auch der der Festungen Matschin und Tuldscha, was für den ferneren Gang der Kriegsoperationen nicht unwichtig war. Die Einwohner von Hirsowa zwangen ihren eigenen Commandanten, den Platz an Fürst Matadow zu übergeben. Auch Kustendzia, dessen Hafen wegen der Armee-Zufuhren von Bedeutung war, öffnete nach kurzem Widerstande ihre

Thore dem russischen Feldherrn. Der Kaiser verließ hierauf mit seiner Gemahlin, voll froher Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang des Kampfes, den Kriegsschauplatz und schiffte sich zu neuen diplomatischen Verhandlungen nach Odessa ein. Merkwürdig war es, daß gleichzeitig aus dem kaiserlichen Hauptquartiere, welches jedoch mehr einem Diplomaten-Congresse glich, — auch Nesselrode befand sich mit seiner Kanzlei daselbst — die meisten der ausgezeichneten Personen, die sich als Zuschauer oder als Freiwillige aus allen Ländern Europas dort eingefunden hatten, mit dem Kaiser zurück nach Odessa eilten. Unter diesen wahrscheinlich zur Beobachtung abgesendeten Personen befanden sich der französische Botschafter Herzog von Mortemart, der britische Lord Heytesbury, der östreichische General Landgraf von Hessen-Homburg, der hannöverische Gesandte General von Dörnberg und mehrere preußische, französische und dänische Offiziere. Allgemein glaubte man, daß diese Männer zur Beobachtung der Plane Nikolai's abgesendet worden wären, ja viele wollten in ihnen geheimbevollmächtigte Agenten ihrer Regierungen erblicken, die nöthigen Falls „gegen weitere Fortschritte des russischen Adlers ein Veto" einlegen sollten. —

Graf Wittgenstein hatte gleich beim Beginnen des Feldzugs viel von der Mitwirkung der Bulgaren und Serbier, die dem Kriegsschauplatze zunächst wohnten, gehofft und in dieser Absicht eine geeignete Proclamation an sie erlassen. Allein Hussein Pascha hatte diese Hoffnung durch eben so kluge als kräftige Maßregeln vereitelt. Noch umsichtiger ging Fürst Milosch zu Werke, welcher eben so kräftig die traktatwidrigen Requisitionen der Pforte, wie die Anträge der russischen Emissarien zurückwies. Dabei fuhr er jedoch fort, der Pforte den schuldigen Tribut regelmäßig zu entrichten und ihr jeden Vorwand zu Beschwerden zu benehmen, während er die freundschaftlichen Verhältnisse mit den christlichen Mächten unterhielt. Er reinigte die Karavanen-Straße nach Ungarn von den Räubern, die dieselbe unsicher machten, und übte die junge

Mannschaft in den Waffen, um im Falle der Noth Gewalt mit Gewalt vertreiben zu können. Die mißtrauische Pforte übergab jedoch die Bewachung des verdächtigen Landes Bosniaken und Albanesen, den alten Todfeinden der Serbier, übertrug ihnen die Hut der Festungen und errichtete an der Grenze des Landes einen bosnisch-albanesischen Kordon. Hierüber ergrimmte die serbische Nation. Fürst Milosch berief eine allgemeine Volksversammlung, worin er die Absichten Rußlands, das keinen Aufstand der Serbier wolle, auseinandersetzte und zum kräftigen Widerstande gegen die Bosniaken aufforderte. Schon standen Serbier und Bosniaken sich kampfgerüstet gegenüber, als im Lager der letztern ein blutiger Aufstand durch den Widerwillen gegen das neue Exercitium und die neue Uniform hervorgerufen wurde. Der Kapidi Baschi, welcher den Ferman des Großherrn überbrachte, entging nur mit Mühe dem allgemeinen Gemetzel, während der Statthalter Bosniens, Abdurahman Pascha, von den Meuterern überwältigt und gefangen genommen, das Gefolge Hussein Beghs aber, das bereits in die neuen Monturen eingekleidet war, in Stücken gehauen wurde. Nach vielen blutigen Gewaltthaten durchzogen hierauf die Empörer in zügellosen Banden mit Mord, Brand und Plünderung das unglückliche Land, bis sie später den wohlverdienten Lohn ihrer Thaten empfingen.

Die russische Hauptarmee lagerte zu Anfang Juli bei Karassu und zählte im Ganzen 54 Bataillone, 48 Escadronen, 6 Kosakenregimenter und gegen 250 Stücke Geschütz. Allein wegen Wassermangel konnte sie nur in kleinen Märschen Bazardschik erreichen, während General Roth, angeblich mit 40,000 Mann, bei Hirsowa über die Donau setzte und die Festungen Silistria und Giurgewo blockirte. Das Hauptziel des russischen Operationsplans war Varna. Viele Kriegskundige Europa's, vor allen aber der Sultan, zweifelten nicht ohne Grund an der Warscheinlichkeit eines Marsches der Russen durch die öden bulgarischen Steppen, wo Mangel an Nahrungsmitteln und ansteckende Seuchen

während des Sommers das Heer sicher aufreiben würden; vielmehr glaubte man allgemein an plötzliche Landungen in der Nähe Konstantinopels, um die Hauptstadt zu schrecken und dadurch einen entscheidenden Schlag herbeizuführen. Mahmud hielt daher seine Hauptstärke auf der gefährlichsten und schwächsten Seite des Reichs zusammen, um jedes gelandete Corps mit überlegener Macht sofort vernichten zu können. Gleichzeitig ward den an den Donau befehligenden Paschas das strengste Gebot zugesendet, jedes entscheidende Gefecht, vorzüglich eine Hauptschlacht mit den Russen zu vermeiden.

Die russische Hauptmacht befand sich um die Mitte Juli's bereits an den ersten Engpässen des Balkans in der Nähe von Bazardschik, 30 deutsche Meilen von Isaktschi, ebenso weit von Adrianopel, 12 Meilen von Schumla und nur 5 Meilen von Varna entfernt. Fünf feste Plätze, Alt-Schumla, Jeni-Bazar, Parawadi, Aladin und Varna, zwischen den Flüssen Varna und Kamtschi gelegen, mußten genommen werden. General Benkendorf ward daher mit einem kleinen Corps nach Parawadi entsendet, um die Verbindung mit dem Belagerungs-Corps von Varna zu unterhalten. Am 19. Juli stand die Hauptmacht in Angesicht des türkischen Lagers bei Schumla in dem leichteroberten Jeni-Bazar. Bald kam es zu blutigen Gefechten, in welchen die Russen zwar meistentheils Sieger blieben, aber einen großen Verlust an Mannschaft erlitten. Zudem zeigten sich bösartige Fieber und selbst Spuren der Pest. Daß überdies die Gerüchte von den Unfällen der Russen, die in Europa circulirten, nicht allzu übertrieben waren, bewies der Umstand, daß Mahmud über 3000 gefangene Russen, welche ihm durch Hussein Pascha und andere Generale zugeschickt worden waren, im Triumphe und zur Freude des türkischen Pöbels durch die Straßen seiner Hauptstadt führen ließ. Es schmeichelte dies dem türkischen Stolz und bewirkte einen solchen Fanatismus, daß sich alsbald gegen 60,000 streitfähige Männer bei Chosrew Pascha als Frei-

willige einschreiben ließen. Kein Mittel wurde unbenutzt gelassen, um die aufgeregte Stimmung zu unterhalten; so wurden die Roßschweife, welche jedesmal beim Auszuge des Großveziers ins Feld aufgesteckt werden, in den ersten Hof des Pforten-Palastes gebracht, und zu Anfange des Augusts begab sich der Großvezier selbst mit großem Gepränge nach Daud, von wo aus er nachmals mit allen Ministern aufbrechen sollte. Der Sultan, der ihn eine Strecke weit begleitete, entließ ihn mit den Worten: „Rechne auf mich! Im Nothfalle folge ich Dir!" — Jetzt befestigte man auch mit Hülfe englischer Ingenieurs die Vorstädte Ejud und Daud, um die Hauptstadt von dieser Seite gehörig zu schirmen und zugleich dem Sultan ein sicheres Lager zu verschaffen, worin er persönlich, an der Spitze eines großen Aufgebots, zu verweilen und durch seine Nähe die Ruhe der Hauptstadt erhalten zu können gedachte. Die vier Stunden vor Konstantinopel gelegenen Flecken Belgrad und Baschik-Kenil wurden ebenfalls mit Redouten umgeben, die Eingänge des Bosporus aber durch starke Batterien, unter welchen zehn Kriegsschiffe lagen, in kräftigen Vertheidigungsstand gesetzt. Drei Wochen darauf brach Sultan Mahmud wirklich mit dem Sandschak-Scherif — der heiligen Fahne des Propheten — unter glänzenden Feierlichkeiten nach Ramiz-Tschiflik auf, wo er sein Lager bezog.

Inzwischen waren auf dem Kriegsschauplatze am schwarzen Meere mehrere wichtige Ereignisse vorgefallen. Der Vice-Admiral Greigh, der aus britischen Diensten in russische getreten war, hatte sich am dritten Mai mit der zu Sebastopol ausgerüsteten Escader und einem beträchtlichen Corps Landtruppen, welche General-Adjutant Fürst Mentschikoff commandirte, gegen Anapa gewendet, dessen Besatzung sich auch nach einem tapfern vierzigtägigen Widerstande den Russen ergab. Von diesem wichtigen Punkte aus konnte die Belagerung Varna's sowohl wie die Operationen der Landarmee vielfach unterstützt werden. Bald

hatten auch die Russen die nordwestlich gelegenen Anhöhen trotz der tapfersten Gegenwehr der Türken genommen; Mentschikoff setzte sich mit Greigh in Verbindung und erhielt von diesem eine willkommene Verstärkung aus Anapa; der Kaiser selbst führte von Odessa zwei neue Regimenter nebst 12 Stück Geschütz herüber und ging erst, nach genauer Besprechung mit den beiden Oberbefehlshabern zu Land und zu Wasser nach Odessa zurück; — allein Varna trotzte allen Anstrengungen der Genannten und der daselbst befehligende Kapudan Pascha entwickelte solch unermüdliche Tapferkeit, daß ihm selbst die Bewunderung seiner Feinde zu Theil ward. Bei einem Ausfalle der Türken am 27. August wurde Fürst Mentschikoff durch einen Kanonenschuß tödtlich verwundet; ihn ersetzte als Oberbefehlshaber des Belagerungsheeres Graf Woronzoff. Bald darauf (am 8. Sept.) traf auch der Kaiser wieder, begleitet von dem preußischen Generale von Nostiz, beim Heere ein, um die Operationen zu beschleunigen. Aber Varna hatte inzwischen beträchtliche Verstärkungen an Mannschaft und Kriegsbedarf erhalten, ohne daß die Russen solches zu verhindern vermochten, und der Großvezier rückte bereits, von einem starken Corps Albanesen (12,000 M.), die ihm Omer Vrione zugesendet, unterstützt, zum Entsatze Varnas heran. Auch Omer versuchte zum Entsatze der wichtigen Feste vorzudringen, allein der Großvezier rückte zu langsam vorwärts und konnte daher die Operationen des Paschas nicht gehörig unterstützen. Ein starkes russisches Corps, geführt vom Prinzen Eugen von Würtemberg, warf sich Omer entgegen und zwang ihn bei dem Flecken Hadgi Hassan Kaar nach einem hitzigen Treffen und namhaften Verluste zum Rückzuge. Bald darauf, am 12. Septbr., erstürmten die Russen, die des Kaisers Gegenwart begeisterte, eine Redoute von Varna, deren Feuer ihnen vielfachen Schaden zugefügt hatte. Hierdurch wurden die Türken aus ihrer letzten äußern Verschanzung vor der Angriffs-Fronte vertrieben, und als am folgenden Morgen durch eine Mine die nördliche Bastion

der Festung in den Graben gesprengt wurde, war der Weg zum Sturm auf den Hauptwall geöffnet und das Schicksal Varnas entschieden. Der tapfere Kapudan wollte diesem Sturme muthig begegnen und suchte, als ihm der Kaiser eine ziemlich ehrenvolle Kapitulation antrug, durch Unterhandlungen blos einige Zeit zu gewinnen; allein sein Unterbefehlshaber, Jussuf Pascha, war anderen Sinnes und erklärte, von Nikolai's Freundlichkeit und dem empfangenen russischen Golde geblendet, daß die Festung nicht mehr zu halten sei. Alle unter seinem Befehle stehenden Truppen legten, dem Kapudan Gehorsam verweigernd, die Waffen nieder, Jussuf selbst aber begab sich in des Kaisers Schutz. Ohne Widerstand zu finden, zogen hierauf die Russen in Varna ein, während der Kapudan sich mit einem kleinen Haufen der Getreuen in die Citadelle warf und von hier aus in Folge einer ehrenvollen Capitulation freien Abzug nach dem Lager Omer Vrione's bei Aidos zugestanden erhielt. Jussuf Pascha, durch dessen Verrath Varna in russische Gewalt gerathen war, fand zu Odessa die ausgezeichnetste Aufnahme und ward sogar mit Kanonensalven empfangen. Mahmud aber ließ ihn als Verräther an Religion und Vaterland verfluchen und seine sämmtlichen Güter confisciren. Inzwischen war das Glück an mehreren andern Punkten den Russen weniger günstig. Bei Schumla vertheidigte sich Hussein Pascha mit wilder Tapferkeit gegen die anstürmenden Feinde, die mehr als einmal ganze Bataillone einbüßten; nur die vereinigte russische Streitmacht konnte die Türken bei Eski Stambul wieder in ihr Lager zurücktreiben. In der Gegend von Silistria und Jenibazar wurde mit zweifelhaftem Erfolge gefochten, obwohl die russischen Bulletins mit erlogenen Siegen prunkten. Die Hauptmacht der Türken stand unbesiegt in dem festen Lager bei Schumla, und General Geismar, ein tüchtiger Guerilla-Führer, wurde von dem Pascha von Widdin bei Kalefat mit großem Verluste zurückgedrängt; die ganze Gegend zwischen Krajova und Kalefat litt furchtbar durch die verheerenden

Streifzüge, denen sie von beiden Parteien ausgesetzt war. Auch Silistria und Giurgewo widerstanden muthig allen Anstrengungen des Generals Roth, der sich endlich nach einem heftigen, aber vergeblichen Bombardement zur Aufhebung der Belagerung Silistrias genöthigt sah.

Die letzte bedeutende Kriegsthat in diesem Feldzuge war die schon erwähnte Einnahme von Varna, welches jetzt auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers durch General Roth so eilig als möglich in gehörigen Vertheidigungsstand gesetzt werden sollte. Sultan Mahmud aber, im Innersten über den Verlust eines Platzes ergrimmt, dessen Bedeutsamkeit er so gut wie Kaiser Nikolai erkannte, entsetzte sofort den Großvezier Mehmed Selim Pascha, welcher Omer Vrione beim versuchten Entsatz der Festung nicht gehörig unterstützt hatte, seines hohen Amtes und ertheilte dasselbe dem tapfern Vertheidiger Varnas, dem bisherigen Kapudan Pascha, der auch zugleich die sämmtlichen Feldgeräthschaften und Schätze seines Vorgängers in Besitz bekam. Der neue Großvezier, auf dessen Muth und Kriegserfahrung der Sultan großes Vertrauen setzte, erhielt sogleich den gemessensten Befehl, einen Winterfeldzug zu wagen und Varna den Russen um jeden Preis wieder zu entreißen.

Heftige Stürme auf dem schwarzen Meere hatten die Russen an der Verproviantirung Varnas verhindert, weshalb die Lage der dortigen Besatzung immer bedenklicher wurde. Dazu kam noch, daß die russischen Heermassen bei Schumla gegen Anfang Novembers das Feld nicht länger zu halten vermochten. Mangel, Krankheit, Frost und unablässige Kämpfe hatten den früheren Kriegsmuth gebrochen. Es wurde daher der Rückzug aus dem Lager vor Schumla zum Belagerungscorps vor Silistria beschlossen und angetreten; allein General Rudzewitsch konnte mit dem sehr geschwächten dritten Corps ihn nur mühsam decken und erlitt durch Hussein Pascha, der rasch aus seinen Schanzen mit überlegener Reiterei hervorbrach, eine empfindliche Niederlage, welche selbst die prunkhaften russischen Bulletins

nicht zu läugnen wagten. Nirgends konnten die Verfolgten einen Ruhepunkt gewinnen; der anhaltende Regen hatte alle Wege für Geschütz und Fuhrwerk ungangbar gemacht, die Truppen waren ermattet und dem Verhungern nahe, als endlich Frost und anhaltendes Schneegestöber sich einstellte. In solcher Noth wurden die Belagerungen von Silistria und und Giurgewo mit Zurücklassung fast allen Geschützes aufgehoben; bald glich der angetretene Rückzug einer förmlichen Flucht und kaum waren die halbverhungerten Truppen in den ersehnten Fürstenthümern angekommen, als sie von einem neuen und furchtbarern Feinde, der Pest, begrüßt wurden, die hier seit mehrern Wochen ihre gräßliche Erndte hielt. Die Verpfleganstalten, Feldapotheken und Spitäler waren trotz der vielgerühmten russischen Fürsorge im allererbärmlichsten Zustande; täglich steigerte sich der Mangel an Lebensmitteln, die Wlachen und Moldauer waren allzu erschöpft, um hinreichende Hülfe leisten zu können und hatten selbst schon die größten Opfer gebracht, um den eigenen Hungertod abzuwenden; und nur militärische Zwangsmaßregeln, welche auf den Vorschlag des Grafen Diebitsch angeordnet wurden, konnten die unglücklichen Einwohner bestimmen, das Allernöthigste für die beinahe verhungernde Armee herbeizuschaffen. Unter solchen Verhältnissen minderte sich die Sehnsucht gar sehr, unter russischem Scepter zu stehen.

Der schlechte Gang der Kriegsoperationen, die Sorglosigkeit hinsichtlich der Verpflegungsanstalten und die daraus entsprungenen Verwickelungen und Unglücksfälle wurden allgemein dem Oberfeldherrn der Armee, Grafen Wittgenstein, zur Last gelegt. Die gehäuften Vorwürfe über seinen verkehrten Feldzugsplan, verbunden mit dem Gefühle der Schmach über die gänzlich mißlungenen Entwürfe, bestimmten den Grafen, an den Kaiser die Bitte zu richten, ihn des Oberbefehls zu entbinden; allein Nikolai bedurfte jetzt noch seiner zur Reorganisirung des zerrütteten Heeres und schlug ihm daher in einem schmeichelhaften Rescripte

seine Bitte mit der Bemerkung ab: man wolle ihm seine Gemahlin senden, damit er in ihren Armen des Kummers vergesse! Bald darauf wurde jedoch der Gekränkte, ungeachtet der Lorbeeren, die er sich in dem sogenannten Befreiungskriege erfochten, vom Oberbefehle zurückberufen und durch den Grafen Diebitsch, der auch den Plan zu dem neuen Feldzuge gegen die Türken entworfen hatte, ersetzt.

Die zahlreichen Feinde der russischen Politik in Europa jubelten ziemlich unverholen über die Unglücksfälle, welche, durch das Gerücht noch bedeutend vergrößert, die siegestrunkene Armee des Kaisers betroffen hatten, und wie sorgfältig auch die commandirenden Generale und Nesselrode alles Nachtheilige zu verschleiern oder alles Uebertriebene zu entkräftigen suchten, so wurde die Wahrheit doch bald durch Zeitblätter, Flugschriften, vertraute Briefe und geheime Berichte ermittelt. Am Eifrigsten in Verbreitung gehässiger Nachrichten war die englische Presse, namentlich die New-Times. Aber auch Viele, die im innern Herzen der griechischen Sache zugethan waren, freuten sich über die temporäre Demüthigung des nordischen Riesen.

Der Entschluß Rußlands, die Dardanellen und Konstantinopel in Blokadestand zu versetzen, steigerte den Aerger der Engländer vom Neuen. Zwar hatte Admiral Heyden unter dem 18. October ein Circular an die Commandanten sämmtlicher, neutralen Mächten in der Levante zugehörigen, Kriegsschiffe erlassen, worin er ihnen das Einlaufen in die Dardanellen unter der Bedingung zugestand, daß sie sich einer Durchsuchung unterwürfen und weder Kriegscontrebande noch zur Verproviantirung Konstantinopels dienliche Gegenstände an Bord haben würden. Allein die Vertreter der englischen Merkantil-Interessen behaupteten dagegen, Rußland habe nicht Seekräfte genug, um jene Blokade wirksam durchzuführen, und beabsichtige daher, durch Ertheilung von Kaperbriefen an die ohnehin zum Seeraub geneigten Griechen nicht durch den türkischen Seehandel,

sondern auch den aller neutralen Nationen in der Levante zu Grunde richten zu wollen.

Im Vertrauen auf die allbekannte Schwäche der europäischen Cabinette, die in ihren Noten bescheidene Vorstellungen zu machen suchten, und unbekümmert um die Ausfälle der Publicisten, wie um die Philippiken auf den parlementarischen Tribunen, erließ Graf Nesselrode von Odessa aus im Namen seines Herren eine stolz und würdig gehaltene Note an die großen Höfe, worin nochmals erklärt wurde: der Entschluß des Kaisers, keine Vermittlung, von welcher Seite sie auch kommen möge, anzunehmen, und das Schwert nicht eher in die Scheide stecken zu wollen, bis vollkommene Genugthuung und Ersatz von der Pforte geleistet, sei unerschütterlich. Gleichzeitig eiferten die russischen Publicisten über „die dumme Eifersucht gegen ein christliches Volk, welche der Pforte schon die Waffen der Cultur in die Hände gegeben, ohne ihr den Geist schenken zu können." — Uebrigens hatte Rußland — nach Münch's Urtheile — seine und fremde Interessen und Plane so tief in einander zu verschmelzen gewußt, daß um jene Zeit sogar eine große politische Intrigue, welche man ein Jahr vorher noch für unmöglich gehalten hätte, den denkenden Köpfen nicht wenig zu schaffen machte; eine Intrigue, welche aus dem Haupte der Herren Martignac und Pozzo di Borgo entsprang, und von der kriegslustigen, bonabartistisch-liberalisirenden Partei in Frankreich mit großem Enthusiasmus aufgegriffen wurde; sie betraf ein enges Bündniß zwischen Frankreich und Rußland, als den natürlichsten Alliirten, welche hinfür in die Leitung der europäischen Angelegenheiten sich theilen, Belgien ersterer Macht zurückverschaffen, den König der Niederlande durch Hannover entschädigen und Preußen, den unbequemen Nachbar, auf die eine oder andere Weise zufrieden stellen würden. Der ganze Plan, von der französischen Plauderhaftigkeit durch Kératry und Richemont in Zeitungen, durch Sebastiani und Bignon auf der Tribune voreilig kundgemacht, scheiterte an

dem beharrlichen Widerwillen Karl's X., doch würde er auch unter jeden Umständen an der Kraft des unbequemen Nachbars, so wie an der Stimmung der deutschen Nation, über welche damals Preußen einen ungewöhnlich starken moralischen Einfluß übte, sicherlich gescheitert sein*).

Während dieser Ereignisse in Europa wurde auch in Asien von den Russen ein lebhafter Kampf gegen die Türkei unterhalten. Gleichzeitig mit der russischen Kriegserklärung gegen die Pforte erhielt auch der in Asien commandirende Obergeneral Graf Paskewitsch-Eriwanski den Befehl, in die asiatische Türkei einzurücken. Sofort versammelte er bei Gumry, am Flusse Arpatschai, die verfügbare kaukasische Heermacht, hielt zur Weihe des zu beginnenden Blutvergießens einen feierlichen Gottesdienst, wobei die Soldaten von dem Willen des Kaisers in Kenntniß gesetzt wurden, und zog am 2. Juli (1828) gegen die feindlichen Provinzen aus. Zunächst traf er jenseits des Arpatschai auf die türkische Grenzfestung Kars, die von der Natur noch mehr als durch die Kunst geschützt ist. Der Vortrab, zwei Kosakenregimenter, wich, in Folge geschehener Abrede, beim ersten Anblicke der ordnungslos herumschwärmenden türkischen Reiterei, auf den rechten russischen Flügel zurück; hier trafen aber die siegestrunkenen Verfolger auf die Uhlanen des Generals von Osten-Sacken und den tatarischen Heerbann, die ihnen muthvollen Widerstand leisteten, während die Pionniers eine Anhöhe erstürmten und von da herab mit dem Geschütz in die türkischen Reihen wütheten. Eine allgemeine Flucht erfolgte; nach einem dreistündigen Kampfe hatten die Russen die Mauern der Stadt überstiegen und die Türken zurück in die Citadelle geworfen, deren Befehlshaber, Mehmed Janni

---

*) Vergl. Mémoires du Général Richemont réproduits en partie par M. Kératry, dans le Courier Français, desgl. die dieselben beleuchtende Lettre à un Diplomate (deutsch mit Glossen in Münch's Aletheia) von Dr. E. Wiedemann.

Pascha, durch das Kriegsglück der Russen entmuthigt, sofort mit 5000 M. capitulirte. Nur die 2000 M. starke Reiterei hieb sich muthig durch die russischen Schwadronen und gewann das Gebirg, wohin die russischen Reiter ihnen nicht zu folgen wagten.

Zur Verwaltung des Paschaliks von Kars ernannte der Obergeneral eine provisorische Verwaltung, an deren Spitze der Fürst Bekowitsch-Tscherkassy trat; Commandant der für die ferneren Operationen wichtigen Festung wurde Major Valenti. Inzwischen war auch der Befehlshaber des Reservecorps, Graf Sipiaghin, von Tiflis aus gegen das weniger stark befestigte Poti vorgerückt, welches, auf einer Insel an der Mündung des Phasis gelegen, den Handel und die Schifffahrt nach Trebisonde, Batume und andern Küstenplätzen des schwarzen Meeres beherrscht. Nach kurzem Widerstande capitulirte der Commandant der Festung, deren Besatzung zunächst nur aus gewerbtreibenden Bürgern bestand, welche aber zum großen Theil zu den Ortas der aufgelösten Janitscharencorps gehörten. Ueberhaupt benutzte der Obergeneral während der ganzen Dauer des Feldzugs die Erbitterung der in Asien wohnhaften Janitscharen, um seine Operationen zu begünstigen und neue Trophäen ohne große Anstrengung zu erwerben. Daß die Politik des russischen Cabinets die Mittel in Asien nicht scheute, deren sie sich in Serbien mit gutem Erfolge bedient hatte, bleibt gewiß, wenn sich auch nicht historisch nachweisen läßt, daß das Ministerium von vorn herein Einverständnisse und Unterhandlungen mit den in Türkisch-Asien zerstreuten Janitscharen gepflogen haben.

Die auf dem Gipfel eines schmalen Gebirgs gelegene Festung Achalkalaky wurde durch ein zweitägiges Feuer der russischen Geschütze zusammengeschossen, wobei es nicht an blutigen Scenen fehlte; der türkische Fanatismus zeigte sich hier in seiner ganzen Wildheit. Allein noch blutigere Kämpfe fielen vor, als die Paschas Mustapha und Kios Mehmed mit ihrem aufgebotenen Heerbann (über 25,000 M.

mit 15 Feldstücken) zum Entsatze von Achaltzyk heranzogen und sich am Ufer des Kur verschanzten. Auch hier erlitten die Türken, nach einem zwölfstündigen äußerst blutigen Kampfe eine vollständige Niederlage; nur fünftausend Türken gelang es, sich unter Führung des verwundeten Mehmed Pascha in die nah gelegene Feste zu werfen. Aber auch die Russen hatten großen Verlust erlitten und betrauerten den Tod ihres tapfern Generals Kovolkoff und vieler tüchtiger Officiere und Soldaten. Nach diesem Blutkampfe wurde Achaltzyk gestürmt. Die Türken — so lauteten die Berichte von Augenzeugen — leisteten verzweifelten Widerstand. Das Blut floß in allen Straßen der Stadt; ein russischer Obrist und 12 andere Officiere bedeckten mit ihren Leichen den gräßlichen Kampfplatz, den wild auflodernde Flammen beleuchteten, bis endlich nach dreizehnstündigem Morden alle Gegenwehr aufhörte. Endlich kapitulirten die Pascha's und räumten die Citadelle, wobei 66 Kanonen, 5 Roßschweife und 32 Fahnen in die Hände der Russen geriethen. Die köstlichste Beute war jedoch ein Schatz von dreihundert der seltensten Manuscripte, welche ungesäumt nach St. Petersburg gesendet wurden. Jetzt fielen auch die kleinen Bergfesten Aykhour und Bajazet; Diadin öffnete dem Sieger die Thore, das Fort Topra-Kale kapitulirte und nun war den Russen die Straße nach dem großen Erzerum geöffnet. Die armenische Bevölkerung in diesen Gegenden begünstigte nicht minder als die Janitscharenpartei diese schnellen Fortschritte der Russen. Der Obergeneral fand jedoch für gut, schon im Oktober die Winterquartiere zu beziehen, um sich für den neuen Feldzug im folgenden Jahre (1829) gehörig zu stärken.

Bereits im Februar 1829 hatten der Pascha von Trapezunt und der Seriasker von Erzerum ein Heer von 50,000 Mann versammelt, um den Russen die im vorigen Feldzuge gemachten Eroberungen wieder zu entreißen; allein bis zum Juni ruhten die Operationen, einige unbedeutende, von keinem großen Erfolge begleitete Waffenthaten ausge-

nommen. In der Mitte des Juni zog der Seriasker an der Spitze von 30,000 Mann — sein Unterfeldherr Hagki Pascha, befehligte den Rest — gegen Kars heran, um die Offensive zu ergreifen. Beide nahmen am Fuße des Gebirges Saganlou eine feste Stellung ein und wähnten sich hinter ihren felsigen Verschanzungen gegen alle Angriffe der Russen gesichert. Paskewitsch wünschte aber den Feldzug in möglichst kurzer Zeit zu beendigen; er zog daher unter großen Schwierigkeiten über die waldigen Höhen des genannten Gebirgs, umging das türkische Lager, schnitt den herbeieilenden Seriasker von dem Corps seines Unterfeldherrn ab und trieb ihn bei dem Dorfe Kainli über das Gebirg zurück. Am 2. Juli sprengte er durch einen kühnen Angriff das feindliche Lager und nahm Hagki Pascha mit 1500 Soldaten gefangen; 31 Kanonen, 19 Fahnen und beträchtliche Kriegsvorräthe wurden überdieß noch hierbei erbeutet. Hierauf setzte sich der Oberfeldherr an der Spitze seiner Hauptmacht gegen Erzerum in Bewegung. Die schismatischen, von der Pforte hartbedrückten Armenier rührten sich jetzt von Neuem und unterstützten die Operationen der Russen. Noch einmal versuchte der Pascha von Van das feste Bajazet wieder zu erobern, allein die Nachricht von der Niederlage des Seriaskers und dem Zuge der russischen Hauptmacht gegen Erzerum nöthigte ihn nach zwei blutigen Stürmen zum Rückzuge.

Am 3. Juli brach Paskewitsch mit dem Gros der Armee gegen Erzerum auf. Bald hatte er die wichtige, von den Türken verlassene Festung Hassan-Kalé, den Schlüssel von Erzerum, erreicht. Hierauf sandte er den zu ihm übergetretenen Janitscharenchef, Mamisch-Aga, mit einer lockenden Proclamation nach der genannten Hauptstadt Armeniens, deren Einwohner, Armenier und Türken, durch den Einfluß der zahlreichen hier seßhaften Janitscharen unter sich selbst getheilt waren und daher die Vertheidigung dieses wichtigen Platzes vielfach erschwerten. Am 8. Juli rückten die russischen Colonnen im Sturmmarsch gegen den vor

Erzerum gelegenen Berg Top Dag heran, auf welchem der Seriasker sein Geschütz aufgepflanzt hatte. Alsbald entflohen die Türken nach allen Richtungen; schon hatte das ganze, 8000 Mann starke Corps Hagki Pascha's die Stadt verlassen, deren Einwohner jetzt eine Deputation an den russischen Feldherrn absendeten, welche die Kapitulation unterzeichneten und die Schlüssel der Stadt überreichten. Einzelne Arnautenbanden hatten sich zwar in die Citadelle geworfen und versuchten einen kurzen Widerstand; als aber die Russen im Sturmschritt heranrückten, öffneten auch sie die Thore. Der Seriasker und alle mit ihm in Erzerum befindlichen Pascha's geriethen in russische Gefangenschaft; außerdem waren noch ungeheure Magazine und 150 Kanonen die Beute des Sieges. Sofort ernannte Paskewitsch den Generalmajor Pankratieff zum Gouverneur des Paschaliks Erzerum und den Fürsten Tscherkassy zum Befehlshaber der Stadt. Eine provisorische Regierung verwaltete die eroberte Provinz; den Janitscharen aber, ohne deren Mitwirkung die Einnahme Erzerums schwieriger geworden wäre, zeigte sich der Oberfeldherr dadurch dankbar, daß er ihre Corps wiederherstellte und den neugebildeten Ortas ihre alten Rechte und Auszeichnungen zurückgab.

Ehe noch Erzerum in russische Gewalt gerieth, hatte die Vorhut des russischen Hauptheeres unter General Burtzoff die wichtige Festung Baiburdi erobert, worauf sie auf der Straße nach Trapezunt vorrückte. Allein die Lasier, ein wildes Gebirgsvolk, geführt von dem frühern Pascha von Anapa, drückte die Russen wieder nach Baiburdi zurück und selbst Paskewitsch, der mit dem Corps von Murawieff heranrückte, hatte einen schweren Stand gegen die tollkühnen Fanatiker, die ihre Todeshemden angezogen und sich verschworen hatten, ihre Stellung mit dem Leben zu vertheidigen. Nur nach äußerst blutigem Kampfe gelang es, sie zurückzuwerfen. Der Weg des Obergenerals über das Gebirge, um nach Trapezunt vorzudringen, war ungemein beschwerlich, weßhalb sich auch Paskewitsch zur Rückkehr nach

Erzerum entschloß. Schon war Baiburdi, trotz der tapfersten Gegenwehr der Besatzung, den Russen wieder entrissen worden. Die Türken hatten sich von ihrem ersten Schrecken erholt; der neuernannte Seriasker von Erzerum versammelte bei Baiburdi bereits wieder ein Heer von 18,000 Mann, mit welchem er Erzerum zu erstürmen gedachte; mehrere andere Pascha's waren, wie armenische Kundschafter berichteten, im Begriff, gegen die Hauptstadt Armeniens aufzubrechen und mit jedem Tage schien sich die Gefahr für das kaum eroberte Erzerum zu steigern. Da entschloß sich Paskewitsch mit allen disponiblen Streitkräften gegen den Seriasker aufzubrechen. Am 6. Oktober verließ er Erzerum und rückte in zwei Kolonnen gegen Baiburdi vor, das auch nach einem überaus blutigen Kampfe wieder in russische Gewalt gerieth. Zwar rückte der Seriasker sofort zum Entsatze heran, allein am 11. Oktober erhielt er die authentische Nachricht von dem zu Adrianopel abgeschlossenen Frieden, welche er sogleich dem russischen Oberbefehlshaber mittheilen ließ. Ein Waffenstillstand wurde abgeschlossen. Paskewitsch aber traf persönlich mit dem Seriasker zusammen und verabredete mit diesem die Ausführung der im Friedenstractate festgesetzten allmäligen Räumung der eroberten Paschaliks.

Wir kehren daher zu den Ereignissen in Europa zurück, die jenen Friedensschluß von Adrianopel herbeiführten.

Es ist schon erwähnt worden, daß der an Wittgenstein's Stelle zum Oberbefehlshaber der russischen Armeen in Europa ernannte Graf Diebitsch einen neuen Feldzugsplan für den Krieg gegen die Pforte entworfen hatte. Graf Diebitsch, aus einer preußischen Familie in Schlesien geboren, hatte seine erste militärische Bildung im Kadettencorps zu Berlin erhalten und war später als Lieutenant in die russische Armee eingetreten; Zögling des Semenow'schen

Garde-Grenadier-Regiments, erblicken wir ihn im Jahre 1812 bereits als Obrist und Chef des Generalstabs bei Wittgenstein's Armeecorps; er genoß das Vertrauen Kaisers Alexander I. bis zu dessen Tode und auch Nikolai ließ ihn an den meisten seiner Plane und Entwürfe Theil nehmen. Als Chef des Generalstabs während des ersten Feldzugs gegen die Türken an der Donau hatte er vielfache Gelegenheit, die Mängel des Wittgenstein'schen Operationsplans und die Gebrechen der innern Armeeverwaltung zu bemerken. Seine dem Kaiser mitgetheilten Vorhersagungen trafen ein und so wurde er zum Oberbefehlshaber für den neuen Feldzug ernannt, um durch seinen Operationsplan den Ruhm und das Glück wieder an die russischen Waffen zu fesseln. Diebitsch theilte mit Prinz Eugen und Loudon jenes unscheinbare Aeußere, was selbst erfahrene Menschenkenner getäuscht hat; in dem gedrungenen Körper wohnte ein gebildeter, unermüdet thätiger Geist, der mit Thatendurst und Kühnheit, Ehrgeiz und Hang zur Intrigue verband.

Der neue Oberfeldherr hatte eine äußerst schwierige Aufgabe zu lösen, denn er galt in den Augen vieler russischen Großen als Emporkömmling und Ausländer, dessen Bevorzugung Eifersucht und Haß erweckte. Dagegen zeichnete ihn der Kaiser auf alle Weise aus und es ging selbst das Gerücht: Paskewitsch habe den von ihm entworfenen Plan für den neuen Feldzug in Asien zur Censur an Diebitsch einschicken müssen. Uebrigens rechtfertigte Diebitsch vollkommen das Vertrauen seines Kaisers, wobei ihm die harmonische Mitwirkung zu Statten kam, die er bei den Generalen Toll I., Roth und Geismar, seinen nach Rußland verpflanzten deutschen Landsleuten, fand.

Roth hatte während des Winters die Ruinen von Varna zu einer starken Festung umgewandelt und die Versäumnisse in Verproviantirung der Armee, in Rücksicht auf Gesundheitspflege u. drgl. m. durch Zufuhren aus Odessa wieder gut zu machen gesucht. Die auf dem rechten Donauufer stationirten Truppen befanden sich daher bald wieder in einer

erträglicheren Lage, während auf dem linken Ufer der thätige Geismar den Pascha von Widdin in Schach erhielt und mit seinen schnellen Panduren beutereiche Streifzüge in das türkische Gebiet ausführte.

In der Hofkapelle des Winterpalastes zu St. Petersburg feierte man am 8. Februar 1829 die kurz zuvor (am 24. Jan.) erfolgte Einnahme der türkischen Festung Kalé, die gleichsam den Brückenkopf von Nikopolis bildete, durch ein großes Te Deum. Bald darauf (am 11. Febr.) kapitulirte das wichtige Turno. Beide Festen sollten — wie vielfach erzählt ward — durch Verrath der Befehlshaber Ibrahim Pascha und Ayan Achmed in russische Gewalt gerathen sein. Es war nunmehr den Russen ein Leichtes, die bei Nikopolis an der Mündung des Osela überwinternde Flottille durch Ueberfall zu nehmen und großentheils zu verbrennen. Nur Giurgewo trotzte noch am linken Donauufer den russischen Waffen; mit seinem Falle hing der des gegenüberliegenden Rustschuk zusammen, auf welche beiden Festen daher die nächsten Anstrengungen der Russen gerichtet waren. Auch Silistria wurde im März immer enger eingeschlossen. Nach unsäglichen Schwierigkeiten, da das Belagerungsgeschütz auf den unwegsamsten Pfaden herbeigeschafft werden mußte, begann endlich die Beschießung von Giurgewo; allein die vereinigten Besatzungen der genannten Feste und der von Rustschuk wehrten sich auf das Tapferste und brachten durch wiederholte Ausfälle den Belagerern so bedeutende Niederlagen bei, daß auf mehr als 100 Wagen die russischen Verwundeten in die Hospitäler nach Bucharest geschafft werden mußten.

Der Hauptplan des Grafen Diebitsch ging jedoch dahin, durch eine Reihe partieller Landungen und Eroberungen an den Küsten des schwarzen Meeres die Hauptstadt des türkischen Reiches in Schrecken zu setzen und den Sultan zu bestimmen, die Streitkräfte am Balkan zur Sicherung Konstantinopels zu schwächen. Vor allem war hierzu die Mitwirkung der russischen Seemacht im Archipel wie auf

dem schwarzen Meere erforderlich. Die Seemacht im Archipel bestand aus acht Linienschiffen, sieben Fregatten, vier Briggs und einer Korvette und zählte im Ganzen 1002 Kanonen; die im schwarzen Meere stationirte Flotte umfaßte zwei Orlogs, jedes von 110 Kanonen, drei von 84, vier von 74 Kanonen; sodann fünf Fregatten von 36 bis 56 Kanonen und 28 Korvetten. Auf den Schiffswerften des schwarzen Meeres wurde unablässig an der Vollendung neuer Fahrzeuge von verschiedener Größe gearbeitet, die auch, sobald sie fertig waren, nach dem Orte ihrer Bestimmung von Stapel liefen. Mochten daher auch die von England aus verbreiteten Gerüchte über den schlechten Zustand der russischen Kriegsmacht im mittelländischen Meere, welcher sich seit der Schlacht von Navarin herausgestellt habe, begründet sein, so waren die Russen doch eifrigst bedacht, diesem Uebelstande abzuhelfen; überdieß hatten sie Schiffe genug versammelt, um eine, wenn auch nicht allzu strenge Blokade der Dardanellen zu behaupten und wiederholte Landungen selbst in der Nähe von Konstantinopel auszuführen. Die türkische Marine hatte sich dagegen seit dem Schlage von Navarin noch nicht erholt und konnte den Russen im schwarzen Meere keine Seemacht entgegenstellen, die auch nur mit einiger Aussicht auf Erfolg zu operiren vermocht hätte. Eine der kühnsten Landungen wurde in den letzten Tagen des Februar von den Russen gegen die auf der Südspitze des Meerbusens von Mesembria gelegene Stadt Sizeboli unternommen. Nach kurzem Kampfe ergab sich Stadt und Besatzung unter Halil Pascha auf Gnade und Ungnade an den Contreadmiral Kumany, der die Festungswerke dieses wichtigen Platzes sofort vervollkommnen und gegen einen Handstreich sicher stellen ließ. Hussein Pascha hatte kaum 7000 Mann zur Vertheidigung sämmtlicher Küstenplätze in der Bucht beisammen; daher fielen auch bald Mesembria und einige noch südlicher gelegene Plätze in die Gewalt der Russen, welche die türkischen Fahrzeuge, die sie aufbringen konnten, zerstörten und die

Küstenbatterien schleiften. Diese Kühnheit, nahe bei dem zu Aidos stationirten türkischen Hauptquartier versetzte die Bewohner von Konstantinopel in ungemeinen Schrecken und bestimmte den Sultan, die Arbeiten im Arsenal und die übrigen Vertheidigungsmaßregeln verdoppeln zu lassen, während gleichzeitig eine Gegen-Expedition auf dem Bosporus betrieben wurde. Auch auf der Landseite rückte Hussein Pascha von Burgas aus mit 4000 Mann Infanterie und 1500 Reiter gegen Sizeboli heran, das er jedoch vergebens den Russen wieder zu entreißen suchte; die glänzende Tapferkeit seiner Truppen scheiterte an dem vereinigten Feuer der Besatzung und der, an der Küste vor Anker liegenden, russischen Kriegsschiffe und Kanonierschaluppen.

Am 20. Mai lief der Kapudan Pascha mit einer Flotte von sechs Linienschiffen, acht Fregatten und mehrern kleineren Kriegsfahrzeugen von Bujukdere aus, um den Admiral Greigh, in Folge des ausdrücklichen Befehls Mahmud's, im schwarzen Meere aufzusuchen. Dieser war schon am 13. April von Odessa nach Sebastapol abgesegelt, um von dort mit der großen russischen Flotte in See zu stechen. Der Kapudan nahm seinen Weg zunächst nach der europäischen Küste, wendete aber auf die Nachricht, daß vier russische Schiffe an der Küste von Anatoli kreuzten, nach der Bucht Ereckli um, woselbst er sie auch wirklich traf und sogleich angriff. Die Russen zogen in dem heftigen Treffen den Kürzern; ihre Fregatte „Raphael" fiel in die Gewalt der Türken, und nur mit Mühe konnte die Brigg „Merkur" einem gleichen Schicksale durch schleunige Flucht entgehen. Unter großem Triumphe ward die eroberte Fregatte im Schlepptau nach Konstantinopel gebracht, wo ihr der über diesen seltenen Fang hocherfreute Großsultan den Namen: „Allah Vermisch" (Gott gab sie) ertheilte. Unter der Flagge des Großadmirals sollte sie sogleich wieder mit zurück in das schwarze Meer segeln; allein die achtunggebietende Haltung Greigh's, der mit zwanzig Schiffen auf der Höhe des Bosporus erschien, verleitete dem Kapudan die Lust zu einem

entscheidenden Kampfe und bestimmte ihn, sich im Kanale vor Anker zu legen. Endlich nöthigte die Witterung den Admiral Greigh, die Nähe von Konstantinopel zu verlassen, worauf der Kapudan noch einmal ins schwarze Meer steuerte, ohne jedoch einen Feind anzutreffen und neue Trophäen zu erringen. Die strenge Wache der russischen Marine im Archipel, besonders in den Gewässern von Kandia, verhinderte inzwischen die ägyptische, bereits von Alexandrien ausgelaufene Flotte, sich nach Konstantinopel durchzuschleichen und mit der des Sultans zu vereinigen.

Die europäische Diplomatie blieb während dieser Ereignisse keineswegs unthätig. Die Botschafter der drei Großmächte suchten jetzt zu Neapel ihre widerstreitenden Meinungen über die griechische Frage auszugleichen; allein die Ansicht Ribeaupierre's, der im Interesse seines Staates die größtmöglichste Ausdehnung Griechenlands verlangte und in der Ernennung Capo d'Istria's eine Steigerung des russischen Einflusses erblickte, fand an Stratford Canning den heftigsten Gegner, indem dieser nach Wellington's Vorschrift das freie Griechenland nur auf Morea und einige Inseln beschränken wollte; Guilleminot spielte die Rolle eines Vermittlers und mäckelte zwischen beiden über das zuzulegende oder zurückzunehmende Land. Dagegen blieb der Sultan mit seinem Divan den angenommenen Systemen durchaus getreu. „Nicht umsonst — so ließ sich daher der Reis Effendi vernehmen — legt man so großen Werth auf unsere Zustimmung wegen der Freilassung Griechenlands. Wir wissen sehr wohl, daß euere Politik die wichtigsten Gründe zu solchem Verfahren hat. Aber nicht leicht wird es euch gelingen, uns zu überlisten, oder uns zu einem Schritte mit verbundenen Augen zu bewegen, von dem vielleicht unsere Existenz abhängt. Die Pforte muß klar sehen — ehe sie handelt. Eure Vorspiegelungen von Uneigennützigkeit und allgemeinem Wohl täuschen uns nicht. Glaubt ja nicht, daß wir so unklug sind, nicht zu bemerken, wie abweichend von euren Drohungen und Vorstellungen gegen uns die

Sprache sei, welche die Könige von England und Frankreich in ihren Thronreden über die, hier in Frage stehende Angelegenheit geführt haben! Laßt sie ihre Bevollmächtigten nach Konstantinopel senden, da wird sich unsere Politik mit der ihrigen ausgleichen lassen." In gleicher Weise verwarf der Sultan alle Friedensanträge Rußlands, weil er fälschlich glaubte, daß Oestreich, England und Frankreich das russische Cabinet durch energische Vorstellungen zu den genannten Anträgen gezwungen hätten. Neben dieser starren Hartnäckigkeit bewies aber Mahmud eine mit der übrigen Wildheit seines Charakters unvereinbare Großmuth und Milde gegen die russischen Kriegsgefangenen, die nach seinem Willen in Masse gegen einander ausgewechselt werden sollten. Auch für seine eigene Hauptstadt, in welcher die täglich gesteigerte Brodtheuerung ernstliche Aufstände befürchten ließ, sorgte er umsichtig durch Erleichterung des Getreidehandels und regelmäßige tägliche Brodvertheilungen. So ging das Bairamfest ohne alle Störungen vorüber und Mahmud wagte sogar, bei demselben in der neuen militärischen Tracht — das Haupt statt des Turbans mit einem rothen Käppchen bedeckt — zu erscheinen. Die Liste der diesjährigen Veränderungen in den Staatsämtern und Statthalterschaften enthielt nur äußerst wenig Versetzungen; die von den Russen in Asien besetzten Paschaliks waren unter den Rubriken ihrer zeitherigen Gouverneure — mithin als unverloren — fortgeführt, und selbst Pascha's, die durch ihr Versehen der Pforte große Verluste zugezogen hatten, erfreuten sich der Gnade des Padischahs. Am meisten konnte für die Hinneigung des Sultans zu europäischer Gesittung der Umstand zeugen, daß er es wagte, in arabischer Kleidung dem Maskenballe des östreichischen Internuntius beizuwohnen.

Inzwischen hatten die Russen trotz aller Schwierigkeiten ihre Kriegsoperationen an der Donau und am Fuße des Balkan fortgesetzt. Am 8. Mai hatte Diebitsch im Lager vor Tschernowoda allgemeine Heerschau über sämmtliche zum Marsche gegen Silistria bestimmten Truppen gehalten. Die

Avantgarde befehligte Generalmajor Nabel, das Hauptcorps Generallieutenant Krassowsky, die Reserve Generalmajor Lubomirsky. Am 10. Mai setzte sich die Avantgarde, am 13. die übrige Armee in Bewegung und schon am 17. wurde Silistria von allen Seiten eingeschlossen, während die Verbindung des Belagerungscorps mit den Plätzen Kosludschi, Basardschik und Parawadi gesichert war. Noch am nämlichen Tage fand am letztgenannten Orte ein Treffen zwischen dem General Roth und dem inzwischen bei der Armee eingetroffenen Großvezier statt, wobei die türkischen Truppen die ausdauerndste Tapferkeit bewiesen und nur erst nach mörderischem Kampfe durch die aus Basardschik herbeigerufenen Bataillone in das Thal von Neweza zurückgedrängt werden konnten. Der Kampf hatte von frühem Morgen bis zur einbrechenden Nacht gewährt und beide Theile rühmten sich eines glänzenden Sieges. Nach diesem Gefechte glaubte der Großvezier, der die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln gegen Diebitsch und Roth vernachlässigt und über die Streitkräfte der Russen vor Silistria verfälschte Nachrichten eingezogen hatte, die Belagerung von Parawadi beginnen zu können. Roth sollte — nach dem Plane Redschid Pascha's — isolirt und so geschwächt werden, daß er Varna und Silistria aufgeben müsse, während Silistria durch die Durchschneidung der russischen Linie gerettet, mithin das russische Heer in die Unmöglichkeit versetzt werden sollte, den Balkan zu überschreiten und den Krieg in die Ebenen Adrianopels zu versetzen. Aber der Großvezier hielt nur Einen Punkt fest und wurde durch die umfassenderen strategischen Combinationen Diebitsch's, der schnell zur Erhaltung der Verbindung zwischen den verschiedenen russischen Positionen und zum Entsatze Parawadi's herbeieilte, überflügelt. Schon hatte Diebitsch nach seiner Vereinigung mit Roth die Engpässe von Madarda passirt, als Redschid Nachricht von dem Herannahen einer beträchtlichen russischen Heermasse erhielt, die er aber in seiner Verblendung noch immer für eine einzelne Abtheilung des Hauptheeres hielt,

welche Parawadi entsetzen sollte; er gab daher die Belagerung dieses Platzes auf und rüstete sich zum Empfange des Feindes. Alsbald (am 11. Juni) entbrannte zwischen beiden Heeren eine der blutigsten Schlachten dieses ganzen Feldzuges, in welcher die Entscheidung lange zweifelhaft blieb; nach vierstündigem Morden zog sich der Großvezier mit seinen mehr ermüdeten, als besiegten Truppen in eine vortheilhafte, vom Walde geschützte, Stellung zurück, nachdem er zu spät seinen Irrthum erkannt hatte. Allein Diebitsch ließ ihm keine lange Ruhe. Frische Truppen ersetzten die ermatteten und um vier Uhr Nachmittags begann von Neuem der Angriff auf die ganze Streitlinie der Muselmänner. Auf beiden Seiten wurde mit gleichem Ungestüm gekämpft und erst nachdem die Türken ihre letzte Munition verschossen, suchten sie in wilder Flucht nach dem nahen Walde zu entkommen. Groß war der Verlust; 2000 Türken bedeckten todt oder schwer verwundet das Schlachtfeld, 1500 geriethen in Gefangenschaft; das ganze Lager mit Gepäck und Fuhrwerk, 40 Kanonen und sämmtliche Munitionswagen waren außerdem die Beute des Tages. Redschid Pascha hatte sich aber glücklich mit 15,000 Mann durch den Wald nach Schumla gerettet. Hier empfing er bald darauf ein Schreiben des russischen Oberfeldherrn mit erneuerten Friedensanträgen, worin mit Hinweisung auf die erlittene Niederlage um die Erlaubniß gebeten wurde, einen russischen Bevollmächtigten zur Unterhandlung ins türkische Hauptquartier absenden zu dürfen. Allein der Großvezier antwortete ächt türkisch: Sieg und Niederlage hingen allein vom Willen Gottes ab und es liege nicht in der Macht des Menschen, hierin die geringste Aenderung vorzunehmen. So sei auch nach Gottes Willen der türkische Verlust durch die Explosion der Munitionswagen herbeigeführt worden. Im Betreff der Friedensunterhandlungen möge Diebitsch immerhin einen Unterhändler senden, jedoch nicht um mit ihm, der sich als Großvezier zeither bloß mit militärischen Angelegenheiten beschäftigt habe, sondern mit türkischen Bevoll-

mächtigten über Einleitung und Förderung des wohlthätigen Friedensgeschäfts zu besprechen; er selbst könne ohne hinlängliche Kenntniß von dem Zustande der Dinge in der fraglichen Sache kein Wort der Entscheidung sprechen. Die Unterhandlungen zerschlugen sich, zumal als gleichzeitig mit der Nachricht von der Niederlage des Großveziers die erwehnten Botschafter Englands und Frankreichs in Konstantinopel anlangten und dadurch die Hoffnung der Türken: mit Hülfe dieser beiden Großmächte die Anmaßungen Rußlands zu zügeln, vom Neuem weckten. Das Hauptquartier des Großherrn zu Terapia füllte sich mit freiwilligen Streitern, der Mufti ermahnte mit verstärktem Eifer die Gläubigen zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens und zum ungeschwächten Vertrauen auf den Beistand Allahs und des Propheten. Mahmud selbst zeigte den größten Gleichmuth und sein Beispiel steigerte den Stolz und die Zähigkeit der Osmanen.

Indessen minderte sich diese begeisterte Stimmung in etwas, als die Nachricht von dem Falle Silistria's im Lager des Großsultans eintraf. Am 30. Juni hatte die hartbedrängte Festung, nachdem bereits eine weite Bresche geschossen worden war und die Russen einen Hauptsturm angeordnet hatten, die weiße Fahne aufgesteckt. Die Besatzung ergab sich kriegsgefangen und 220 Kanonen, 80 Fahnen, bedeutende Kriegsvorräthe, die Donauflottille fielen in die Gewalt der Sieger, die jedoch in der eroberten Feste nur einen großen Trümmerhaufen, mit tausenden von Kranken und Verwundeten angefüllt, in Besitz nahmen.

Die zur Belagerung von Silistria verwendete Heeresabtheilung war nunmehr disponibel geworden und setzte den russischen Oberfeldherrn in den Stand, zumal als jetzt auch die längst erwarteten Reservetruppen unter Witt — wiewohl im kläglichen Zustande — den Pruth überschritten hatten, das Ziel seiner heißesten Wünsche, den Zug über den Balkan antreten zu können. Redschid Pascha's Aufmerksamkeit beschränkte sich, wie aufgefangene Briefe be-

zeugten, auf die Vertheidigung Schumla's, zu welchem Zwecke er sogar wichtige Stellungen — z. B. den untern Kamtschick — von Truppen entblößt hatte, und hierauf gründete sich zunächst der Operationsplan des Grafen Diebitsch.

Der Balkan oder Hämus — so lautet die Beschreibung im Militär-Conversationslexicon, dem wir Nachstehendes entnehmen, — heißt im weitern Sinne des Wortes der hohe und lange Gebirgszug, welcher sich am südlichen Ufer der Sau von den dinarischen Alpen her an den Quellen der Narenta und des Verbasc in Bosnien entspinnt und Anfangs südlich, gegen Macedonien, unter verschiedenen Namen, sodann mehr östlich fortläuft. Er erhält an den Quellen der Morawa den Namen Skardo oder Skardus (Schartag, Karadog, sardische Berge), weiterhin gegen Morgen aber, nachdem mehrere Aeste von ihm nördlich und südlich ausgelaufen sind, von den Quellen des Eskar (Isker) und des Ujd an, welche in die Donau fallen, und von den Quellen des Strimon und der Maritza an, welche sich südlich in das ägäische Meer ergießen, die Benennung Czengie Dag oder Bujuk Balkan, eigentlich großer Balkan, und Emineh Dag (Dag — türkisch: Berg; Dere — Thal). Der höchste Punkt dieser 2 bis 3000 Fuß hohen Bergkette ist der Skomius oder Orbelus, auch Witoscha und Despoto-Dag (Rhodope-Gebirge der Alten), südlich von Sophia und ungefähr 50 Meilen vom schwarzen Meere entfernt, dessen Höhe man mehr als 9000 Fuß über dem Meere angiebt. Fast eben so hoch sollen die höchsten Gipfel des gegen Südosten sich ziehenden Armes, die Perserin, so wie des hohen Balkan sein. Der Hauptgebirgszug geht nun in östlicher Richtung etwas niedriger fort bis zu der Spitze oder dem Kap Emineh am schwarzen Meere. Dort stürzt sich das Vorgebirge unter dem Namen Emineh Burnu zwischen Varna und Burgas fast senkrecht in den Pontus Eurinus; ein niedriger sich abflachender Zweig folgt mehr nordöstlich dem Laufe der Donau.

Derjenige Theil des Balkan, welcher bei der alten Porta Trajani anfängt, bildet die eigentliche Scheidewand zwischen der europäischen Türkei von dem übrigen Continente, so wie zwischen Rumelien und Bulgarien. Der Fuß des Gebirges ist etwa 10 Meilen von der Donau entfernt. Die großen, fast undurchdringlichen Wälder auf den Gipfeln und die vielen tief eingeschnittenen Gründe an den Abhängen, machen ihn an vielen Stellen ganz ungangbar. An der nördlichen Seite ist er schroff; Wege und Uebergänge über ihn sind leicht zu sperren. Von der Porta Trajani, oder dem zuerst vom Kaiser Trajan gegen die Thracier angelegten, jetzt Sulu Derbend benannten Wege an hat er folgende Hauptpässe: 1) über Lowatsch und Tartar Basardschik nach Philippopel; 2) über den Grabowa- oder Gablowa-Paß in Bulgarien, wo man über Ternowa aus der Walachei — über Kasanlik — nach Adrianopel gelangt; 3) über Osman Bazar nach Karnabad; 4) über Schumla eben dahin und 5) von der untern Donau aus über Basardschik gegen Aidos und Kurabunar. Die Pässe von Karnabad und von Nadir sind die, durch welche die Hauptstraße aus der Moldau und Wallachei jederzeit nach Konstantinopel ging. Alle jene Wege sind jedoch nur als Saumstraßen und Karavanenwege zu gebrauchen; auf der Südseite sind die Waldungen mehr gelichtet und die Abhänge angebaut. Die vielen Zweige der Bergkette breiten sich nach allen Richtungen aus. Die Bergströme am Ausgange des niedrigern Eminehberges, Bujuk- oder Akalükamtschik und Karakamtschik, die sich bei Kieuprikoi vereinigen und sich unterhalb Varna ins schwarze Meer ergießen, so wie nördlich von ihnen der Pravodij und südlich der Nadir bilden ziemlich parallel laufende Thäler mit dem Hauptbergzuge, in der Entfernung von 3 — 5 Meilen, von schroffem Charakter. Gewaltige Felsenmassen erheben sich hier stufenweise.

Bis zu dem gegenwärtigen russisch-türkischen Feldzuge hatte man den Balkan für ein fast unübersteigbares Hinder-

niß gehalten; denn seine Thäler und Gründe sind oft verschneit und um den Zugang noch schwieriger zu machen, legten die Türken am nördlichen Rande desselben auf einem Vorgebirge die Festung Schumla zwischen unfruchtbaren dornichten Hügeln an, einen in Form eines Hufeisens gebauten Ort von mehr als 20,000 Einwohnern, welchen zu erobern, oder hinter sich liegen zu lassen, gleich gefahrvoll war.

Erst nach dem Falle von Rustschuk und Silistria, nach der Einnahme von Varna und dem blutigen Treffen mit dem Großvezier in der Nähe von Schumla konnte Diebitsch den Uebergang über den Balkan wagen, denn das türkische Heer war durch diese Ereignisse geschwächt und entmuthigt, weshalb auch mehr die Hindernisse der Natur, als die Waffen der Feinde zu fürchten waren. Die Zugänge zu den Gebirgen waren nur schlecht besetzt, die Pässe wurden nur schlecht vertheidigt; daher drang der russische Heerführer ohne große Mühe von Varna und Pravodij vor, um jenseits des Balkan Aidos und Karnabat, wo sich die Wege von Silistria, Schumla und Pravodij vereinigen und die Straßen bis Adrianopel und Konstantinopel fahrbarer werden, zu gewinnen. Der Uebergang selbst war mit ungeheuern Schwierigkeiten verknüpft. Die Gegend mußte recognoscirt, die Wege durch Ingenieure, Sappeurs und Mannschaft erst in Stand gesetzt werden, ehe Truppen und Artillerie sie passiren konnten. Gleichwohl führte über dieses von keiner Armee noch betretene Terrain Graf Diebitsch sein Heer nach einer Reihe von Gefechten am 17., 18. und 19. Juli. Roth und Pahlen befehligten unter ihm; Rüdiger führte die Avantgarde; die Colonnen gingen über Arnautlar, Aspro und Dervisch Jouan. Am 20. Juli setzten sie über den Kamtschik und am 22. überstiegen sie den höchsten Gipfel des großen Balkan bei dem Dorfe Erketsch nach Paliobano und Mesembria zu.

Vor dem Uebergange selbst hatten sich — wie zum Theil erzählt — Truppenabtheilungen, welche Admiral Greigh übergeführt, aller Plätze an dem Meerbusen von

Burgas bemächtigt, so daß dadurch die sich zurückziehenden Türken im Rücken bedroht wurden. Zwar war der Großvezier noch einmal von Schumla herbeigeeilt, konnte aber nur bis Tschenga gelangen und kam somit viel zu spät, um das Vordringen der Russen aufzuhalten. Mehrere entscheidende Gefechte waren noch gegen Abdul-Rahman bei Mesembria und gegen Ibrahim und Mehmed Pascha bei Aidos vorgefallen; ersterer wurde von Roth, letzterer von Rüdiger geschlagen. Die Russen bemächtigten sich hierauf der Stadt Aidos, wo sie Munition und Kriegsbedarf aller Art vorfanden. Am 26. Juli war bereits Karnabat besetzt, so daß nun die ganze Bergkette des Balkan im Rücken lag.

Am 6. August wurde das Hauptquartier wieder nach Aidos verlegt; denn Diebitsch ging äußerst vorsichtig zu Werke und wagte nicht, in den Ebenen von Rumelien mit der Hauptmacht weiter vorzudringen, bevor nicht seine Stellungen am Fuße des Balkan und längs der Meeresküste völlig gedeckt und die Mittel zur Unterhaltung und Verpflegung des Heeres gesichert worden waren. Diese Vorsicht machte das System der fliehenden Türken nöthig, alles hinter sich her zu veräußern und die christlichen Einwohner vor sich her in die Wälder zu treiben. Alle Proclamationen des russischen Oberfeldherrn, worin er mit mildem Tone die Bevölkerung ermahnte, in ihren Häusern zu bleiben und die Waffen niederzulegen, blieben fruchtlos, denn das Volk traute den Versicherungen von der Disciplin der russischen Soldaten äußerst wenig, während die Ulema's die leicht fanatisirten Massen mit allen Künsten gegen die moscowitischen Ghiaurs aufzureizen suchten.

Der Uebergang über den Balkan, der von den Türken zeither als eine unübersteigliche Vormauer und ein Hauptbollwerk des Reiches betrachtet worden war, rief einen so allgemeinen Schrecken unter der muselmännischen Bevölkerung hervor und entmuthigte sie dergestalt, daß die regulären Truppen in Massen die Waffen von sich warfen, die

irregulären aber bestimmt erklärten, nicht mehr fechten zu wollen, und mit ihren Waffen in die Wälder flüchteten. Allerwärts erklang das Jammergeschrei der Verzweifelnden und es schien, es sei das Herz des Volkes gebrochen. Hierdurch wurde aber den Russen das Vorrücken bedeutend erleichtert. Krassowsky hielt den Großvezier zu Schumla fortwährend in Schach und unternahm sogar wenig gestörte Recognoscirungen bis unter die Kanonen der Feste. So konnte Diebitsch es wagen, am 19. August mit der Hauptmacht, die jedoch nur 24,000 Mann zählte, die Höhen von Bujuk-Derbent herabzusteigen und auf zwei Straßen der alten Residenz der Sultane, der zweiten Hauptstadt des Osmanenreiches, Adrianopel entgegen zu ziehen. Das zweite Corps — so referirt der Berichterstatter im Militär-Conversationslexicon (Art. Adrianopel) — bezog unweit Eski-Serai ein Lager; links davon besetzte das Regiment Schlüsselburg eine die Umgegend beherrschende Höhe, unter der die Heerstraße vor Schumla hinläuft. Die zweite Linie nahm das sechste Corps ein; das Hauptquartier befand sich bei Tschiflik an der Tundscha und hinter demselben stand als Reserve und dritte Linie das siebente Corps. Sämmtliche Truppen lehnten ihre rechte Flanke an die Tundscha.

Diebitsch war noch nicht von der ersten Recognoscirung zurückgekehrt, als schon Abgesandte des Seriaskers Halil Pascha im russischen Lager erschienen und auf Capitulation antrugen. Der Obergeneral stellte folgende Bedingungen: Auslieferung aller Kriegsvorräthe und Staatsgüter, Entwaffnung der Truppen und Einwohner, und Entlassung der erstern in ihre Heimath, insofern diese nicht in der Richtung von Konstantinopel liege. Er gestattete ihnen zur Annahme dieser Bedingungen eine vierzehnstündige Frist, nach deren Verlauf der Sturm am nächsten Morgen beginnen würde.

Als hierauf keine Antwort eintraf, ließ er am 20. früh 5 Uhr das russische Heer in zwei Colonnen aufbrechen; die rechte marschirte, geführt von Roth und Pahlen, gegen den

Mittelpunkt der Stadt, Toll mit der linken um dieselbe herum, um den Türken den Rückzug abzuschneiden und nur das siebente Corps blieb als Reserve zu Eski-Serai zurück. Jetzt erschien eine neue Gesandtschaft bei dem Obergeneral, um mildere Bedingungen zu erhalten. Allein Diebitsch ging auf keine ferneren Unterhandlungen ein und ließ seine Truppen vorrücken. Da öffneten sich plötzlich die Thore, die Einwohner kamen entwaffnet mit Zeichen der Unterwerfung heraus, auch die türkischen Truppen warfen, ohne erst den Abschluß der Capitulation abzuwarten, die Waffen weg und entflohen, die Russen aber besetzten, ohne einen Kanonenschuß zu thun, die wichtigen Punkte, die ihnen so leichten Kaufes überlassen worden waren. In dem zum Empfange des Sultans eingerichteten Eski-Serai schlug Diebitsch das Hauptquartier auf. Die Trophäen dieses Tages bestanden noch aus 58 Kanonen, 25 Fahnen und 8 Roßschweifen, nebst einer Unzahl von Gewehren und Kriegsvorräthen aller Art. Bald hatte sich die allgemeine Bewegung gelegt; die Bulgaren jubelten und die Einnahme Adrianopels glich — nach russischen Berichten — einem Volksfeste. Auch aus der Umgegend von 10 bis 12 Meilen erschienen Deputationen bei dem Oberbefehlshaber, welche ihre Unterwerfung ankündigten und die Waffen ablieferten. Die Zufriedenheit mit dem neuen Regimente nahm noch dadurch bedeutend zu, daß die Russen alle ihre Bedürfnisse, die Fourage ausgenommen, baar bezahlten. Kaufläden und Kaffeehäuser öffneten sich jetzt wieder.

Inzwischen hatte der kleine Krieg an dem obern Donauufer fortgedauert; Kisseleff und Geismar waren mehrmals mit den Pascha's von Skutari und Widdin zusammengetroffen, ohne daß jedoch der eine oder der andere Theil sich eines entscheidenden Erfolges rühmen konnte. Noch immer hielten sich Giurgewo, Rustschuk und Schumla. Allein der Mangel an Truppen hinderte die Russen an größeren Operationen und die wenigen Verstärkungen, die ihnen zukamen, befanden sich in dem kläglichsten Gesund-

heitszustande, denn an die Stelle der abnehmenden Pest traten alsbald nicht minder gefährliche Faulfieber, während andrerseits der Muth der Türken seit dem Uebergange über den Balkan gänzlich gebrochen war; allgemein theilte man das Gefühl, daß nicht am obern Donauufer, sondern am Balkan der wichtige Kampf entschieden werden würde und wie sehr auch der Großvezier bedauerte, die früher errungenen Lorbeeren sich wieder entrissen zu sehen, so tröstete er sich doch damit, daß nur das unbeugsame Schicksal, nicht seine Schuld, die Ereignisse des Krieges größtentheils zum Nachtheil der Osmanen habe ausfallen lassen. Nichts schien mehr dem Marsche des siegreichen russischen Heeres gegen Konstantinopel und der Einnahme dieser Hauptstadt im Wege zu sein.

Zum allgemeinen Unglücke kam noch, daß jetzt in Konstantinopel ein Aufruhr ausbrach, der selbst das Leben des Sultans bedrohte. Die Janitscharen waren zwar durch blutige Strenge niedergehalten, aber nicht gänzlich vertilgt worden; in den Zurückgebliebenen gährte Zorn und Rache gegen den Sultan, der durch seine Reformen auch die Vorsteher der Zünfte und die einflußreiche Kaste der sogenannten Astrologen gegen sich aufgebracht hatte. Eine Art Freimaurergesellschaft, deren Mitglieder durch die ganze Türkei zerstreut waren, stand an der Spitze des Komplots, welches unter Griechen, Juden und Armeniern, wie unter dem zahlreichen Gesindel Konstantinopels vielfache Unterstützung fand. Aber noch einmal entwickelte Mahmud II. jene furchtbare Energie, welche die Janitscharen schon früher gefühlt hatten. Der treue Kapudan Pascha erhielt sofort Befehl, den des Einverständnisses mit den Verschworenen verdächtigen Commandanten der Schlösser am Bosporus enthaupten zu lassen. Zugleich wurde der Seriasker Chosrew Pascha, der furchtbarste Feind der Janitscharen, der entschiedenste Begünstiger der verhaßten Reformen, zum Dewlet Nasiri oder obersten Regierungsverwalter ernannt. Mit schonungsloser Strenge wüthete jetzt das Henkerschwert gegen alle Uebelgesinnten

und Verdächtigen. In Konstantinopel allein waren binnen drei Tagen gegen 500 derselben hingerichtet. Bald war der Aufstand in dem Blute seiner Theilnehmer erstickt. Die verdächtigen Milizen wurden nach Asien transportirt und nur die regulären Truppen wachten für die Ruhe der Hauptstadt.

Vielseitig hoffte man jetzt in Europa, daß der Kaiser von Rußland nach den glänzenden Fortschritten seiner Waffen im Türkenkriege, den Lieblingsgedanken seiner Großmutter Katharina, die schon auf das Thor von Cherson die denkwürdigen Worte aufzeichnen ließ: „Hier geht der Weg nach Byzanz!" verwirklichen und die Sophienkirche zu Konstantinopel wieder mit dem christlichen Kreuze schmücken werde. Ein Theil der Politiker sah schon die griechische Kaiserkrone auf dem Haupte des Czaaren, während der bescheidenere eine „Ausdehnung des völlig emancipirten Griechenlands und die Herrschaft einer christlichen Dynastie in der europäischen Türkei" erwartete und die Türken nach Asien hinüber getrieben wissen wollte. Allerlei Vorschläge, worunter auch der früher so beliebte einer Theilung des Osmanenreiches unter mehrere christliche Mächte, damit keine der Ansprucherhebenden bei der Völkerverloosung leer ausginge, wurden von den europäischen Publicisten veröffentlicht.

Allein alle diese Vorschläge hatten, abgesehen davon, daß einige derselben durchaus völkerrechtswidrig waren, bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden, sobald sie ausgeführt werden sollten. Konstantinopel gebot auch nach der Einnahme von Adrianopel noch über große Hülfskräfte, gegen welche das sieggekrönte Rußland nur wenig einzusetzen vermochte. Die Truppen des letztern am Pruth und an der Donau befanden sich keineswegs in dem geschilderten glänzenden Zustande; viel war von der Energie] und Kriegserfahrenheit des Pascha's von Skutari zu befürchten und ein einziger bedeutender Sieg der Türken konnte die Bevölkerung Konstantinopels sehr leicht zu einem Fanatismus aufreizen, der, wenn auch nicht nachhaltend, den Russen

dennoch in seinem ersten Auflodern äußerst gefahrbringend sein konnte. Zudem war das kleine Heer des Oberbefehlshabers Diebitsch nach dem Uebergang über den Balkan durch Strapazen, Seuchen und Gefechte vielfach geschwächt und litt dergestalt Mangel an Lebensmitteln, daß es alle nur möglichen Vorkehrungen treffen mußte, um nur nicht zu verhungern. Diebitsch hatte zwar für sein muthiges Uebersteigen des Balkan den ehrenden Beinamen Sabalkanski erhalten, allein er dachte jetzt, nach glaubwürdigen Berichten, anstatt ans Vorwärtsdringen, an einen Rückzug über den Balkan. Vor solcher Schmach bewahrte ihn aber das Benehmen des englischen und französischen Cabinets. Anstatt die vorliegenden Verhältnisse zu benutzen und den nordischen Riesen, dessen Vordringen sie längst mit eifersüchtig gehässigen Augen betrachtet hatten, zu dehmüthigen, wurden sie vielmehr von dem entschiedenen Auftreten Rußlands eingeschüchtert und baten gleichsam dasselbe, ihnen die Vermittlung des Friedens zu erlauben. Mit ungemeiner Geschmeidigkeit drangen sie sich dem Sultan zum Unterhandeln auf und drohten ihm sogar, falls er sich weigere, durch sie sich retten zu lassen, mit ihren Flotten den Durchgang durch die Dardanellen erzwingen und Konstantinopel in Brand schießen zu lassen. Um diese Zeit übte Preußen, das bei der Pforte durch den Generallieutenant von Müffling, einem Freunde Diebitsch's, vertreten war, einen bedeutenden Einfluß auf Mahmud II. aus. König Friedrich Wilhelm III., durch Alter und Gesinnung dem Frieden hold, fühlte sich gedrungen, „ein Zeichen der Mäßigung zu geben, damit ein mit der Erhaltung des europäischen Gleichgewichts in genauem Zusammenhange stehender Staat gerettet werde und zwar unter Bedingungen, welche ihm eine Möglichkeit der Fortdauer gewährten." In dieser Absicht mußte Müffling der Pforte die Versicherung geben: daß der König von Preußen die Integrität des osmanischen Reiches garantire, wenn der Sultan sich den billigen Forderungen des Kaisers Nikolai fügen, als Basis

des abzuschließenden Friedens den Tractat von Akjerman anerkennen und dem Kaiser einen mäßigen Ersatz der Kriegskosten leisten werde. Die immer drohendere Gefahr zwang den Sultan, auf diese Bedingungen einzugehen. Graf Diebitsch zeigte sich ebenfalls geneigt, auf den Grund derselben zu unterhandeln, obschon er wohl nicht, wie vielfach berichtet wird, mit hinreichenden Vollmachten für alle Fälle versehen war, da ein Waffenglück, wie das derzeitige, außer dem Bereiche der russisch diplomatischen Politik liegen mochte; allein er betrachtete die preußische Vermittlung als ein Ergebniß der kurz vorher stattgefundenen Conferenz des Kaisers mit seinem friedliebenden Schwiegervater, und wurde in seinem Glauben noch mehr durch ein vertrautes Schreiben seines Freundes Müffling bestärkt, der ihm rieth, seinen Siegesschritt zu hemmen und auf die Propositionen des Sultans einzugehen. Ueberhaupt hatte er durch Müffling Mancherlei erfahren, was ihn zur Nachgiebigkeit bestimmte. Um aber allen bösen Schein zu vermeiden, ließ er seine verschiedenen Corps in der Art vorschieben, daß der rechte Flügel bereits mit der Flotte des Admirals Heyden, unweit der Dardanellen, der linke aber mit der Flotte des Admirals Greigh in Verbindung stand. Hierdurch wurde es ihm möglich, einen entscheidenden Schlag auf die Hauptstadt des türkischen Reiches auszuführen, falls die Unterhandlungen sich zerschlagen würden.

Müffling reiste noch vor Ende Augusts, vom Sultan mit Auszeichnungen und kostbaren Geschenken überhäuft, nach Berlin zurück und überließ den Botschaftern Englands und Frankreichs, für die Beendigung des eingeleiteten Friedensvertrages zu sorgen. Zwar suchte der Sultan abermals in der beliebten türkischen Weise durch Anstände und Zögerungen Zeit zu gewinnen, allein Diebitsch wollte sich die versprochene Beute nicht entwischen lassen und erklärte daher, daß er sich mit seiner ganzen Heeresmacht gegen Konstantinopel in Marsch setzen werde, wenn nicht der Friede am 14. September vollständig abgeschlossen sei. Jetzt erst

erhielten die türkischen Abgeordneten, der Defterdar Sadik-Effendi und der Ulema Abdul-Kadir-Bei, den kategorischen Befehl, das Friedensinstrument, im Verein mit den russischen Bevollmächtigten, den beiden Grafen Orloff und Pahlen, zu unterzeichnen.

Am 14. September wurde daher zu Adrianopel dieser Frieden in 16 Artikeln abgeschlossen, welcher im Wesentlichen nachstehende Bestimmungen enthielt: Die Fürstenthümer Moldau und Wallachei, nebst allen Plätzen und Distrikten, die in Bulgarien und Rumelien durch die Russen erobert worden, werden von diesen der Pforte zurückgegeben. Fortan bildet der Pruth bis zu seinem Ausflusse in die Donau die Grenzscheide beider Reiche. Auch das rechte Donauufer bleibt im Besitze der Pforte, doch sollen die russischen Schiffe gleich den türkischen das Recht der freien Fahrt auf dem ganzen Laufe der Donau genießen. In Asien wird zwischen den osmanischen und russischen Besitzungen eine scharfe Grenzlinie gezogen, auf deren süd- und östlicher Seite Alles der Pforte, auf deren nord- und westlicher Seite Alles Rußland gehören soll. Ein Theil des Paschaliks Akhalzik und die ganzen Paschaliks von Kars, Bajazet und Erzerum kommen demnach an die Pforte zurück. Dieselbe macht sich zu gewissenhafter Erfüllung der Convention von Akjerman, in Betreff der von Serbien abgerissenen sechs Bezirke verbindlich. Ferner wird für Rußland die Handelsfreiheit im ganzen Umfange des türkischen Reiches, und freie Handelsschifffahrt vom mittelländischen ins schwarze, und vom schwarzen ins mittelländische Meer, für alle mit der Pforte befreundeten Mächte aber der freie Schiffzug durch die Dardanellen ausdrücklich festgestellt. Im achten Artikel verpflichtet sich die Pforte, den russischen Handelsstand durch eine Summe von 1,500,000 holländischer Dukaten für alle seit 1806 durch Maßregeln ihrer Behörden erlittenen Verluste zu entschädigen; auch soll, unabhängig von dieser Entschädigung, Rußland, außer einem kleinen Gebiete in Asien, für die Kriegskosten Ersatz in einer noch

zu bestimmenden Summe erhalten. Sobald die stipulirten Bedingungen von Seiten der Pforte erfüllt sind, räumt Rußland alle von ihm besetzten Provinzen und Distrikte, doch bleiben inzwischen alle darin getroffenen Verwaltungsmaßregeln in Kraft, ohne Einmischung von türkischer Seite. Sofort nach Unterzeichnung des Friedens sollen Befehle an alle gegenseitigen Truppenbefehlshaber zur Einstellung aller Feindseligkeiten erlassen und alle nach diesem Zeitpunkte gemachten Eroberungen als nicht gemacht betrachtet werden. Ingleichen wird eine allgemeine Amnestie für alle Personen ertheilt, welche sich für die eine oder die andere der beiden kriegführenden Parteien erklärt, und den gegenseitigen Unterthanen eine Frist von achtzehn Monaten gewährt, binnen welcher es ihnen freistehen soll, sich mit ihrem Vermögen von dem einen auf das andere Gebiet zu begeben. Sämmtliche Kriegsgefangene werden unmittelbar nach Genehmigung gegenwärtigen Friedensinstruments, ohne Ranzion, auf freien Fuß gestellt, und ebenso alle in Gefangenschaft gerathene Unterthanen der beiden Mächte. Alle Stipulationen endlich, welche zwischen Rußland und der Pforte zu verschiedenen Zeiten stattgefunden und durch diesen Friedenstraktat nicht ausdrücklich abrogirt worden sind, treten vom Neuen in Kraft.

Diesem Traktate wurde noch unter dem nehmlichen Datum (14. September) ein Separatartikel beigefügt, welcher die genauere Feststellung der Verhältnisse und innere Verwaltung der Moldau und Wallachei betraf, indem die Bestimmungen der Convention von Akjerman zu allgemein gehalten und unsicher erschienen. Die Hospodare beider Fürstenthümer sollten nun nicht mehr auf die Dauer von sieben Jahren, sondern auf Lebenszeit gewählt, auch die innern Angelegenheiten der genannten Provinzen mit Zuratheziehung ihres Divans nach Belieben, ohne jedoch die genannten Privilegien zu verletzen, verwalten. Keine Einmischung der türkischen Behörden in den benachbarten Paschaliks sollte fortan stattfinden. Als Grenze der beiden Fürstenthümer

wurde der Thalweg der Donau, von deren Eintritt in das Gebiet der Pforte bis zum Zusammenflusse mit dem Pruth, festgesetzt; somit verpflichtete sich der Sultan, sowohl jeden befestigten Punkt auf dem linken Donauufer aufzugeben, als auch seinen sämmtlichen Unterthanen zu verbieten, an jenem Ufer sich anzusiedeln. Den Türken, welche dies bereits gethar, ward eine achtzehnmonatliche Frist zur Veräußerung ihrer Grundstücke an Eingeborne bewilligt. Für die Quarantaine-Anstalten sollten besondere Wächter angestellt werden. Die Pforte entsagte dem Rechte, ihre Donaufestungen und die Hauptstadt selbst aus den Fürstenthümern zu verproviantiren und Frohndienste zu Festungsarbeiten zu requiriren; doch erhielt sie für dieses Opfer außer dem jährlichen Tribute eine noch näher zu bestimmende Geldentschädigung und eine derselben gleichkommende Summe beim Tode, bei der Absetzung oder der Verzichtleistung der Hospodare. Endlich wurde den Bewohnern der Moldau und Wallachei eine vollkommene Handelsfreiheit für alle Erzeugnisse ihres Bodens und ihrer Industrie zugesichert, und die Pforte mußte sich sogar dazu verstehen, die Fürstenthümer von dem zu zahlenden Tribute volle zwei Jahre nach Abzug der russischen Truppen aus jenen Gegenden zu befreien, und die während der russischen Occupation getroffenen administrativen Maßregeln zu bestätigen.

Obwohl alle diese Punkte äußerst mild und schonend waren — gab doch, zum Erstaunen der Welt, Rußland fast alles Eroberte an die Pforte zurück! — so fühlte sich dennoch der osmanische Stolz durch sie vielfach verwundet. Den meisten Anstand fanden aber die Bedingungen mehrerer andrer, die Geldentschädigung betreffenden Separatconventionen. Die Frist für die Zahlung der stipulirten anderthalb Millionen Dukaten an den russischen Handelsstand wurde auf achtzehn Monate verlängert und die Art und Weise der Ratenzahlung genauer bestimmt. Anfangs war als Entschädigung für die Kriegskosten eine Summe von zehn Millionen Dukaten angesetzt worden; jetzt suchte die Pforte, un-

terstützt von England, eine Ermäßigung von der Großmuth des russischen Czaaren zu erbitten. Das Cabinet desselben bestand jedoch fest auf dem Artikel, daß Silistria und die Fürstenthümer erst nach vollständig entrichteter Entschädigung geräumt werden sollten, ebenso wollte es auch die von den Russen in Asien besetzten Paschaliks nicht eher, als im achten Monate nach Auswechslung der Friedensratificationen zurückgeben. Wohl oder übel mußte die Pforte sich dazu verstehen. Inzwischen wurden nach einer großen, zur Friedensratification vom Mufti angestellten Divanssitzung, welcher der Sultan selbst, der Seriasker Chosrew Pascha, sämmtliche Minister und Ulemas beiwohnten, Friedensherolde nach Erzerum und den Kriegsschauplatz in Europa abgefertigt. Sofort hob Rußland die Blokade der Dardanellen auf, und auf christlichen, besonders östreichischen Kauffahrteischiffen wurden über tausend russische Kriegsgefangene nach Sizeboli gebracht.

Beinahe wäre aber das kaum vermittelte Friedenswerk wieder zerstört worden. Mustapha, Pascha von Skutari, hatte im Vereine mit dem Pascha von Widdin, entweder auf eigene Gefahr oder im Einverständniß mit dem Sultan und dem in Schumla eingeschlossenen Großvezier, oder endlich von England bearbeitet, ein Corps von 30 bis 35,000 Albanesen zusammengebracht, mit welchem er über den Balkan ziehen und die russische Armee im Rücken angreifen wollte. Zu Sophia, der Hauptstadt Bulgariens, schlug er sein Lager auf und meldete dem Grafen Diebitsch in stolzen Worten: daß er sich am 10. October gegen Adrianopel in Marsch setzen werde. Die russischen Feldherren an der Donau waren hierüber nicht wenig bestürzt, denn sie argwöhnten ein Einverständniß mit Konstantinopel und hielten die Friedensunterhandlung nur für Maske, um Zeit für Ausführung eines wohlcombinirten Angriffs zu gewinnen. General Geismar zog daher von der Donau her in Eilmärschen dem Pascha Mustapha entgegen und stand um die Mitte Oktobers bereits im Angesichte der feindlichen Stel-

lung bei Arnaut-Kalesi. Der albanesische Vortrab bestand aus 1700 Mann und drei Kanonen. Die russischen Parlementairs, welche freien Durchzug zu vermitteln suchen sollten, wurden mit Flintenschüssen zurückgetrieben, worauf sich ein mörderisches Gefecht entspann, das bis tief in die Nacht hinein währte und am folgenden Morgen fortgesetzt wurde. Es war ein Glücksumstand für Geismar, daß unter den wilden Albanesen selbst Uneinigkeit ausbrach und ein Theil der Türken zurückwich; hierdurch wurde Mustapha genöthigt, das Feld zu verlassen, allein Geismar fühlte sich so schwach, daß er ihn ruhig mit seinem Gepäck abziehen ließ, ohne ihn zu verfolgen. Er benachrichtigte ihn vielmehr noch Einmal von dem abgeschlossenen Frieden und Mustapha, der in der Meuterei der albanesischen Häuptlinge Verrath durch Bestechung witterte, bequemte sich zur Ruhe, zumal als auch der Großvezier, der von Silistria heranzog, die amtliche Erklärung abgeben mußte, daß er jenes tolle Vorhaben keineswegs billige. Das Gefecht bei Arnaut-Kalesi war daher das letzte Nachspiel auf dem Kriegsschauplatze in der europäischen Türkei.

War auch die Gebietsvergrößerung, welche Rußland aus dem Friedensschlusse von Adrianopel erwuchs, nur von geringer Bedeutung, so hatte es doch politisch und merkantilisch ungemeine Vortheile dabei errungen. Die gedehmüthigte, jetzt von England und Frankreich preisgegebene Pforte sah sich genöthigt, seinen alten Erbfeind um Schutz und Gnade zu bitten. Die Moldau, die Wallachei und Serbien hatten durch diesen Kampf eine bei weitem unabhängigere Stellung eingenommen und beugten sich unter dem übermächtigen Einflusse ihres kaiserlichen Beschützers. Merkantilisch öffnete der Friede von Adrianopel den südlichen Provinzen Rußlands eine freie Handelsstraße und gestattete ihnen einen ungestörten Verkehr mit allen Küstenländern Europa's, wie mit Asien und Afrika. Und alle diese Vortheile hatte Nikolai, wenn auch mit beträchtlichen Opfern für den Krieg, doch unter dem Scheine einer ungewöhn-

lichen Mäßigung und Großmuth errungen! Die Liberalen Europa's aber erhoben allerwärts gerechte Vorwürfe gegen diesen Friedensschluß, welcher einen Kampf beendigte, der angeblich für die heiligsten Interessen der Civilisation unternommen, und wie ein gemeiner Cabinetskrieg geschlossen worden war. Die bedrängte Sache der griechischen Freiheit war schmachvoll der vielgerühmten, ängstlichen Friedensliebe der heiligen Allianz zum Opfer gebracht oder mindestens im Stiche gelassen und mit Stillschweigen übergangen worden. Sie sollte jetzt der Gegenstand besonderer Conferenzen werden, deren erquickliches Ende nicht abzusehen war.

Zwar merkte die englische Torypolitik recht gut, daß durch den Frieden von Adrianopel dem britischen Handels- und Industrie-Monopole in dem gefürchteten und verhaßten Rußland ein gefährlicher Gegner erwachsen sei und suchte ihm daher die Früchte jenes Friedens nach Möglichkeit zu verkümmern; allein die übergroße Gunst, mit welcher das Ministerium Wellington die Pforte beehrte, ließen Griechenlands Hoffnungen auf britischen Schutz immer mehr und mehr verschwinden. Und auch in Griechenland hatte die russische Diplomatie — wie wir jetzt sehen werden — die spitzfündigsten Intriguen der übrigen Cabinete alsbald überflügelt, und seinen ganzen Einfluß durch die Person des Präsidenten Capo d'Istria geltend zu machen gewußt.

Daß die Schlacht bei Navarin durchaus nicht den nachhaltenden Eindruck auf die Gemüther der Griechen machte, den man vermuthen sollte, hatte zunächst seinen Grund darin, daß die drei Mächte, in ihren Thronreden und amtlichen Erklärungen, jene großartige Schlacht für einen unglücklichen Zufall erklärten und ganz klar zu verstehen gaben, daß ihre Versuche zur Pacification Griechenlands keineswegs aus Sympathie für die Freiheit der griechischen Nation,

sondern einzig und allein aus Politik unternommen würden, um namentlich den durch die Insurrection gelähmten Handel in der Levante wieder aufzuhelfen. Die Souveränetät der Pforte sollte unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Durch diese Geständnisse rief man aber unter den Griechen eine gewaltige Aufregung gegen die Fremdmächte hervor. Ueberhaupt steigerte sich jetzt der Argwohn gegen Alles, was fremd hieß, und hierzu trug hauptsächlich Lord Cochrane bei, der für die großen Summen, für welche er sich an Griechenland verhandelt hatte, so viel wie Nichts that, sondern durch planlose Kreuz- und Querzüge die Griechen immer mehr und mehr entmuthigte. Auch Obrist Fabvier unternahm um diese Zeit (Nov. 1827) einen unglücklichen Zug zur Wiedereroberung von Chios, wodurch er die Griechen mehrfach compromittirte; trotz der unermüdlichsten Thätigkeit und des glänzendsten Muthes sah er sich doch nach mehrern Monaten (März 1828) genöthigt, Chios wieder zu räumen, denn er hatte mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, die aus der Verrätherei der chiotischen Commission, der ungewöhnlichen Strenge des Winters von 1827 auf 1828, der Zuchtlosigkeit der Palikaren und der Unerfahrenheit seiner griechischen Offiziere und Kanoniere erwuchsen. Am meisten compromittirten sich jedoch die Griechen selbst durch das immer weiter ausgebildete System der Seeräuberei, dessen wir hier noch mit einigen Worten gedenken müssen.

Der Archipelagus ist seiner hydrographischen Lage wegen stets der Schauplatz von Seeräubereien gewesen, gegen welche früher die venetianische und osmanische Marine zu wachen hatte. Nachmals lastete diese Sorge fast nur auf den Hydrioten und Spezzioten, bis die allgemeine Verwirrung, welche durch die Revolution herbeigeführt wurde, das System der Seeräuberei immer weiter ausbildete und der größte Theil der griechischen Marine sich diesem ehrlosen Handwerke hingab. Das Prisengeld reizte die Begierde der Seeleute, ihre Scrupel verschwanden nach und nach, die

zwischen den christlichen Machthabern und den Muhamedanern bestehende Freundschaft und die mannichfache Unterstützung, die als Folge dieser Freundschaft den letztgenannten zu Theil wurde, weckte das Gefühl der Rache und es ward bald unter den griechischen Seeleuten gebräuchlich zu sagen, daß sie mit der Türkei, mit Aegypten, der Barbarei, mit Oestreich und Frankreich im Kriege lägen. Am meisten war man gegen Oestreich eingenommen, weil dieses seine Parteilichkeit für die Türkei offen und rücksichtslos an den Tag legte und sich in seinem officiellen Journale — dem östreichischen Beobachter — auf die beschimpfendste Weise über die griechische Frage ausließ. Allein gerade die östreichische Flottille entwickelte auch die mehrste Kraft, als sich die christlichen Mächte endlich zur Steuerung der Seeräuberei entschlossen. Im Jahre 1825 hatte Oestreich allein 102 große Handelsschiffe mit mehr als 20 Millionen Gut durch durch die griechischen Piraten verloren. Marchese de Paulucci, der Admiral der östreichischen Marine in den Gewässern des Archipels, ein eitler, nicht allzu talentreicher Mann, compromittirte die Flagge seiner Regierung mehr als einmal, so daß sich letztere endlich genöthigt sah, ihren Kriegsschiffen durchweg jede Berührung mit griechischen Autoritäten zu verbieten. Als aber der durch militärische Schriften wie durch seine Reisen im Oriente rühmlich bekannte Major von Prokesch zum Chef des Generalstabs der östreichischen Flotte im Archipel ernannt und mit der ausgedehntesten Vollmacht in Leitung des politischen Theils ihrer Operationen versehen wurde, änderte sich die Lage der Dinge. Im Journal de Smyrne gründete er einen stehenden Artikel „Piraterie," in welchem alle von den Griechen begangenen Seeräubereien nackt und ohne beschönigenden Beisatz veröffentlicht wurden. Hiergegen vermochten die lügenhaften Berichte des Commodore Hamilton nicht länger zu bestehen und die Cabinette von England und Frankreich erkannten endlich mit Schaamerröthen ihre passive Unthätigkeit und entschlossen sich zu handeln.

Prokesch war der erste, welcher 36 spezziotische Piratenschiffe mit gewaffneter Hand angriff und mit seinen zwei Fahrzeugen, von denen das eine 16, das andere 60 Kanonen hatte, zur Herausgabe mehrerer zwischen Triest und Venedig aufgebrachter Kaufffartheischiffe zwang. Zwar eiferte Stratford Canning in ohnmächtiger Wuth gegen diese angebliche Verletzung aller Menschenrechte, allein seine Klagen verstummten vor dem allgemeinen Jubel der Handelswelt, welche eine Deputation aller Flaggen an den nach Smyrna zurückgekehrten Prokesch absendete, um ihn für sein kräftiges Auftreten zu danken. Jetzt folgten auch die übrigen Mächte dem Beispiele Oestreichs. Wie früher zu den Zeiten des Pompejus Cilicien und Kreta die Hauptsitze der Corsaren waren, so nahm auch jetzt noch das letztgenannte, und namentlich das für Seeräuberei äußerst günstig gelegene Karabusa, den ersten Rang unter den Freibeutern ein. Am 31. Januar 1828 vernichtete daher ein vereinigtes englisch-französisches Geschwader, das der Commodore Sir Thomas Staines befehligte, die sämmtlichen im Hafen von Karabusa liegenden Fahrzeuge der Seeräuber und säuberte den Ort von den kühnsten Banditen. Hamilton's Schiff, die Fregatte Cambrian, ging dabei unter. Hierauf griffen die Engländer die Gozzi's von Candia, die Franzosen Castelrosso, die Oestreicher die Seeräuber-Inseln am Golf von Salonichi an. Nach manchen blutigen Gefechten, in welchen beide Theile vielfache Verluste litten, gelang es endlich den verbündeten Geschwadern, der griechischen Seeräuberei ein Ziel zu setzen. Sir Edward Codrington erließ ein Schreiben an die provisorische Regierung von Hellas, worin er erklärte: „ich bin fest entschlossen, keinem griechischen Fahrzeuge zu gestatten, unter welchem Vorwande es geschehen mag, als Kaperschiff zu kreuzen, von welcher Autorität irgend es mag berechtigt sein. So lange die Welt besteht, haben keine schimpflicheren Feindseligkeiten stattgefunden, als die unter der griechischen Flagge begangen worden, und wenn Sie — die Mitglieder der griechischen

Regierung — statt des Vorschubs, den Sie zeither diesem schmachvollen System geleistet haben, nicht alles Mögliche thun, um ihm ein Ziel zu setzen, so werde ich nicht ermangeln, mit der größten Strenge zu solchen Maßregeln zu schreiten, wie ich sie zum Schutze des Handels am meisten geeignet halten werde. Aber seien Sie überzeugt, meine Herren, daß ein Tag der Abrechnung kommen wird, wo Diejenigen, welche diese schändlichen Unternehmungen begünstigt, für den Schaden, den sie dadurch der Handelswelt im Allgemeinen zugefügt haben, werden zur Rechenschaft gezogen werden, und wo Sie selbst vor der Nationalversammlung werden Rechenschaft abzulegen haben, von der Art, wie die Angelegenheiten unter ihrer Regierung sind verwaltet worden." Auch Rigny und Heyden erließen Schreiben ähnlichen Inhalts an die griechische Regierung, worin sie dieser anzeigten, daß griechische Schiffe, welche über die vorgezeichnete Linie, 11 bis 12 Meilen von den Küsten zwischen Volo und Lepanto, hinausgehen würden, angehalten und eingezogen werden sollten. Endlich veröffentlichte auch Lord Cochrane, als Oberbefehlshaber der griechischen Seemacht, eine Proclamation, auf welche ein Decret der Viceregierungscommission folgte, wodurch Befehle zur Ausrottung der Seeräuberei gegeben wurden. Jetzt erst hörte die Piraterie auf, wenn auch noch wenig einzelne Gewaltthaten vorfielen.

Nachmals rühmte sich Capo d'Istria mehrfach, daß er die Seeräuberei unterdrückt habe, und die verbündeten Admirale ließen ihn gern gewähren, um ihn, den Schutzbedürftigen, in jeder Weise zu unterstützen. Auch Prokesch, welcher damals noch den Begründer vom Heile Griechenlands in ihm zu erblicken wähnte, eilte persönlich nach Navplion, als wenn er zu einer der drei Vertragsmächte gehört hätte. Seine Ansicht ging nehmlich — nach Münch's Urtheile — dahin: Rußland hat die beiden übrigen Mächte trefflich getäuscht und wird mit der Pforte brechen; der Feldzug gegen die Russen wird den letzten militärischen

Widerstand gegen die Griechen auf allen Punkten endigen, Capo d'Istria dürfte demnach leicht Thessalien in Besitz nehmen; was er zu Ende des Friedensschlusses zwischen der Pforte und Rußland besitzt, wird dem künftigen Griechenland verbleiben. Um nunmehr den Russen, die kein unabhängiges Griechenland wollten, das Spiel zu verderben, war es Pflicht der in der orientalischen Frage zumeist betheiligten Mächte, dahin zu wirken, daß Griechenland unabhängig, somit den Russen entzogen würde, gerade in dem Augenblicke, wo sie es bereits in den Händen zu haben der festen Zuversicht waren. Daher erforderte es die Politik der östreichischen, wie aller übrigen Marinen, Capo d'Istria durch alle Zeichen von Achtung und Rücksicht, welche die gegenwärtige Lage darboten, zu unterstützen. Der Graf war deß hoch zufrieden, weil er Oestreich und insbesondere den Fürsten Metternich, welcher ihm schon einmal die Karten durchschaut und das Spiel vereitelt hatte, persönlich fürchtete. — Ueberhaupt verwandelte sich der Haß, mit welchem die Griechen früher auf Oestreich geblickt hatten, immer mehr in Zuneigung uud Vertrauen, wozu meistens die liebenswürdige Persönlichkeit des Majors Prokesch und dessen thatkräftige Theilnahme an dem Unglücke Griechenland beitrugen. Seiner unermüdlichen Verwendung hatten es viele in Sklaverei gerathene Griechen — darunter viele hundert junge Frauen und Mädchen — zu danken, daß sie in Freiheit gesetzt und wieder in ihre Heimath zurückgebracht wurden.

Graf Capo d'Istria lebte bis zu Ende des Jahres 1826 zurückgezogen in Genf, begab sich aber im Januar 1827 abermals nach Frankreich, angeblich um nach Petersburg in aktiven Staatsdienst zurückzukehren. In Paris traf ihn um die Mitte Mai's die erste Kunde von seiner definitiven Wahl zum Regenten des griechischen Staates durch die zu Damala (Trözene) vereinigte Nationalversammlung. Da jedoch von der Zustimmung durch die Mächte, welche kurz darauf den Traktat vom 6. Juli unterzeichneten, vorzüglich

aber von Rußland's Bewilligung Alles abhing, so reiste Capo d'Istria, ehe noch die Einladung des griechischen Volkes an ihn gelangte, über Berlin nach St. Petersburg, um sich dem Kaiser vorzustellen und von dessen Gesinnungen sich zu vergewissern. Nikolai, der mit den vermittelnden Mächten bereits über die Wahl des Grafen übereingekommen war, empfing ihn sehr ehrenvoll und ertheilte ihm in schmeichelhaften Ausdrücken die erbetene Entlassung aus russischen Staatsdiensten. Noch vor seinem Abschiede aus Petersburg empfing er die Decrete der Nationalversammlung, welche ihm die executive Gewalt in Griechenland auf sieben Jahre anvertraute und zugleich die Vollmacht ertheilte, im Namen des griechischen Volkes und gegen Verpfändung von Staatsgütern eine Anleihe von 5,000,000 Thalern abzuschließen. Zwar hatte ihn die Nationalversammlung ersucht, seine Abreise nach Griechenland möglichst zu beschleunigen, allein Capo d'Istria begriff die Nothwendigkeit, sich vorher über die Gesinnungen der beiden andern Cabinette persönlich in Gewißheit zu setzen und dabei die gehörigen Einleitungen für die beabsichtigte Anleihe zu treffen. Er reiste daher über Hamburg nach London, wo es ihm jedoch erst nach vieler Anstrengung gelang, das Mißtrauen und die Abneigung der englischen Staatsmänner gegen ihn und seine Politik zu besiegen; er schmeichelte allen Parteien und erklärte, nur unter britischer Flagge nach Griechenland gehen zu wollen; allein später bekannte er selbst, daß alle seine Künste an der Unempfindlichkeit des Herzogs von Wellington gescheitert wären. Erst zu Ende Augusts beantwortete er von London aus das Berufungsschreiben der Nationalversammlung und erklärte darin, daß es ihm zuvörderst darum zu thun sein müsse, Griechenland in ein sicheres Verhältniß zu den ersten Mächten Europa's zu stellen. In dieser Absicht begab er sich über Ostende und Brüssel nach Paris, hatte Unterredungen mit den französischen Ministern, hielt sich dann noch einige Zeit in Marseille und in der Schweiz auf und langte erst in der Mitte des Novembers über Bologna

in Ancona an, wo ihn eine englische Kriegsschaluppe von Korfu aus abholen sollte, die jedoch erst am 26. December im Hafen von Ancona einlief.

Am 1. Januar 1828 schiffte sich Capo d'Istria nach Malta ein und besprach sich daselbst mit den Admirälen Codrington und Heyden; endlich in der Nacht des 18. langte er im Hafen von Nauplion an. Sobald er ans Land stieg, wurde er von den Behörden und dem Volke feierlich empfangen; nach kurzem Verweilen schiffte er sich nach Aegina ein, welches damals der Sitz der stellvertretenden Regierungscommission war. Auch hier ward er am 24. mit allgemeinem Jubel empfangen; er leistete den Eid auf die Beschlüsse der Nationalversammlungen zu Epidavros, Astros und Trözene und begann, nachdem die genannte Commission die executive Gewalt durch ein besonderes Decret gänzlich in seine Hände niedergelegt hatte, sein schwieriges Werk.

Die Zwecke, welche er während seiner dreijährigen Amtsthätigkeit verfolgte, sollen späterhin im Zusammenhange mit der ferneren Geschichte Griechenlands bis zur Thronbesteigung König Otto's I. dargestellt werden.

Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Kämpfe des constitutionellen Lebens in Schweden und Norwegen seit dem Veroneser Congresse zu werfen.

König Karl Johann, im innern Herzen höchlich aufgebracht über die hartnäckige Opposition, die sich zu verschiedenen Malen auf dem schwedischen Reichstage und noch entschiedener im norischen Storthing herausstellte, spielte jetzt wieder die Rolle eines buonapartistischen Generals und suchte den Forderungen des Liberalismus eine unerschütterliche Festigkeit entgegenzusetzen. Allein auch er empfand zu seinem Schmerze, daß es ein so vermessenes als nutzloses und vergebliches Wagniß ist, dem Geiste eines Volkes, der sich in seinen freigewählten Vertretern ausspricht, entgegen-

zutreten. Vor Allem strebte er, klugberechnend, die materiellen Interessen Schwedens möglichst zu fördern und an die Stelle der früheren Gährungen und Parteizwiste Ruhe und Ordnung zu setzen. Jedenfalls ist ihm nachzurühmen, daß er sich immer mit Besonnenheit und gewöhnlich nicht ohne Würde aus den Conflicten herauszuziehen verstand, in welche er durch die liberale Opposition gerathen war.

Der schwedische Reichstag wurde gegen Ende des Jahres 1823 vom Könige mit einer Rede geschlossen, in welcher er das wahre Wesen der Freiheit auseinandersetzte und zu zeigen suchte: wie sie, die den Menschen über seinen eigentlichen Werth aufkläre, ihm auch Stärke verleihe, die Wechsel des Lebens mit Muth und Geduld zu ertragen; wie die Freiheit verschwinde, sobald es der Regierung an hinreichender Macht fehlt, diejenigen Vortheile zu bewahren, so sie der Nation verschafft. In Erschütterungen der Staaten leide immer das Volk selbst am meisten; das Gedeihen und die Ruhe desselben bleibe somit der vorzüglichste Zweck der Staatsverwaltung. Nur durch allmälige Aenderungen werde es möglich, den Gesetzen, die die Richtschnur dafür bilden müßten, die gewünschte Vollkommenheit zu geben; durch Uebereilungen laufe man Gefahr, auch der Vortheile verlustig zu werden, die man schon besitze. Endlich erklärte sich noch der König hinsichtlich der äußern Politik zum strengsten Neutralitätssystem in allen Verhältnissen, die nicht unmittelbaren Bezug auf das Dasein Skandinaviens hätten.

An die Stelle des hochbejahrten, vom König und Volke geachteten Graf Engeström, der auf sein Ansuchen in den Privatstand zurücktrat, wurde an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten der Graf Wetterstedt, ein braver, seiner hohen Stellung gewachsener Mann, berufen. Seine ersten Reformen, welche zunächst Finanzwesen und Ersparungen im Staatshaushalte betrafen, wurden vom Volke dankend aufgenommen. Auch den Handelsinteressen widmete die Regierung eine lobenswerthe

Sorgfalt; mit England wurde ein Vertrag über Abschaffung des Sklavenhandels abgeschlossen; ein Ausschuß, aus den kenntnißreichsten Männern beider skandinavischer Reiche zusammengesetzt, trat zur Berathung der gegenseitigen Handelsinteressen zusammen, wobei zunächst der Handel mit den neuen südamerikanischen Freistaaten in Betracht kam; allein der trostlose Zustand der Nationalmarine hinderte vielfach die Benutzung dieser neuen Quellen des Reichthums. Inzwischen wurden die Kanalbauten mit erneuerter Thätigkeit aufgenommen und namentlich an der Vollendung des gothländischen, welcher die Nordsee mit dem baltischen Meere verbinden sollte, wacker gearbeitet. Auch hörte jetzt der lächerliche Unterschied zwischen der großen und der sogenannten Scheerenflotte auf.

Die Ernennung des Kronprinzen Oscar zum Vicekönig von Norwegen schmeichelte zwar den auf Erhaltung ihres Volksthums eifersüchtig wachenden Bewohnern dieses Landes, vermochte aber nicht, die alte Spannung zwischen beiden Reichen zu beseitigen. Entschieden weigerte sich der Storthing, dem Könige das absolute Veto, auf dessen Erlangung er großen Werth legte, zuzugestehen; überhaupt wurden sämmtliche Anträge der Regierung, welche Abänderungen in der Landesverfassung bezweckten, mit großer Stimmenmehrheit verworfen, worüber der König äußerst ungehalten war. Er appellirte in seiner Empfindlichkeit an das Urtheil der öffentlichen Meinung, entwickelte nicht ohne Scharfsinn die Gründe, welche ihn zu jenen Anträgen bewogen, und suchte die Beschlüsse des Storthings dadurch zu entkräftigen, daß er den Stimmführern der Opposition unreine Beweggründe ihrer Handlungsweise unterschob. Allein die norischen Männer kümmerten sich wenig um die königliche Ungnade; ihre Devise war: Die ganze Verfassung, und nichts als die Verfassung! Und der Vicekönig sah sich genöthigt, den Storthing, am 9. August 1824, mit einer Rede zu schließen, in welcher er das Bedauern seines Vaters über den erfahrenen Widerspruch zwar unverholen

aussprach, aber zugleich beruhigenden Trost in der Ueberzeugung fand, daß nicht starrer Oppositionsgeist, sondern übertriebene Besorgniß vor allzufrühen Aenderungen im Grundgesetze jenen Widerspruch hervorgerufen habe.

Kurz darauf wurde der Kronprinz nach Stockholm zurückberufen und wieder durch den früheren Reichsverweser, den Grafen von Sandels, ersetzt. Wie wenig aber das Streben des Königs, die Volksrepräsentanten, der Nation gegenüber, durch seine Schlußrede zu verdächtigen, gelungen war, bewies am besten der glänzende Empfang, der den Mitgliedern der Opposition bei ihrer Heimkehr vom Storthing zu Theil wurde. Laut und deutlich sprach es das Volk aus, daß sie in seinem Sinne und Geiste gehandelt. Da sich jedoch beide Parteien, die der Regierung, wie die der Opposition, mit würdiger Mäßigung benahmen, so trat durch diese Zerwürfnisse keine ersichtliche Störung in den Gang der Staatsmaschine ein.

Die Gründung und wahrhaft großartige Ausstattung der Universität Christiania, die noch im Juli 1824 stattfand, zeigte ebenso wie die Errichtung eines Schullehrerseminars für Nordland und Finnmarken von dem Streben für Förderung geistiger Cultur. Auch die Finanzen wurden während des Jahres 1825 besser geordnet; eine neue vierprocentige, in 15½ Jahren rückzahlbare Anleihe wurde mit dem Hause Hambro in Copenhagen contrahirt und sollte zur Deckung der ältern fünfprocentigen bei Gebrüder Beneke verwendet werden, welchen die Zoll-Intraden und Privat-Pfandverschreibungen verpfändet waren. Die Bankbedürfnisse endlich sollten durch eine neu ausgeschriebene Nahrungs- und Vermögenssteuer bestritten werden.

Um nun die Stimmung des norwegischen Volkes für sich zu gewinnen, unternahm der König noch im Jahre 1825 mit seiner Gemahlin und einem glänzenden Gefolge eine Reise nach Norwegen, allein er vermochte trotz allen Pompes dem schlichten Vorstande der norischen Bauern nicht so zu imponiren, wie er erwartet hatte. Er glaubte

daher, daß es, um zu seinem Ziele zu gelangen, jetzt an der Zeit sei, die Regierungs-Vollmachten im nationalen Sinne auszudehnen, weßhalb er auch, kurz nach seiner Rückkehr von Stockholm aus geeignete Cabinetsverordnungen erließ.

In den innern Verhältnissen beider Staaten verdient das Streben der Regierung, freundschaftliche Beziehungen mit England zu bewahren, hervorgehoben zu werden, weßhalb auch mehrere darauf hinzielende Handels-Maßregeln getroffen wurden; dennoch litt der Handel, wie allerwärts während der Jahre 1825 und 1826, und die Handelskrisen im Auslande riefen mehrere nicht unbedeutende Bankerotte im Inlande hervor. Außerdem wurde noch das Land durch bösartige Seuchen verheert, die sich trotz aller Vorsichtsmaßregeln weithin verbreiteten. Endlich zum Ausgange des Jahres 1825 wurde auch dem Reichsrathe die Liquidation der Geldforderungen des vertriebenen Königshauses Wasa mitgetheilt; und der letzte Sprößling dieses Hauses, der den Thron von Schweden besessen, Gustav Adolf Gustavson, dieser König Lear der Legitimität, — wie Münch ihn nennt, — welchen die Monarchen Europa's wie einen Aechter von Stadt zu Stadt und von Land zu Land herumirren ließen, ergriff um eben diese Zeit die Feder, um gegen den Grafen Segur den Jüngeren, den Geschichtsschreiber des französischen Feldzugs in Rußland, denselben napoleonischen Feldherrn zu vertheidigen, der jetzt, nach seiner Ueberzeugung als Usurpator, auf seinem eigenen Throne saß.

Ein Hauptaugenmerk der Regierung war während des Jahres 1826 auf die ängstliche Bewachung der Presse gerichtet, zumal sobald sich dieselbe mit Fragen der Landesverfassung oder Verwaltung beschäftigte. Auch das Briefgeheimniß wurde nicht allzu heilig gehalten, indem man fortwährend von Umtrieben und Complotten der vertriebenen Dynastie träumte; namentlich verursachte die Anwesenheit des Prinzen Gustav zu Wien, wo er vom Kaiserhause

achtungsvoll behandelt wurde, vielfache Besorgniß. Dabei verharrte die Opposition in Schweden und noch entschiedener in Norwegen auf ihrer feindseligen Stellung gegen die Regierung, welche ihrerseits auch manche Veranlassung zu wohlbegründeten Klagen gab, denn sie fühlte das Bedürfniß, ihren nicht einheimischen Königsthron durch blindergebene Anhänger zu stützen und beobachtete bei Beförderungen und Anstellungen, zumal im Militärwesen, ein Gunstsystem, gegen dessen ungewöhnliche Ausdehnung ernstrügende Stimmen unter beiden Völkern laut wurden. In Gulbrandsdal zu Norwegen brach sogar in Folge der allgemeinen Mißstimmung ein Bauernaufstand aus, an dessen Spitze ein gewisser Belle stand, der den Titel eines Gouverneurs der Bauern in der Provinz Drontheim annahm; allein die bewaffnete Macht trieb die Anführer zu Paaren und die Gerüchte sprachen über sie ihr „Schuldig!" aus. Im nehmlichen Jahre (1826) wurden einzelne Provinzen Schwedens von beträchtlichen Waldbränden, ansteckenden Seuchen, Hungersnoth und mißrathener Erndte heimgesucht. Mit weiser Umsicht suchte die Regierung diesen gehäuften Unglücksfällen zu begegnen. Schifffahrt und Handel, Finanzen und Unterrichtswesen nahmen außerdem ihre ganze Sorgfalt in Anspruch. Das Regentenhaus selbst wurde am 3. Mai 1826 durch die Geburt eines Prinzen erfreut, der in der Taufe den Titel eines Herzogs von Upland erhielt und bei welchem, da legitime Verwandte fehlten, der Kaiser und die Kaiserin von Oestreich Pathenstelle versahen. Aber trotzdem daß durch diese Geburt die Dynastie Bernadotte einen neuen Bürgen ihrer Fortdauer erhielt, so spukte doch immer wieder das Phantom einer großen Verschwörung, welchen geschäftige Zwischenträger die geheimen Fäden dieses Bundes zu St. Petersburg, Wien, Frankfurt, Karlsruhe und Stockholm nachzuweisen suchten. Als im Oktober des Jahres 1826 die schwergeprüfte Königin Friederike, die Gemahlin Gustav Adolf's IV. an den Ufern des Lemanersee's

starb, legte der Hof zu Stockholm für „die Verwandte des Kronprinzen" Trauer an.

Am meisten hinderte den König die fortwährende Opposition des norischen Storthings an jeder größeren Kraftentwickelung. Die Verwaltung des Grafen Sandels wurde von der ungebundenen Presse als die allerschlechteste und unpopulärste dargestellt; man sprach von Eingriffen der Regierung in die Rechte des Volkes, widersetzte sich starr jedem zu bringenden Opfer und sah in der Vereinigung mit Schweden eher ein Unglück als ein Mittel zu kräftiger Geltendmachung den übrigen Staaten Europa's gegenüber. Die Sympathien für den vertriebenen Herrscherstamm, dessen Fürsten bei aller sonstigen Unfähigkeit — die Zeiten Frederik's V. und Bernstorff's ausgenommen — sich stets mild und liebevoll gegen die Norweger erwiesen, wachten um so mächtiger auf, je mehr der kräftige Bernadotte ihnen fühlen ließ, daß sie jetzt wieder einen König hatten.

Im Februar 1827 eröffnete der König persönlich zu Christiania den neuen Storthing. Er drang in der Thronrede nicht ferner mehr auf unmittelbare Erörterung seiner die Verfassungsreform beabsichtigenden Anträge, sondern er gab zu verstehen, „daß er die geläuterte öffentliche Meinung selbst über deren Güte und Wichtigkeit sich aussprechen lassen wolle." Allein dennoch verwarfen die Wortführer des Volkes das von der Regierung vorgelegte Finanzgesetz über eine Summe, die zur Bestreitung dringlicher Staatsausgaben als unumgänglich nothwendig dargestellt worden war. Die Deputation, welche dem Könige diesen Beschluß der Versammlung verkündigte, suchte denselben durch Schilderung des elenden Zustandes aller Gewerbszweige, der vorjährigen Mißerndte, des verminderten Credits im Auslande und der dadurch geschwächten Kraft der Nation zur Tragung der Staatslasten zu begründen. Der König war hierüber äußerst ungehalten, bezweifelte die Wahrheit der vom Storthing angeführten Gründe und erklärte zuletzt: „wenn er auch geneigt sei, in Allem, was mit Gerechtigkeit, Klug-

heit und Würde der Nation übereinstimme, den Wünschen des Storthings entgegenzukommen, so werde er dennoch andrerseits niemals Anstand nehmen, diese Versammlung über das, was wider den Vortheil der Nation und das allgemeine Wohl streiten dürfte, aufzuklären."

Die Opposition blieb unbeugsam; sie verweigerte die Verwilligung einer Apanage für den Herzog von Schoonen, beschränkte die Gehalte der Minister und des Reichsstatthalters und lehnte sogar die Bewilligung der zur Fortsetzung des Schloßbaues in Christiania verlangten Mittel ab. Bei jeder Gelegenheit brach der Widerwille gegen den Grafen Sandels offenkundig hervor, aber der König wollte sich nicht zur Abberufung dieses in ganz Norwegen verhaßten Mannes bequemen. Gegen die Ermahnungen des Statthalters feierte man mit absichtlich übertriebenem Enthusiasmus den Jahrestag des 17. Mai's, an welchem 1814 zu Eidsvold das Grundgesetz unterzeichnet und der Kieler Vertrag, der Norwegen an Schweden abtrat, für aufgehoben erklärt worden war. Als ein Prolog im Schauspielhause das Glück der Vereinigung Norwegens mit Schweden pries, erscholl gellendes Pfeifen; die darüber angestellte Untersuchung lieferte kein erhebliches Resultat. Bald darauf nahm jedoch Graf Sandels seine Entlassung, die ihm auch zum großen Groll der Norweger in höchst ehrenvoller und schmeichelhafter Form ertheilt ward. Die Regierung freute sich offenbar, die norwegische Nationalität möglichst bitter verletzen zu können, und in diesem Gefühle sendete sie auch trotz aller Bitten abermals, statt eines Eingebornen, einen Schweden, den einsichtsvollen, charakterfesten und unbescholtenen Admiral Graf Platen, als neuen Reichsstatthalter nach Christiania. Das Volk sah weniger auf die trefflichen Eigenschaften des Grafen, als auf die neue Parteilichkeit und die verletzte Nationalität. Bald fand sich Gelegenheit, der allgemeinen Erbitterung Luft zu machen. Der Storthing trat mit einer schweren Anklage gegen einen hohen Staatsbeamten, den Ritter Collet, hervor, der im Finanz-

departement mehrerer der Landesverfassung zuwiderlaufender Handlungen beschuldigt und vom Storthing förmlich in Anklagezustand versetzt wurde. Zwar sprach das norwegische Reichsgericht den Staatsrath für dießmal frei und übertrug die Proceßkosten der Staatskasse; allein die ganze Untersuchung hatte viel böses Blut gemacht und eine allgemeine Aufregung hervorgerufen, die noch dadurch vergrößert wurde, daß der König die Sache Collet's zur seinigen machte, und sich in seiner deßhalb erlassenen Resolution der Phrase bediente: Se. Majestät werde niemals gestatten, daß die Ausübung der durch die Constitution bestimmten königlichen Prärogative jemals von der Auslegung eines Reichs-Gerichts abhängig werde. Er stellte seine Meinung als im vollkommensten Streite mit den Motiven der Anklage wie des Erkenntnisses hin und erklärte geradezu: „zum allgemeinen Besten des Reichs im bisherigen Systeme auch ferner fortfahren und, wenn die Noth es erfordern würde, die Rechte auszuüben, welche die Constitution ihm beilege."

Auch in Schweden hatte die Regierung während des Jahres 1828 heftige Kämpfe mit der Presse und dem Journalismus zu bestehen, deren Angriffe desto entschiedener wurden, je systematischer das Ministerium die Preßfreiheit wieder in Fesseln zu schlagen suchte. Der Nya Argus und der Mercurius, oder, wie er nach dem ersten Verbote sich umtaufte, Stockholms Aftenblad führten hier den Reihen der Opposition. Die Angst oder Schreckhaftigkeit der Regierung ging so weit, daß eine Aufforderung an alle Fremde, die sich in Geschäften zu Stockholm aufhielten, erlassen wurde, unverzüglich beim Minister des Auswärtigen Auskunft über ihr Thun und Treiben zu geben, wenn sie anders große Unannehmlichkeiten vermeiden und noch länger in Stockholm verbleiben wollten. Die in der Schule der französischen Revolution gewonnene Erfahrung von dem schnellen Wechsel irdischer Macht und die Kunde von wahren oder erdichteten Planen zum Umsturz der theuererkauften Herrschaft trübten die Tage des Königs und mochten Ver-

anlassung zu jenen strengen und vexicatorischen Maßregeln geben. Am 15. November wurden die Sitzungen des Reichstags eröffnet; es fehlte auch hier nicht an einer heftigen Opposition, die zunächst in der Ritterschaft ihre Stütze hatte. Sie warf der Regierung vor, durch die neue Ritterhaus-Ordnung die Schranken ihrer constitutionellen Gewalt überschritten und sich überhaupt Maßregeln erlaubt zu haben, durch welche die königliche Gewalt auf Unkosten der Nation vergrößert werden sollte. Der Bürgerstand zeigte sich ebenfalls unruhig und verwarf die Wahl des von mehrern Städten bereits angenommenen Reichstags-Mannes, weil derselbe anticonstitutionellen Einflüsterungen zugänglich geworden sei. Nur der Bauerstand, für welchen der König stets eine gewisse Vorliebe bewiesen, verhielt sich ruhig bis zur völligen Organisation der Ausschüsse. Der heftige Streit über Oeffentlichkeit der Verhandlungen bildete für die nächste Zukuuft die wichtigste Erscheinung im Staatsleben Schwedens. —

Die Geschichte von Dänemark bietet in dem Zeitraume von 1823 bis 1830 keine größeren Ereignisse dar, obschon sie keineswegs arm an vielen erfreulichen Fortschritten ist, mit welchen die Regierung des „milden und aufgeklärten Despoten," Frederik VI., ihre Wirksamkeit nach Innen bezeichnete. Die Regierung ging von dem großentheils irrigen, aber allbeliebten Grundsatze aus, daß das Volk noch nicht reif genug für die Segnungen constitutioneller Freiheit sei; sie übernahm daher die Rolle eines väterlichen Erziehers und befolgte dabei im Allgemeinen ein ziemlich vernünftiges System.

Nach dem Tode des Ministers Niels Rosenkrantz (1824) erfolgten mehrere Veränderungen in den höchsten Staatswürden; die Grafen von Blane (Auswärtiges) und Moltke wie die Herren Sehstedt und Malling traten in das Conseil. Auch Dänemark litt unter den allgemeinen finanziellen Verwicklungen; dennoch wurde es durch eine vortheilhafte Anleihe (1825) in den Stand gesetzt, die bei

Haltemann und Söhne (1821) in London contrahirte Schuld und die für Rechnung der königlichen Finanzen (1819) zu Hamburg eröffnete Bauanleihe aufzukündigen. Ueberhaupt wirkte die unumschränkt monarchische Regierung mit rühmlicher Thätigkeit für Förderung des Handels und der Schifffahrt, dieser beiden Haupterwerbsquellen der Dänen; 1825 wurde eine ostseeische Handelscompagnie gestiftet, die jedoch, durch die Ungunst der Zeitverhältnisse gehindert, die früher gehegten Erwartungen nicht erfüllte und sich gegen Ende des Jahres 1828 wieder auflöste; vortheilhafte Handels- und Schifffahrtstractate mit den meisten Staaten sicherten den Erzeugnissen Dänemarks einen weiten Markt und die National-Marine erholte sich immer mehr von dem entsetzlichen Verluste, den Englands schandbare Gewaltthat ihr zugefügt. Mit lobenswerthem Eifer sorgte die Regierung für Verbreitung der Wissenschaften und einer angemessenen Volksbildung, wobei namentlich die Lancaster'sche Methode aufmunternde Unterstützung fand. Eine Reihe von hochgefeierten und geistvollen Gelehrten sammelte und veröffentlichte die Chroniken, Sagen und Heldenlieder der dänischen Vorzeit und hier müssen vor allen Abrahamsen, Finn Magnussen, Rask, Rafn und Münter mit Auszeichnung genannt werden. Zur Erleichterung des unvermeidlichen Steuerdrucks, zur strengen Verwaltung der Gerechtigkeit, an deren Spitze das alljährlich vom Könige persönlich eröffnete höchste Reichsgericht stand, zur Ausrottung anerkannter Krebsschäden in der Administration, wie zum Schutze wohlhergebrachter Rechte wurden viele wirksame Verordnungen erlassen. Der König, welcher häufig das Land durchreiste, prüfte selbst mit unbestechlichen Augen. Im Jahre 1826 wurde die tausendjährige Einführung des Christenthums in Dänemark durch König Harald Schönhaar mit würdiger Begeisterung gefeiert.

Auch hier ruhte wie allerwärts das Verfassungswerk; es war aber eine natürliche Erscheinung, daß das verfassungsmäßig absolut monarchisch regierte Dänemark, welches

sich der meisten Segnungen der constitutionellen Staaten Europa's erfreute, keine Empfänglichkeit für die Revolutionszuckungen der Zeit bewies. Nur in den deutschen Colonien erscholl zuweilen der bescheidene Ruf nach endlicher Erfüllung des 13. Artikels der Bundesacte, den aber die Regierung im Bewußtsein sonstiger treuer Pflichterfüllung überhören zu können glaubte.

Das von den Stürmen des Carbonarismus durchbrauste, von den Bajonetten der heiligen Allianz wiederberuhigte Italien bietet im Allgemeinen ein wenig erfreuliches Bild während des vorliegenden Zeitraumes dar. Furcht vor dem allgefürchteten Schreckbilde und eingewurzelte Vorliebe für die alten Institutionen und Gebrechen riefen in den Fürsten dieser Halbinsel eine starre Widersetzlichkeit gegen alle Forderungen des Zeitgeistes hervor und nur einzelne Wenige huldigten humaneren Grundsätzen. Mit dem Tode des Königs Victor Emanuel von Sardinien entschwand die letzte Hoffnung auf Verbesserung der traurigen Zustände, nach welcher wenigstens die Aufgeklärteren im Volke strebten. Der charakterschwache Thronfolger, Prinz von Carignan, der bei der piemontesischen Revolution im Jahre 1821 eine Rolle gespielt hatte, war zwar von seinem königlichen Oheime amnestirt worden, stand aber immer unter der genauen Controle der hohen Diplomatie und selbst seine Theilnahme an dem Feldzuge gegen die spanische Cortesrevolution konnte ihm das verlorne politische Vertrauen nur schwach wiederherstellen. Dagegen suchte Victor Emanuel's Nachfolger, Karl Felix, seinen Thron durch Priesterschaft und Mönche immer fester zu stützen, und während er die beiden für national-unitarische und propagandistisch-republikanische Zwecke geschäftigen Verbindungen, den Carbonarismus und den Adelfismus, mit nachsichtsloser Strenge verfolgte, ließ er die

Klagen des Volkes über den unerschwinglichen Steuerdruck und über die zahllosen Mängel in Gesetzgebung, Administration und Finanzen gänzlich unberücksichtigt. Die harmlosen, seit bereits mehr denn zweihundert Jahren vom Hause Savoyen mißhandelten Waldenser wurden auch von ihm, trotz der kräftigen Fürsprache Englands und Preußens, gedrückt und verfolgt. Aber die Jesuiten, die durch das Ministerium Martignac aus Frankreich vertrieben worden, fanden bei ihm die freundlichste Aufnahme und thätigste Unterstützung; andächtige Uebungen und religiöse Exercitien fanden im Innern des Palastes statt und der König selbst ging in der **robe courte**, dem Ordenskleide der frommen Väter, einher.

Ein glücklicheres Scepter waltete über Toskana, wo Ferdinand III., der Sohn des vom Volke mit achtungsvoller Liebe genannten Peter Leopold des Weisen, mit Weisheit und Milde regierte, bis ihn 1824 der Tod abrief. Ihm folgte sein würdiger Sohn Leopold II., der mit aufgeklärtem Geiste das Wohl des Volkes förderte und viel zur Verbesserung der Nationalökonomie und des öffentlichen Unterrichts beitrug. Die Protestanten erhielten durch ihn eine eigene Kirche zu Florenz und selbst die politisch Verfolgten mußten seine Nachsicht und Milde rühmen.

In Parma regierte Leopold's Base, die Herzogin Marie Louise mit weiblicher Mäßigung, die Hauptsorgen des Staatsregiments ihren Ministern Neipperg und Werklein überlassend. Die stolzen Erinnerungen an die hingeschwundene Pracht der Kaiserzeit und an den Titan des neuen Jahrhunderts, dem sie einst Gemahlin gewesen, vermochten ebenso wenig wie die Trennung von ihrem „zugleich hoffnungsreichen und hoffnungslosen" Sohne, dem Herzoge von Reichstadt, den gleichförmigen Herzschlag der hohen Frau zu unterbrechen. Dagegen erblicken wir auf dem Herzogstuhle zu Modena einen unerbittlichen Feind aller Reformen, der an die Spitze der gesammten Administration eine überaus thätige Polizei gesetzt hatte. Dennoch entging

ihrem Späherblicke der hartverfolgte Carbonarismus, der gerade zu Modena seine glühendsten Anhänger zählte. Der größte Theil der Modenesen war übrigens dem Nachfolger der Este abhold; auch galten seine beiden Brüder zu Wien, Maximilian und Ferdinand, bei voller Anerkennung ihrer geistigen Vorzüge für Hauptstützen des Hochadels und der Priesterschaft. Nach dem Tode ihrer Mutter (1829) fiel dem Herzoge von Modena außer einer reichen Erbschaft Massa und Carara zu.

Don Carlo Lodovico von Bourbon erbte von seiner Mutter, der ehemaligen Königin von Etrurien, Donna Maria Lodovica (einer Tochter K. Karl's IV. von Spanien) das kleine Herzogthum Lucca, in welchem er mit mildem Geiste das Wohl seiner Unterthanen zu fördern bemüht war. Tolerant in religiösen Dingen pflegte er besonders den mystischen Protestantismus, den er auf seinen Reisen in Deutschland liebgewonnen, wie er überhaupt seit dem sechzehnten Jahrhundert der erste Bourbon war, welcher in Folge einer eigenthümlichen Gemüthsstimmung nach reiflicher Ueberlegung vom orthodoxen Glauben, wiewohl ohne öffentliches Bekenntniß abfiel.

Im Königreiche beider Sicilien herrschte der alte Don Fernando I. mit rauher Strenge und füllte die Gefängnisse mit den aufgefangenen Carbonaris und Barrabisten. Letzterer Name bezeichnete eine aus der Carbonaria hervorgegangene Sekte, die ihren Hauptsitz zu Palermo hatte und hier, wo das Volk den meisten Grund zu gerechten Klagen über bodenlos schlechte Verwaltung fand, ihre zahlreichsten Anhänger besaß. An ihrer Spitze stand ein Baron Errante Avanette, welcher aber alsbald nach kurzer Untersuchung sein vermessenes Beginnen auf dem Schaffotte büßte. Vom Neuen füllten sich jetzt die Kerker mit politischen Verbrechern und bald gebrach es an Raum, weßhalb die Regierung den Eingezogenen, deren Beköstigung ihr ohnedieß theuer genug zu stehen kam, die merkwürdige Alternative stellte, entweder in ihren Kerkern zu bleiben

oder sich nach Tunis überzusiedeln. Die meisten wählten das Letztere und fanden bei dem Dey von Tunis eine kaum erwartete freundliche Aufnahme. Allein die Zusendungen wurden immer zahlreicher, weshalb der Dey ohne Weiters in ziemlich höflichen Worten einen Wechsel von 10,000 Dukaten auf die neapolitanische Regierung zog und zugleich drohte, eine etwanige Protestation durch Raubzüge wider die Küstenländer und Schiffe des Königs Ferdinand, wie solches früher gegen Sardinien unternommen war, zu rächen. Die feige Regierung des Königs fügte sich diesem Ansinnen und zahlte wirklich nach kurzer Weigerung die geforderte Summe.

Inzwischen wurden die Ländereien diesseits des Faro durch Banditen und Mordbrennerbanden verheerend durchzogen, bis endlich östreichische Truppen zur Unterstützung der bewaffneten Polizei herbeieilten. Ihren vereinten Bemühungen gelang großentheils die Unterdrückung der Räuber. Jetzt sollte auch das jammervoll darniederliegende Justizwesen eine allgemeine Reform erfahren. Zwei neue Rechtsconsulta's für die Länder dies- und jenseits des Faro, die in gemeinsamen Angelegenheiten zu einer Generaljunta zusammentraten, wurden ernannt und fünf Commissionen mit der Ausarbeitung eines Gesetzbuchs für beide Sicilien beauftragt. Allein wie jede nützliche Reform blieb auch diese Maßregel ohne Segen; sie wurde vereitelt durch Kastengeist, Volksvorurtheil und Ränke der Anhänger des Carbonarismus, welche, wenigstens nach Münch's Urtheile, mit selbstsüchtiger Consequenz dem Despotismus in seiner Nacktheit, der ihren Wagnissen auch bei wiederholtem Mißlingen stets eine neue Glorie gab, den Vorzug vor der in liberalere Formen eingehüllten Willkürherrschaft gaben. In allen übrigen Zweigen der Verwaltung herrschte derselbe traurige Zustand, wie im Justizwesen. Handel und Industrie lagen darnieder, die Marine war erbärmlich und gab das beste Zeugniß für die unbegrenzte Stupidität der Männer ab, die diesem Staatszweige vorstanden. Dabei mehrte sich die

Finanznoth und nur mühsam konnte der Hof sich zu einigen Ersparungen verstehen; sämmtliche Beamten mußten sich Abzüge von ihren Besoldungen und Pensionen gefallen lassen, wodurch die Zahl der Unzufriedenen noch vermehrt wurde, ja selbst contraktmäßige Zahlungen und Lieferungen wurden vermindert und beschnitten. Ein neues rothschild'sches Anleihen von 2½ Mill. Pf. Sterl. und ein besonderes Anleihen von 150,000 M. Pf. für Sicilien sollte jetzt dem geschwächten Staatscredite wieder aufhelfen. Die nächste Folge dieser Finanzmaßregel war das verderblichste Agiospiel. Zu dieser allgemeinen Noth kam noch die fortwährende Anwesenheit der östreichischen Besatzungstruppen, deren Zahl im Jahr 1824 endlich etwas verringert wurde. Sie trugen wesentlich — dies Verdienst mag ihnen gelassen werden — zur Vollendung der großen Straßenbauten bei und halfen somit der neapolitanischen Regierung zu dem einzigen und alleinigen Ruhme, den sie sich während der Zeit der Restauration zu erwerben gewußt hat.

Am 4. Januar 1825 starb Don Fernando I., „einer der Fürsten, welche die Geschichtsschreiber in Verlegenheit setzen über die Frage, ob sie mehr Böses gethan oder Gutes unterlassen, und hierbei sich selbst oder Andern vorzugsweise gefolgt. Die Gemeinheiten seines Privatlebens und die Verkehrtheiten und Gebrechen seiner Regierung hatten ihren letzten Grund in einer überaus vernachlässigten Erziehung und in den Leidenschaften zweier, durch ihren Geist ihn beherrschenden Frauen (der Königin Karoline von Oestreich und der Herzogin von Floridia, welch' letztere nicht lange nach Ferdinand starb), so wie an der Schlechtigkeit der Mehrzahl seines Volks, welche allein die Erscheinung eines Akton, Castelcicala u. dergl. erklären kann." — Ihm folgte Don Francesco I., dessen Regierung mit der kurzen Erklärung begann, daß Alles beim Alten bliebe. Das gedrückte Volk konnte kaum die Grundsteuern und Abgaben erschwingen, die durch harte Zwangsmaßregeln eingetrieben wurden. Die auf acht Jahre verpachteten Zölle halfen der

Regierung keineswegs aus der finanziellen Verlegenheit und bereicherten nur den speculativen Franzosen Dupont, der dieses Kunststück angerathen. Auch die Jagdplätze des verstorbenen Königs, „der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit und seiner Thaten," wurden öffentlich versteigert. Schon ging das Gerücht, der König wolle eine allgemeine Amnestie für alle Opfer der Revolution verkündigen, als eine Unterredung mit dem zu Mailand angekommenen Kaiser von Oestreich ihn eines Anderen belehrte; man fand den Gnadenakt noch zu frühzeitig und zu gefährlich, weil für die Sinnesänderung der Betreffenden genügende Bürgschaft mangele. Nachmals wurde jedoch ein Amnestiedecret erlassen, welches die meisten Verbannten ihrem Vaterlande wiedergab und die Strafzeit der Eingekerkerten entweder aufhob oder wenigstens verkürzte. Dagegen bewilligte der kaiserliche Schirmherr die abermalige Verminderung des Occupationsheeres um 12,000 Mann; der Rest unter Lederer's Befehl machte Jagd auf die Räuberbanden des mit Gasparone im Römischen verbundenen Mezzapante und half mit am Baue der Strada nuova. An die Stelle der Abgezogenen traten jedoch, um die Lücke in der Schutzarmee auszufüllen, schweizerische Miethtruppen.

Die Barbaresken-Staaten auf der Nordküste Afrika's, von welchen im Jahre 1816 ein förmlicher Friedens-Traktat erkauft worden war, erneuerten nach der Thronbesteigung Francesco's I. ihre Forderungen und verlangten einen abermaligen Tribut, den sie endlich auch durch verheerende Ueberfälle erzwangen, zumal da die Nationalmarine in einem zu jammervollen Zustande sich befand, um die Barbaresken im Zaume halten zu können.

Aber auf gleiche Weise, wie von den Korsaren, wurde die Regierung auch im Innern von den erneuten Umtrieben des Carbonarismus beängstigt. Piatti und Vasco, die an der Spitze der unter dem Namen der Pellegrini bianchi bekannten Verschwörung standen, entgingen nur durch ein königliches Gnadenwort dem Henkertode; allein die bewiesene

Huld machte den erwünschten Eindruck nicht und auch in den nachfolgenden Jahren (bis 1829) entdeckte die argusäugige Polizei neue Spuren politischer Umtriebe. Die Verbindung zwischen den Verschwornen zu Rom und zu Neapel unterhielt zunächst der unermüdliche Giuseppe Basilio de Luna, der aber endlich auch in die Hände der Regierung fiel. Uebrigens verschmähten es die Häuptlinge der Carbonari keineswegs, die Zahl ihrer Mitglieder durch Räuber, Banditen und Landstreicher zu vermehren. Sie überfielen sogar einzelne Punkte in der Provinz Principato citeriore, plünderten Klöster und Kirchen und setzten die Regierung in großen Schrecken. Endlich wurde der Marchese del Caretto, der General-Commandant der Gensd'armerie des Königreichs, mit unumschränkter Vollmacht als **Alter Ego** und unterstützt von Gensd'armen und einigen Bataillonen Linientruppen gegen die Empörer entsendet und seiner blutigen Strenge gelang es auch alsbald, die Ruhe wiederherzustellen. Der Flecken Bosco, ein Hauptschlupfwinkel der Aufrührer, wurde auf seinen Befehl von der Erde vertilgt und der Name sogar aus dem Verzeichnisse der Ortschaften des Bezirks Vallo für immer gestrichen. Eine von Caretto niedergesetzte Militär-Commission verurtheilte hierauf zehn der am meisten Compromittirten zum Tode. Allein die Häupter der weitverzweigten Verschwörung, drei Gebrüder Capozolli, Männer von verwegenem Charakter und wildem Muthe, schlugen sich mit einem Haufen der Entschlossensten durch die königlichen Truppen und erreichten glücklich die Gebirgsschluchten der Basilicata. Ein zweites im September 1828 zu Salerno niedergesetztes Kriegsgericht fand noch einige 30 Mitschuldige der Empörung auf, welche theils zum Tode, theils zu fünf- bis zwanzigjähriger Kettenstrafe verurtheilt wurden.

Im Jahre 1829 wurde abermals eine Verschwörung entdeckt, welche selbst gegen das Leben des Königs gerichtet war; ein Unterbeamter im Finanzdepartement, Benzi, hatte die Ausführung des Mordanschlags unternommen, und

büßte sein vermessenes Beginnen auf dem Blutgerüste. Kurz zuvor war in Salerno ein gefährlicher Aufstand unter dem Volke ausgebrochen. An der Spitze der bewaffneten Haufen standen die drei Brüder Capozolli, der dem Kerker entsprungene Pasquale Rossi und der Exoffizier Antonio Galotti; sie leisteten dem gegen sie anrückenden neapolitanischen Militär einen kurzen Widerstand, suchten aber dann ihr Heil in der Flucht. Allein Verrath lieferte die drei Brüder in die Gewalt der Regierung; auch die nach Korsika entkommenen Rossi und Galotti wurden von den feigen Behörden von Ajaccio und Bastia an Neapel ausgeliefert. Trotz aller Protestationen der französischen Regierung ließ der furchtbare Caretto den unglücklichen Rossi nebst den drei Brüdern Capozolli erschießen und nur Galotti wurde nach langer Haft an Frankreich zurückgegeben. Nach dem offiziellen „**Giornale delle due Sicilie**“ war das Volk bei der Hinrichtung der Unglücklichen vor Enthusiasmus außer sich und weinte Thränen der Freude über den Tod der Meuchelmörder. Um dieselbe Zeit machte in Paris ein Proceß gewaltiges Aufsehen, welchen der Fürst von Castelcicala (Fabricio Ruffo), der neapolitanische Gesandte zu Paris, gegen einige Tagesblätter führte, die seine Person und seine Rolle während der Revolutionsjahre mit bittern Worten angegriffen hatten. Es kamen dabei Dinge zur Sprache, welche die neapolitanische Regierung in ein äußerst nachtheiliges Licht versetzten.

Ein neuer im Jahre 1828 unternommener Versuch zur Züchtigung des Bey's von Tripolis endigte, wie früher, zur Schmach der Regierung. Zwar wurde der die Expedition commandirende Admiral Alfonso Lozzi Caraffa nach seiner Rückkehr vor ein Kriegsgericht gestellt; allein der König nahm das Mißlingen der Heerfahrt auf seine eigene Rechnung und hatte sogar die Güte, die Richter, welche die Strafbarkeit Caraffa's ausgesprochen hatten, zu cassiren. Zugleich fügte sich der bedrängte König in die Forderungen

des Bey's und erkaufte mit 80,000 Piastern einen schimpflichen Frieden.

Das von Banditen und Seeräubern, von Polizeispionen und Procuratoren, von Jesuiten und Mönchen gleich sehr mißhandelte Land wurde auch noch im Jahre 1828 von furchtbaren Naturschrecknissen heimgesucht; ein heftiges Erdbeben erschütterte einen großen Theil des Königreichs und der Vesuv goß mit erneuter Wuth seine Feuerströme über das paradiesische Land, dessen sorglose Einwohner trotz aller Erfahrungen sich wieder auf dem vulkanischen Boden angebaut hatten. — Die meiste Noth erwuchs aber der Regierung aus den zerrütteten Finanzverhältnissen, die ungeachtet aller Experimente kein nur halbweg günstiges Ergebniß lieferten. Weder die übertrieben hohe Verpachtung der Zölle in Sicilien, noch die Zerstücklung der Majoratsgüter gaben die ersehnten Resultate und wenn auch die neapolitanische Regierung unter d. 1. Juli 1829 die Tilgung einer Summe von 603,973 Dukati von der Staatsschuld verkündigte, so konnte sie doch nicht die steigende Finanznoth und das stets wachsende Deficit abläugnen. Der wundeste Fleck der gepriesenen Finanzkünste des Ministers Medici war die sogenannte schwebende Schuld. Da übrigens die Tilgungsmittel für die Staatsschuld keineswegs hinreichten, so belief sich auch im Jahre 1829 das Deficit wieder auf 4,345,251 Scudi, während das baare Geld in allen Staatskassen fehlte. —

Der römische Staat wie die römische Kirche verlor im Jahre 1824 durch den Tod des Cardinals Ercole Consalvi eine seiner kräftigsten Stützen. Dieser ausgezeichnete Prälat war aus einer angesehenen Familie Toscana's entsprossen, hatte in seiner Jugend eine treffliche Erziehung erhalten und, vom Marke des Alterthums genährt, eine feurige Liebe für Poesie, Schauspiel und Tonkunst gewonnen. Dennoch widmete er sich dem Priesterstande, in welchem er bald zu hohen Würden erhoben wurde. Der damalige Consul Bonaparte äußerte über ihn:

Che il boja lor calpestasse il collo!*) Und bei den Unterhandlungen über das Concordat im Jahre 1808, welche Consalvi als Cardinal und Staatssecretär leitete, zeigte er oft einen solch unbeugsamen Widerstand, daß Napoleon mehr als einmal über ihn bemerkte: **C'est un homme, qui ne veut pas avoir l'air d'être Prêtre, mais qui l'est plus, que tous les autres!** —

Im Jahre 1805 durch Napoleons Einfluß von seinem hohen Amte verdrängt, rächte sich Consalvi im J. 1809 durch die Bannbulle, welche zunächst durch ihn nach dem Haupte des Titanen geschleudert wurde. Auch 1812 behauptete er in Paris seine starre Widersetzlichkeit gegen die Machtsprüche Napoleons, weßhalb er abermals seines Purpurs beraubt und verwiesen wurde. Ihm hatte aber Napoleon auch jenen berühmten Brief zu verdanken, welcher die Punctationen von Fontainebleau und das Breve von Savona widerrief. Im Hauptquartier der Verbündeten wie auf dem Fürstencongresse zu Wien vertrat er nachmals die Interessen seiner Kirche wie seines Staates, mußte aber bei seiner Entfernung von Rom ruhig geschehen lassen, daß zunächst durch den Einfluß des Cardinals Pacca eine totale Restauration ins Leben gerufen wurde, welche ihm trotz seines stolzen und heroischen Charakters verhaßt war. Consalvi — so läßt sich der Verfasser der trefflichen Abhandlung über die Staatsverwaltung des Cardinals in Ranke's hist. politischer Zeitschrift (Jahrg. 1834) vernehmen — Consalvi, der wohl einsah, wo es dem Pabstthum fehlte, richtete zwar alsbald viel Gutes und Neues wieder ein; doch konnte der wenigste Theil von dem im retrograden Sinne Vollbrachten ungeschehen gemacht werden, und so entstand denn eine Art Mischung, welche zwar gerade geschickt genug war, ein schnelles, gewaltsames Ende zu verhindern, zuletzt jedoch durch die Reibung aller Interessen dem Systeme der römischen Regierung nothwendig das Grab selber

*) Er und seines Gleichen verdienten, daß der Henker ihnen auf den Hals träte.

graben muß, wenn die letzten Kräfte abgenutzt und die letzten künstlichen Palliative aufgebraucht sind. Pius VII. las inzwischen fleißig das Brevier, und Consalvi, um alleiniger Herr zu bleiben, ernannte lauter Cardinäle, von denen er nichts zu fürchten hatte. Unter der früheren Verwaltung (Pius VI.) hatte schon die unselige Manie angefangen, Alles per grazia speziale zu erhalten, und der Pabst, durch seine Rescripti eine despotische Macht ausübend, gewöhnlich störend in die Justiz und in den Organismus des Staates eingegriffen. Consalvi, welcher den Pabst sehr eifersüchtig bewachte, gebrauchte dieses Mittel, um sich beim Volke durch Gnadenbezeugungen beliebt zu machen und desto schneller zu seinem Zwecke zu gelangen*).

Leo XII. (früher Cardinal Annibale de la Genga), der nach Pius VII. den päbstlichen Stuhl bestieg, hatte während seiner verschiedenen Nuntiaturen in Deutschland und der Schweiz mehr als seiner Weltmann durch Geist und Gewandtheit als durch ausgezeichnete priesterliche Tugenden geglänzt. Das Rescriptenunwesen führte unter seiner Regierung zu vielen Ungerechtigkeiten, wie er sich überhaupt als Pabst durch politischen Despotismus vor seinem Vorgänger auszeichnete. Heftiger Feind des Gallikanismus, schirmte er die Congregation und die starre Opposition des Cardinals Clermont Tonnère in Frankreich; auch in den Niederlanden begünstigte er die Umtriebe der Jesuiten gegen die protestantische Regierung des Königs und er hat vor allen zur gänzlichen Trennung Belgiens von Holland beigetragen. Mit blinder Wuth eiferte er gegen den Toleratismus in Religionssachen; die Orthodoxie und der Jesuitismus fanden dagegen an ihm einen thätigen Beschützer und Luigi Fortis, der General der Jesuiten, unterstützte in aller Weise seine Plane. Oft gingen seine Restaurations-

*) Man vergl. über Consalvi außer der Abhandlung in Ranke's hist. polit. Zeitschrift: E. Münch, Rom als Kirchenstaat u. s. w. während der Restauration, und von dems. Verfasser, vollständige Sammlung aller Concordate. 2 Bde. — Mémoires du Cardinal Pacca. 4 vol.

versuche bis ins Lächerliche; so drohte er in seiner neuen Kleiderordnung den römischen Damen, weß Ranges und Standes sie auch wären, mit strenger Strafe, sogar mit körperlicher Züchtigung, wenn die Art ihres öffentlichen Auftretens eine Reizung zur Sinnlichkeit bei den Männern annehmen ließ. Derselbe Grund — Entfernung alles Sinnenreizes — bewog ihn auch, Meisterwerke des Alterthums verunzieren und Gemälde berühmter Meister überpinseln zu lassen; mit äußerster Strenge bestrafte er die Beschmutzung der Tempelmauern; auch seine Fastenmandate zeichneten sich durch möglichste Uebertreibung aus; die Uebertreter ließ er öffentlich auspeitschen. Das große Jubiläum im Jahre 1825 wurde von ihm mit aller nur ersinnlichen Pracht gefeiert; allein „der Pöbel seiner eigenen Hauptstadt, welcher die Frömmigkeit der hohen Prälaten an der Quelle kennen gelernt, trieb die Sache wenig mehr, denn als eine Komödie, als einen vergrößerten Karneval." Der geistreiche Mann ging in seinem frommen Eifer so weit, daß er neue Heilige für sehr zweideutige Wunder kanonisirte; darunter befand sich einer, von dem erzählt wurde, daß er halbgebratene Vögel wieder in's Leben gerufen habe. Das ganze vernünftige Europa lachte und ärgerte sich gleich sehr über solche Thorheit eines, in seinem Grundwesen doch so sehr verständigen Hochpriesters.

Die Inquisition war unter Leo's Regierung überaus thätig und mußte selbst ihre geräumigen Gefängnisse durch neue Bauten erweitern. Gegen die Juden, zeither für eine gewisse Kopfsteuer geduldet, wurde jetzt sehr hart verfahren, weßhalb sich viele, um drückenden Verfolgungen zu entgehen, zur Taufe bequemten. Unbeugsam gegen den Gallikanismus in Frankreich, gegen den aufgeklärten Katholicismus in Deutschland und der Schweiz, wie gegen den Jansenismus, der sich in den Niederlanden der Utrechter Kirche gegenüberstellte, zeigte sich der Pabst höchst nachgiebig gegen die Katholiken, die sich in den südamerikanischen Staaten vom spanischen Joche zu befreien suchten; auch gegen die

auf Hayti, in China und in Aegypten wohnenden Christen bewies er eine seltene Duldsamkeit; den Maroniten erlaubte er sogar die Priesterehe, während er den Gedanken daran, der in den Köpfen aufgeklärter Katholiken in Deutschland und Frankreich aufstieg, mit ewigem Fluche belegte. Dagegen bestanden ernstliche Spaltungen mit dem Cabinette Ferdinand's VII. von Spanien, die durch den gegenseitigen Notenwechsel noch mehr vergrößert wurden und ihren Grund zunächst in dem Benehmen des Pabstes während des südamerikanischen Unabhängigkeitskampfes hatten. Auch mit dem zweiten bourbonischen Hofe, mit Neapel, entzweite sich Leo, indem er, die veralteten Rechte der Oberlehnsherrschaft des römischen Stuhles wieder hervorsuchend, den Tribut von 12,000 Unzen Goldes, die Zusendung des weißen Zelters u. dergl. m. verlangte. Trotz aller Bemühungen des Cardinals Albini, der diese Angelegenheit hauptsächlich betrieb, beharrte jedoch die neapolitanische Regierung auf ihrem Sinne und ließ sich selbst nicht durch die angedrohte oder — nach anderen Berichten — wirklich insgeheim vollzogene Excommunication einschüchtern. Endlich schlichtete das Oberhaupt der bourbonischen Familie, Karl X., durch seinen Großbotschafter Marcellus den fatalen Streit, obschon eine fortwährende Spannung zwischen den beiden betheiligten Höfen blieb. Uebrigens wußte Leo XII. zu seinen Nuntien in den verschiedenen Hauptstädten Europa's die bewährtesten Macchiavellisten oder die treuesten Schüler der Jesuiten zu wählen; wir nennen nur Spinola, Lambruschini, Tiberi, Giustiniani, Argenteau, San Felippo, Ostini; den meisten Einfluß behauptete der Nachfolger Somaglia's im Staatssecretariat, Cardinal Bernetti, während sich unter den Unterhändlern durch Talent und Verschlagenheit vor allen der Internuntius Cappaccini auszeichnete.

Wie sehr auch Leo XII. für die Erhaltung und Blüthe des römisch-katholischen Glaubens bedacht war, so vermochte er doch das Regiment im Innern nur schwach zu

behaupten. Der Carbonarismus wucherte, den strengsten Gesetzen zum Trotze, fort und verschmähte es nicht, sich mit Banditen und Schmugglern zu verbinden. Vergebens waren alle Bemühungen des thatkräftigen Benvenuti, die weitere Verzweigung des gefährlichen Bundes zu verhindern, vergebens die geschärften Mandate gegen alle politischen Umtriebe; noch im Jahre 1828 entdeckte man ein über ganz Italien verbreitetes Complot, welches in den Legationen und namentlich in Ravenna seinen Mittelpunkt hatte. Ein geschätzter Gelehrter, Borghese, befand sich mit unter der Zahl der Zahl der Verhafteten, die bereits mehr als 500 umfaßte. Mehrere hochgestellte Personen waren compromittirt, weßhalb auch längere Zeit über die Verhandlungen der Untersuchungs-Commission das tiefste Stillschweigen beobachtet wurde; endlich wurde das Urtheil publicirt und an sechs der Eingekerkerten die Todesstrafe zu Ravenna vollzogen. Allein die öffentliche Meinung sprach sich dabei mehr für als gegen die Opfer der politischen Parteiungen aus.

Die schwierigste Stellung hatte der Pabst seinen eigenen Cardinälen gegenüber, die fast in steter Opposition gegen ihn beharrten und deren Herzen er sich durch seine despotische Manier immer mehr abwendig gemacht hatte. Daher kam es denn auch, daß sie ihm in Allem entgegen waren; sie schärften gegen des Pabstes Willen die Censur, sie confiscirten Schriften, denen der heilige Vater das Imprimatur bereits ertheilt hatte; ja Cardinal Cavalchini ging in seiner Frechheit so weit, daß er dem Pabste, der ihm seinen Besuch machen wollte, mit den verletzenden Worten abweisen ließ: sein Haus stehe Jedermann offen, außerdem Pabste! —

Endlich am Morgen des 10. Februars 1829 endete ein sanfter Tod die Leiden und Kämpfe des siebenzigjährigen Leo's XII., nachdem er noch wenige Wochen vorher das Hinscheiden seines treuesten Freundes, des Jesuitengenerals Luigi Fortis, (gest. am 27. Januar) betrauert hatte. Ihn ersetzte im Pontificate der Cardinal Castiglioni, der

als Pabst den Namen Pius VIII. annahm, während an Fortis' Stelle der Pater Johann Rothaan aus Amsterdam, ein noch im frischen Mannesalter stehender, thatkräftiger Priester, erwählt ward. —

Das Lombardisch-Venezianische Königreich befand sich unter Oestreich's Scepter bei weitem glücklicher, als die meisten der genannten Staaten Italiens. Es verstand sich von selbst, daß „zur Rettung der Grundsätze" alle Forderungen des Zeitgeistes streng zurückgewiesen, die politischen Umtriebe, die auf eine Nationalwiedergeburt Italiens hinzielten, genau überwacht und einzelne entdeckte Verschwörungen unnachsichtlich bestraft wurden; allein andrerseits sorgte die östreichische Regierung mit regem Eifer für Verbesserung der Gesetzgebung wie der Verwaltung und richtete namentlich ihr Hauptaugenmerk auf das öffentliche Unterrichtswesen, wobei sie schon im Jahre 1834 die Genugthuung hatte, daß sie mit ihren Elementarschulen in der **Statistique des forces morales** obenan stand.

Kaiser Franz gehörte zwar nicht unter die ländersüchtigen Fürsten; allein es gelüstete ihn dennoch nach dem Protectorate über die anderen Staaten Italiens, wenn auch der häufig ausgesprochene Vorwurf französischer Publicisten, daß Oestreich sich auf Kosten der übrigen Souveräne der Halbinsel zu vergrößern suche, unbegründet erscheint. Durch Familienbande besaß es bereits Toskana, Modena, Parma und Piacenza als Secundo- und Tertio-Genituren, während Neapel und Sardinien durch geheime Verträge und durch die Furcht vor carbonaristischen Umtrieben, Rom aber neben gleicher Furcht noch durch die Besorgniß vor der Reformation in kirchlichen Dingen an sein Interesse gefesselt waren. Eine Zusammenkunft sämmtlicher italischen Fürsten mit Ausnahme des Pabstes, welche im Frühjahr 1825 unter dem Vorsitze des Kaisers Franz zu Mailand stattfand, führte durch die bei dieser Gelegenheit entworfene Conföderation näher zu dem ersehnten Protectorate, hinter welchem (nach jenen Publicisten) geheime Plane zur eigent-

lichen Herrschaft verborgen sein sollten. Vergebens mühte sich der „östreichische Beobachter" ab, diese Organe der Lüge und Aufhetzerei — wie er sie nannte — zurecht zu weisen. Sein ungeschickter Eifer machte die Sache nur schlimmer und das aufrichtige Wort des alten Kaisers: „eine noch so wahre Sache braucht nur im östreichischen Beobachter zu stehen, um von dem in- und ausländischen Publikum nicht geglaubt zu werden," bestätigte sich auch diesmal.

Schlüßlich sei noch des strengen Verbotes gedacht, nach welchem den Lady's Morgan und Oxford, dem Lord Holland und der Madame Hutchinson wegen Schmähungen auf das Kaiserhaus der Eintritt in die Erbstaaten und namentlich in Italien verweigert wurde, ein Verbot, welches man allgemein der hohen Stellung der Regierung unwürdig fand. Freilich hatte Lord Holland im großbritannischen Parlamente 1820 die sehr kühnen Worte gesprochen: „Zu allen Zeiten wurde nach dem Zeugnisse der Geschichte, wenn irgend etwas Niederträchtiges, Unterdrückendes und Treuloses im Werke war, immer wie jetzt Oestreich an die Spitze gestellt, um es auszuführen!" — Allein in demselben hohen Senate ließ sich acht Jahre später Lord Aberdeen vernehmen: „Die Metternichsche Schule ist eine Schule der Wahrheit, welche die Stimme der Völker für sich hat, während ihre Gegner ein Geist der Lüge leitet und die Meinung der Nationen sie verläßt!"

Oestreich gewährt in seinen auswärtigen und innern Beziehungen bis zur Zeit der Julirevolution vielfachen Stoff zu ernsten Betrachtungen. Mit starrer Hartnäckigkeit hielt es an den ererbten Grundsätzen der Legitimität und Stabilität fest, welchen Fürst Metternich eine neue Form und ein neues Gewicht ertheilte. Dieser Staatsminister — wie ihn Schneller in seinem trefflichen Werke: Oesterreich's Einfluß auf Deutschland und Europa schildert — machte

durch die Feinheit seines Geistes, durch seine Gabe der Unterhandlung und durch die Vorzüge der Persönlichkeit in der Staatskanzlei seinen eigenthümlichen Ton, und in Europa die östreichischen Grundsätze geltend. Beehrt mit dem ganzen Vertrauen des Kaisers, der ihm im September 1826 das Präsidium der Ministerial-Conferenzen übertrug, stellte er als Grundsätze der östreichischen Regierung, von denen auch kein Haar breit abzuweichen sei, auf: „daß eine Staatsveränderung durch Untreue der bewaffneten Macht und gewaltsamen Aufstand herbeigeführt, nimmermehr den Völkern zum Gedeihen ausschlagen könne; daß ferner auf keinem Punkte Europa's der Status quo verrückt werden dürfe, wenn man nicht der Gefahr, das Gleichgewicht und den Bestand aller Staaten erschüttert zu sehen, sich aussetzen wolle; daß endlich die von Gott herkommende und durch die Religion und das historische Recht beschützte Majestät um jeden Preis gegen die Anmaßungen und Angriffe der Neuerer zu vertheidigen sei."

Als zu Ende des Jahres 1827 die Gesandten von Großbritannien, Frankreich und Rußland Konstantinopel verlassen hatten und die Gemüther der europäischen Philanthropen sich immer wärmer der bedrängten Griechen annahmen, bequemte sich endlich das vielgeschmähte Oestreich durch seinen Beobachter eine vollständige Darlegung seiner Grundsätze in Rücksicht auf Staatskunst und Unterhandlung veröffentlichen zu lassen und erklärte: „Alle Fragen, die seit vierzig Jahren die Welt bewegten und in Gährung versetzten, sind stets ohne Rückhalt von unserem Ministerium auf's Gründlichste erörtert worden, allein nie mit solcher Offenheit wie die jetzige unselige Frage wegen der griechischen Revolution, deren Lösung so folgenschwer für Europa werden kann. Unser Hof hat nichts versäumt, um auf die Folgen der Convention vom 6. Juli 1827 aufmerksam zu machen, und wie die revolutionäre Hydra, die den jetzigen Moment seit Jahren vergebens zu erwarten schien, endlich sich am Ziele wähnt, so ist uns der Gedanke trostreich, daß

eine Zeit kommen muß, wo festes Zusammenhalten der souveränen und legitimen Rechte die gefährlichen Plane vereiteln wird, die sich im Hintergrunde zeigen. Alles, was den jetzigen gesellschaftlichen Zustand Europa's verbürgt, hängt mit der Frage des Orients zusammen, und aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, schien es Oestreich's Pflicht, auf dem Wege der Consequenz ohne Scheu fortzuwandeln. Dies erfordert der Geist unserer Politik, die bei diesem Falle offener als je sich zeigt."

Bald darauf, vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, hatten die Times dem östreichischen Internuntius den Vorwurf gemacht: er habe alle seine Kräfte aufgeboten, als ein treuer Diener der Politik seines Herrn, um die Abreise der Gesandten der drei verbündeten Höfe von Konstantinopel zu hintertreiben. Auch diesmal mußte sich der östreichische Beobachter zum Vertheidiger aufwerfen. Wir haben keine Ursache, — also begann er — uns zu scheuen, jene Anklage der Times, ohne von den gehässigen Absichten des Schreibers weitere Kunde zu nehmen, für vollkommen gegründet zu erklären. Wenn es ein Verbrechen war, mit rastloser Anstrengung an der Aufrechthaltung des Friedens zu arbeiten, die ersten Ausbrüche der Erbitterung, welche eine Katastrophe wie die von Navarin nothwendig herbeiführen mußte, zu besänftigen und die Stimme der Mäßigung für Leben und Eigenthum einer großen Anzahl schuldloser Christen zu erheben, — so hat der Internuntius sich dieses Verbrechens in vollem Maaße schuldig gemacht und den Zorn der liberalen Staatsmänner, welche in den Times das Wort führen, redlich verdient. Und wenn, wie wir allen Grund haben zu vermuthen, dieser Minister den oft und laut ausgesprochenen Wünschen wie den bestimmten Befehlen seines erhabenen Monarchen Genüge leisten will, so wird er auch fernerhin, unbekümmert um den Beifall der Times, kein rechtmäßiges Mittel unversucht lassen, das größte aller Uebel nicht nur von dem ottomanischen Reiche, sondern von der Gesammtheit Europa's abzuwenden.

Wie sehr man aber auch bemüht war, das östreichische System durch die Gründe der Legitimität und Stabilität zu vertheidigen, so vermochte dies doch nicht, die Stimmung der Völker für sich zu gewinnen, die sich in dieser Angelegenheit durchaus nur von ihrem Gefühle leiten ließen und mehr des zu Boden getretenen Brudervolkes als der eingebildeten Pflichten der Dankbarkeit gedachten, welche im Verhältniß Oestreichs zur Pforte zu liegen schienen. Unter allen Staatsmännern erklärte sich am entschiedensten Herr von Stein, Metternichs beharrlicher Gegner, gegen die östreichische Politik, indem — nach seiner Meinung — dieselbe nicht, um die russische Vergrößerung zu verhindern, die Griechen zu unterdrücken brauchte. Die befreiten Griechen, als eine geistvolle, seefahrende und handelnde Nation, würden niemals wünschen, durch Ukasen regiert zu werden. War es aber wirklich wahr, daß Metternich in einer Zerbröckelung des türkischen Reiches eine Zerstörung des europäischen Gleichgewichts erblickte, so war er in einer Täuschung befangen, welche die Folgezeit in der Errichtung eines selbstständigen Griechenlands zur Genüge bewiesen hat. Daß übrigens um diese Zeit der Fürst Alexandros Ypsilantis seine Haft zu Munkatsch mit einer milderen in Theresienstadt vertauschen durfte und daß er endlich nach sechsjähriger Gefangenschaft und nach feierlich gegebenem Ehrenworte, die östreichischen Staaten nicht zu verlassen, aus seinem Kerker entlassen wurde — dies ist von vielen Kurzsichtigen als eine Nachgiebigkeit gegen die lauten Forderungen des Zeitgeistes betrachtet worden; allein sie haben übersehen, daß Oestreich in derartige Forderungen niemals gewilligt hat. Kaiser Franz opferte früher den Schwiegersohn, die eigene Tochter und den Enkel, als der ersehnte Zeitpunkt erschienen war, auf Kosten von so nahestehenden Persönlichkeiten die Rettung der Grundsätze zu bewirken! — Fürst Ypsilantis, dessen freiheitsglühendes Herz in der langen Haft bereits gebrochen war, über-

lebte jedoch seine auf russische Fürsprache bewirkte Freilassung nur wenige Wochen. Ehe er noch Verona, das dem Unglücklichen zum einstweiligen Aufenthaltsorte angewiesen worden, erreichte, überfiel ihn zu Wien ein Schleichfieber, zu welchem sich bald tödtliche Wassersucht gesellte. Am 31. Januar 1828 endete sein vielbewegtes Leben. Der russische Fürst Rasumowsky veranstaltete nach griechischem Ritus ein feierliches Begräbniß des Hingeschiedenen, dessen Haupt ein Kranz von Rosen und Immortellen zierte.

Fast mehr noch als in der Griechensache wurde die metternichsche Politik von der öffentlichen Meinung wegen Beschützung Don Miguel's von Portugal angegriffen und geschmäht; allein die Freunde des großen Diplomaten entschuldigten diese scheinbare Sympathie für den blutdürstigen Usurpator mit der Verstellungskunst, durch welche der Ruchlose seinen väterlichen Freund, den Kaiser, ebenso wie den Fürsten Metternich, zu täuschen gewußt habe. Daß aber auch nachmals das östreichische Cabinet nur wenig — man kann wohl sagen, gar keine — Sympathie für die Sache Don Pedro's und der jungen Königin Donna Maria bezeigte, hatte wohl zunächst seinen Grund in dem östreichischen Stabilitätsprincipe, welchem bei dieser Gelegenheit selbst der Vortheil geopfert wurde, der sich für das Kaiserreich durch die Verwandtschaft mit Donna Maria, einer Enkelin des Kaisers Franz, darbot und ihm einen nachhaltigen Einfluß auf die Leitung der portugiesischen Angelegenheiten gesichert haben würde.

Das östreichische Volk bewies bei vielen Gelegenheiten eine rührende Anhänglichkeit an die Person seines vielgeliebten Kaisers, besonders bei der schweren Krankheit und Genesung desselben im Jahre 1826. Uebrigens zeigte der Hof, — nach Schnellers Urtheile — zahlreich durch Geschwister und durch die Nachkommenschaft des Kaisers, eine Reihe von Persönlichkeiten, welche kein Laster befleckte und manche Tugend auszeichnete, so daß die regierende Familie

Muster der ehelichen, väterlichen, mütterlichen, kindlichen Häuslichkeit gab; alle Glieder der Familie huldigten der Religiosität, theils nach den ältern Formen des Hauses, mit Fußwaschung und Wallfahrt, theils nach dem Beispiele des Kaisers, welcher beim heiligen Johann Nepomuk zu Prag und bei der heiligen Jungfrau zu Maria-Zell auffallende Zeichen öffentlicher Andacht gab. — Nach erfolgter Genesung des Kaisers fand zu Schönbrunn eine Zusammenkunft sämmtlicher — deutscher wie italischer — Mitglieder der kaiserlichen Familie statt, die sich durch eine seltene Eintracht auszeichnete. Man berichtete darüber: „Der Sieger von Ostrach und Stockach, welcher die republikanischen Heere einst bekämpft, der „Sohn des Mannes", welcher die Republik vernichtet, der gestrenge Don Francesco von Este, welcher Republik und Napoleon gleich gehaßt, saßen hier neben einander, und der Staatsmann, dessen Plane zu dem Sturze des letzteren ganz besonders beigetragen, von dem bleichen Jüngling, der den Mantel von Marengo und den Degen von Austerlitz als einzige Reliquien der kurzen Riesenzeit seines Geschlechtes besaß, verehrt und geliebt, verweilte in den Mauern desselben Schlosses."

In den meisten Provinzen des Kaiserreichs ging Alles seinen ruhigen und gemessenen Gang; die veralteten Postulaten-Landtage fügten sich bereitwillig allen Machtgeboten der Regierung und nur Ungarn — die Zuckungen in dem lombardisch-venetianischen Königreiche waren ohne bedeutende Folgen — behauptete, geschützt durch die Formen seiner Verfassung, eine hartnäckige Opposition, gegen welche die Regierung vergeblich alle ihre Kräfte einsetzte. Allerwärts zeigte sich Widerstand. Die Protestanten klagten über das Hofdecret, das ihnen im Jahre 1819 das Recht raubte, gemeinschaftlich zusammengesetzte General-Convente beider protestantischen Confessionen abzuhalten; sie beschuldigten den Cardinal-Primas Bathyani durch seine Umtriebe den Synodalbeschluß für Bildung eines General-Consistoriums

vereitelt zu haben und bestritten den Grundsatz der Regierung, daß alle Veränderungen in kirchlichen Angelegenheiten nur von ihr selbst ausgehen dürften. Der auf den Sept. 1825 einberufene Reichstag richtete im Allgemeinen nur sehr wenig aus; seine Thätigkeit zersplitterte sich durch die Beantwortung einer Masse politisch-administrativer Fragen, die unter sehr barbarischen Titeln rubricirt waren: als das **Ecclesiasticum**, das **Urbariale**, das **Juridicum Contributionale-Commissariaticum**, das **Publico-Politicum**, das **Commerciale**, das **Montanisticum**, **Litterarium** und **Banderiale**. Die **Gravamina** und **Postulata** wurden durchgegangen und die vorzüglichsten als **Praeferentialia** der Regierung empfohlen. Schon wurden Wünsche laut für Einführung und Verallgemeinung der magyarischen Sprache im Königreich, für Veröffentlichung der Reichstagsverhandlungen durch den Druck, für Preßfreiheit, Verlegung der Reichstagssitzungen nach Pesth u. drgl. m. Die Stände, deren Mehrzahl aus Magnaten und Edelleuten bestand*) und einer aristokratisch-liberalen Opposition huldigte, waren eifersüchtig auf die Erhaltung ihrer durch das Alter geheiligten Verfassung und übersahen mehr noch als die Regierung die den Bauernstand, die **misera contribuens plebs**, zunächst drückenden Mängel in der Steuerverfassung und Rechtspflege. Vorzüglich beabsichtigte die Regierung auf diesem Reichstage die Stände zur Annahme eines neuen, vom Hofkammer-Präsidenten Graf Cziraky ausgearbeiteten Staatsrechts und zur Reglung der verwirrten Geldverhältnisse zu bewegen. Allein sie traf auf einen ziemlich beharrlichen Widerstand.

Am 17. September begab sich der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin nach Preßburg, um dieselbe dort als Königin von Ungarn krönen zu lassen und die Reichstags-

---

*) Man vergleiche hierüber das treffliche Werk von John Paget, Ungarn und Siebenbürgen. Aus d. Engl. von Moriarty. 2 Bde. Leipzig, 1842.

sitzungen in Person zu eröffnen. Die Thronrede war würdig und ernst. Er pries die Ruhe, welche über Ungarn gewaltet, während viele andere Staaten Europa's von dem verderblichen Geiste der Revolution heimgesucht worden wären, und erklärte, daß er dessen wohl eingedenk sei, wie nur die gewissenhafte Beobachtung altväterlicher Einrichtungen, die durch Alter und Erfahrung vieler Jahrhunderte geheiligt worden, unter allen Umständen und Zeitverhältnissen eine unerschütterliche Schutzwehr des wahren Volksglückes bildeten. Hierauf sprach er über das reiflich durchdachte, mit unermüdlichem Eifer eingeführte Finanzsystem, das gewissermaßen den Staatscredit neu geschaffen und mehrere Wunden bereits geheilt habe. Die Heilung der übrigen sei Aufgabe der Stände, denen es zunächst am Herzen liegen müsse, den Wohlstand Ungarns fester begründen zu helfen. Daher erwarte er auch von ihrer Weisheit den Vorschlag der tauglichsten Mittel zur Erreichung des großen Ziels. Mit ahnungsvollen Worten sprach der Kaiser von der nahen Zukunft: „Mein Lebensalter rückt vor und die Jahre der Sterblichen liegen in der Hand des Herrn. Ich wünsche also sehnlichst, die Freude noch zu erleben, daß Euere Wohlfahrt durch gute Gesetze gehoben und dadurch die Verfassung des Königreichs immer mehr und mehr befestigt werde!"

Nachdem am 25. September die Krönung der Kaiserin Karoline Auguste zur Königin von Ungarn mit dem üblichen Festgepränge vollzogen worden war, begannen die Geschäfte der Stände. In kühner Rede brachten sie die früher genannten Demonstrationen und Beschwerden vor, ohne auf die Mahnungen des östreichischen Beobachters zu hören, welcher Anhänglichkeit an das Bestehende als den unterscheidenden Charakterzug der Ungarn pries und vor den neuerungssüchtigen Lehren warnte, da sie Verfassung und Nationalität untergrüben; sollte sich aber Ungarn wirklich nicht in dem glücklichen Zustande befinden, in welchem wahrhaft patriotische Männer es zu sehen wünschten, so

rühre diese Unvollkommenheit nur von der allzu großen Beschränktheit der königlichen Prärogative her.

Auf die königliche Resolution vom 26. November, durch welche sich die Stände vielfach verletzt fühlten, antworteten diese unterm 20. Januar 1826, indem sie auf ihrer Demonstration beharrten und den Beschluß erließen: „daß ihre und ihrer Mitbürger Gemüther nur durch eine vollständigere, erklärendere Versicherung des Königs, wegen ihrer stets unverletzbar zu erhaltenden Rechte, hinreichend beruhigt werden könnten." Nochmals reichten sie ein Verzeichniß ihrer sämmtlichen Beschwerden ein, worunter namentlich die ohne ihre Zustimmung eingeführte Reform in der Steuerverfassung und die Wiedereinverleibung der zur Krone Ungarn einst gehörigen, während der Napoleonischen Periode abgerissenen Districte mit dem Königreiche gehörten. Die Regierung suchte zu unterhandeln, wenigstens eröffnete die allerhöchste Resolution vom 9. April die Aussicht zu endlicher Gewährung. Allein der Reichstag setzte unverdrossen seine Debatten über die nöthigen Maßregeln zur Aufrechthaltung der bedrohten Constitution fort und ließ sich in kecken Worten über die Befestigung der Verfassung (de consolidanda constitutione) vernehmen. Inzwischen entsendete er auch eine Deputation aus seiner Mitte nach Wien, die den Kaiser zu seinem Geburtstage beglückwünschen sollte. An ihrer Spitze stand der Erzbischof von Kolocza; in seiner an den Kaiser gerichten lateinischen Rede beklagte er sich höchlich „über die unwürdigen Farben, mit welchen die Feinde aller rechtmäßigen Herrschaft, aller Ordnung, aller Ruhe, aller von Gott eingesetzten Gewalten, es gewagt, die ungarische Nation zu verläumden und Dinge im Publikum auszustreuen, wodurch ihre uralte, durch den Gebrauch so vieler Jahrhunderte geheiligte Verfassung mit den schändlichsten Spöttereien geschmäht, und die Treue der Magyaren gegen die geheiligte und geliebte Person des Monarchen nicht nur in Zweifel gezogen, sondern auch der Nation eine

schwarze Gesinnung angedichtet werde, vor der ihr Gemüth zurückschaudere."

Der Kaiser lobte solche Gesinnung und entgegnete lächelnd: „das öffentliche Wohl erfordert allerdings zu allen Zeiten, aber ganz vorzüglich in unsern Tagen, daß nicht bloß zwischen dem Fürsten und seinen Völkern vollkommene Einigkeit und wechselseitiges Vertrauen herrschen, sondern daß diese auch vor aller Augen klar und unzweifelhaft erscheinen. Ob nun die bisher gepflogenen Berathungen des Reichstags und deren Erfolg diesem Zwecke, Unseren Wünschen und der von Uns gehegten Erwartung entsprochen haben, dies zu entscheiden, überlassen Wir dem eigenen Urtheile der Stände. Ein Vater hat das Recht, diese Frage an seine Kinder zu stellen."

Trotz dieser gegenseitigen Erklärungen bildete dennoch der Contributionspunkt fortwährend den Stein des Anstoßes; die von den Ständen vorgeschlagene Entschädigung wurde zurückgewiesen und von der Regierung Einforderung der Rückstände verfolgt, deren Ausfall bereits durch andere Staatseinnahmen hatte gedeckt werden müssen; zugleich entwarf sie ein erfreuliches Bild von den großen Fortschritten der Industrie, von der Blüthe des Aktivhandels, den Begünstigungen des inländischen Verkehrs, dem steten Zuwachs der Bevölkerung und den wohlwollenden Absichten des Kaisers in dieser Beziehung. Allein auch dieses Mittel schlug nicht an. Endlich trat der Erzherzog Palatinus mit einem vermittelnden Vorschlage hervor, der auch von den Ständen, in der 165. Sitzung seit ihrer Eröffnung, angenommen wurde und der Regierung ein Aversionalquantum von 4,395,244 Gulden für Steuerrückstände und zur Bezahlung der laufenden Grundsteuer in Conventionsmünze bewilligte. Gleich darauf wurde der Reichstag auf unbestimmte Zeit prorogirt. Im Jahr 1827 von Neuem zusammenberufen, zeigte die hohe Versammlung über mehrere Punkte verschiedene Ansichten; die Magnaten-Tafel verwahrte sich gegen die von der Stände-Tafel angenommenen Grund-

lage bei Ausgleichung der Privatgeldverhältnisse; beide Tafeln stimmten aber in Betreff des Entwurfs der Repräsentation und der Verwahrungen gegen den erhöhten Salzpreis mit einander überein. Auch die geistigen Interessen fanden in dieser Legislation beredte Vertreter, namentlich wurde von ihnen die Regierung um Schutz und Unterstützung höherer wissenschaftlicher Institute angegangen. Nachdem vier Monate — die zur Beendigung der Reichstagsarbeiten vorgeschriebene Frist — verflossen waren, schloß der Kaiser, umgeben von einer glänzenden Suite der ersten Würdenträger Ungarns, Kroatiens, Slavoniens und Dalmatiens, die hohe Versammlung persönlich mit einer Rede, in welcher er den Ständen betheuerte: „er habe nichts von ihnen verlangt, als die Beförderung ihres eignen Wohls; sein Gewissen, das er oft vor Gott geprüft, gebe ihm in dieser Hinsicht ein beruhigendes Zeugniß. Einiges habe sich zwar auf dem nun geschlossenen Reichstage zugetragen, was ein Gefühl des Schmerzes in ihm erregen könnte; allein er übergehe solches um so bereitwilliger mit Stillschweigen, als es seinem Herzen angenehm sei, daß mehrere sehr wichtige Gegenstände durch wechselseitige Berathung der Stände mit königlicher Genehmigung Gesetzeskraft erhalten hätten. Wenn auch der aufrichtige Wunsch, die Geldverhältnisse unter den Privaten durch ein Gesetz geordnet zu sehen, nicht erfüllt worden, so treibe gerade dieser unverhoffte Ausgang ihn, den Kaiser, noch mehr an, mit erneuter Kraft dahin zu arbeiten, daß gegenseitiges und unauflösbares Vertrauen zwischen dem Thron und den Ständen geknüpft und die gebührende Ordnung der Dinge, durch jene rechtmäßige Macht, welche die altherkömmlichen Einrichtungen dem Könige verliehen, aufrecht erhalten, auch die unverletzliche Verfassung des Reiches stets in Allem heilig gehalten werde."

Bis zur Julirevolution bieten die ungarischen Zustände nichts von allgemeinem Interesse dar; alles bewegte sich im ruhigen Gange fort; auch in den übrigen Provinzen herrschte

tiefer Frieden, welcher durch die abgehaltenen Postulaten-Landtage keineswegs gestört ward.

Die innere Geschichte des Kaiserstaates war jedoch in dieser Zeit wegen der verschiedenen Finanzspeculationen von großer Wichtigkeit. Graf Stadion, ein geistvoller und thatkräftiger Mann, hatte als Finanzminister einen funfzigjährigen Plan zur Versilberung der Zinsen der Staatsschuld entworfen. Er verordnete den Verkauf vieler Domainen und contrahirte zur Verminderung des Papiergeldes drei Anleihen, das erste von 20 Millionen bei Rothschild, das zweite von 38 Millionen bei Rothschild, das dritte von 36 Mill. bei andern Banquiers, so daß mitten im Frieden die Staatsschuld in wenigen Jahren um 94 Millionen Silbermünze sich vermehrte. Er gründete die Bank. Eine Bankaktie, auf 500 Gulden schwer Geld Augsburger Courant lautend, war aus verschiedenen Papieren nach dem Curse und aus einem Theile Silbermünze entstanden. Diese Bankaktien, welche sehr beliebt wurden wegen der Höhe der Zinsen in der Dividende und wegen Genauigkeit in der Zahlung der Coupons, stiegen bis zu 640, fielen im kurzen neapolitanischen Kriege auf 522, gingen wieder auf 1220, und schwankten in den ersten drei Monaten des russisch-türkischen Kriegs zwischen 1080 und 1005 aufwärts und abwärts. Ein öffentlicher Ausweis zeigte, daß der Verkehr mit Bankaktien in fünf Jahren (1822—1826) auf mehr als dreitausend Millionen Gulden stieg, und daß jede Aktie in den fünf Jahren eine Dividende von 310 fl. erhielt. Die Bankaktien und die Metalliques sind der Maßstab des östreichischen Credits, die Basis der Berechnung der vielerlei andern Staatsobligationen, und der Barometer der Meinung über Krieg und Frieden. Seit Stadion's Tode (1824) besteht kein neues System des Finanzministers. Die Hofkammer leitet das Ganze (Welker).

Graf Nadasdy wurde zu Stadion's provisorischem Nachfolger ernannt und beauftragt, in den vielbelobten Grundsätzen des Verstorbenen beharrlich fortzuwandeln.

Die Liquidirung der englischen Schuld wurde durch eine zwischen Fürst Metternich und Sir Robert Gordon abgeschlossene Convention über eine Aversional-Summe von 2½ Mill. Pf. Sterl. und einer neuen Anleihe zu London bei Baring, Reid, Irving und Rothschild bewirkt. Erfreuliche Resultate stellten sich gegen Ende Februars, wo das sechszehnte Halbjahr seit Errichtung des allgemeinen Tilgungsfonds für die verzinsliche Staatsschuld verflossen war, heraus: über 101,169,397 Gl. im Nominalwerthe waren Obligationen in Conventionsmünze eingelöst, in den drei letzten Halbjahren 58,478 und im sechszehnten 1,968,837 Gl. zu Rückzahlung der Staatslotto-Anleihen verwendet und die bei der letzten Ziehung in Verloosung gefallenen sechsprocentigen Hofkammer-Obligationen al pari mit 3,165,429 Gl. ausgezahlt worden. Im Ganzen waren seit 1817 von der älteren Staatsschuld 44,762,071 Gl. 40 Kr. getilgt und hiervon bereits 35,000,120 Gl. 20 Kr. öffentlich verbrannt worden. Auch aus den am 4. Nov. 1828 angestellten Prüfungen ergaben sich höchst erfreuliche Resultate. Der ursprünglich nur aus 50,135,627 Gl. bestehende Tilgungsfond hatte einen Zuwachs von 148,888,441 Gl. erhalten, und die gesammte Einlösung an der in Conventionsmünze verzinslichen Staatsschuld betrug seit der Stiftung des Instituts: 115,814,281 Gl. 28 Kr. in fünfprocentigen Effecten, während von der ältern Staatsschuld vom 14. April 1818 bis Ende Augusts 1828 die Summe von 60,495,819 Gl. in 2½ procentigen Effecten abgelöst und eine Summe von 50,000,121 Gl. öffentlich vernichtet worden war. Von dem Staatslotto-Anleihen, welches seine besondere Berechnung hatte, waren bis zum letzten August 1828 — 9,870,900 Gl., und von den in Verloosung gefallenen sechsprocentigen Hofkammer-Obligationen 474,712 Gl. 25. Kr. al pari ausgezahlt worden. Ueber diese sämmtlichen Finanzoperationen war dem Kaiser ein Protocoll „unterbreitet" worden, das nicht zur öffentlichen Kenntniß gelangte und diesem Umstande, der in der östreichischen Po-

litik begründeten Scheu vor Oeffentlichkeit, war es zunächst zuzuschreiben, daß das Vertrauen des Auslandes, welches durch die früheren Operationen des östreichischen Staatsschuldentilgungssystems beträchtlich erschüttert worden, keineswegs neu begründet war, sondern daß vielmehr — namentlich auf der Frankfurter Börse — der Cours der östreichischen Staatspapiere fortwährend den widrigsten Schwankungen unterworfen blieb. Das kaiserliche Patent vom 1. October 1829, welches die Wirksamkeit und Mittel des Tilgungsfonds künftig auf das nunmehrige Einkommen und einige besondere Zuschüsse beschränkte, trug eben nicht dazu bei, jene Schwankungen zu vermindern. Die Erhaltung des Friedenszustandes, die beinahe einzige Sicherheit für die Staatsgläubiger, war daher das besondere Augenmerk der östreichischen Regierung und mehrfache Räthsel ihrer Politik finden hierin ihre Erklärung. Nur höchst selten oder zum Aeußersten gezwungen verläugnete sich diese Friedensliebe und die Züchtigung der Räuber an der türkischen Grenze, des Sultans von Marokko und der griechischen Piraten in den Jahren 1828 und 1829 waren die einzigen Ausnahmen, zu welchen sich die östreichische Regierung zum Schutze ihres Handels genöthigt sah. Das Prohibitivsystem gegen das Ausland wurde nach wie vor fortbehauptet, im Inneren aber, zwischen den einzelnen Provinzen der Monarchie, manch drückender, zeither bestandener Zoll auf Einfuhr inländischer Produkte aufgehoben. Die besondere Pflege, welche dem Handel zu Theil ward, äußerte sich namentlich, außer den vielen Privilegien für Verbesserungen in Manufactur, Kunst und Gewerbe, durch die Anlegung neuer und großartiger Straßen — so vor allen der Riesenbau über das Wormserjoch im Valtellin, — durch Einführung von Eisenbahnen, Kanälen, Postverbesserungen und drgl. m. Besonders zeichnete sich Böhmen durch seine Industrie-Ausstellungen, wie durch Thätigkeit und Gewerbsfleiß aus.

Für Wissenschaft und Kunst zeigte sich fast allerwärts

viel reger Sinn; die Landessprachen der Magyaren und Czechen wurden aus dem früheren Dunkel hervorgezogen und durch tüchtige Schriften gefördert. In jedem Fache des Wissens glänzten berühmte Namen: so Ladislaus Pyrker, Kisfaludy, Grillparzer, Zedlitz, Anastasius Grün, Nicolaus Lenau, Castelli, Deinhardtstein, Feitteles u. A. in der Dichtkunst; Hammer als Orientalist, Littrow, Byrg und Pasquich als Astronomen, Vega und Liesganig als Mathematiker; Kaspar Sternberg wirkte gleich thätig für Literatur, Kunst und Industrie; als Historiker verdienen Mailath, Dobrowsky, Schels, Kurtz, Primisser und der privilegirte Reichs-Historiograph Hormayr genannt zu werden. Der treffliche Julius Schneller und der gleich wackere C. C. André hatten Oestreich mit Süddeutschland vertauscht, da ihnen der geistige Lebensodem, die Freiheit, in ihrem Geburtslande abging. Die Schauspielkunst wurde sorgfältig gepflegt und am Hofburgtheater in Wien glänzten Anschütz und Sophie Schröder als Sterne erster Größe. Mit Italien bestand reger Kunstverkehr und die berühmtesten Sänger, Namen wie die Milder, die Sonntag, Wild und Jäger, erklangen bald gefeiert durch ganz Deutschland. — Im Jahre 1829 traf die Regierung ein von Vielen betrauerter Verlust durch den Tod Friedrich's von Schlegel, dieses Apostaten des Protestantismus, der in Metternich's Kanzlei eine Stelle neben Genz eingenommen hatte, ein Mann von tüchtigen wissenschaftlichen Kenntnissen und anerkannten poetisch-literarischen Verdiensten, allein sein ganzes Leben hindurch schwankend in seinen politischen wie kirchlichen Glaubensansichten und noch am Abende seines Lebens versinkend in eine Art magnetischer Hellschau und apokalyptischer Verrücktheit, in welcher er zu Dresden einen Cyclus hypertranscendentaler Vorlesungen über Seelenleben, innere und äußere Sprache, über Nichts und Ewigkeit eröffnete. Er starb am 12. Januar 1829. Bald darauf folgte ihm sein politischer Glaubensgenosse, der kais. östreichische Hofrath Adam von Müller, ein Regent des

Obscurantismus und des legitimen Reactionssystems. Dagegen vernahm ganz Deutschland mit tiefem Schmerze den Tod zweier Ehrenmänner, des böhmischen Geschichtsforschers Joseph Dobrowsky, eines um die slavische Literatur hochverdienten Mannes, und des Grafen von Harrach, der aus einem der edelsten Geschlechter Oestreichs entsprossen, den Beruf eines ausübenden Arztes wählte und in den Hütten der Armuth tausendfachen Segen verbreitete.

Der alte Kaiser Franz sah dem Ende seines Lebens mit hoher Seelenruhe und voll Religiosität entgegen. Unter den vielen Characterzügen, die über ihn erzählt und erfunden wurden, bleibt einer der trefflichsten die schöne Aeußerung, als die Anmaßung bigotter Pfaffen der entschlafenen Erzherzogin Karl, einer gebornen Prinzessin von Nassau-Weilburg, einen Platz in der katholischen Familiengruft, weil sie Protestantin gewesen, verweigern wollte: „Sie hat unter uns gewandelt und mit uns geweilt, darum soll sie auch neben uns im Grabe ruhen"*).

Neben dem stabilen, für Festhaltung des Bestehenden rastlos sorgenden Oestreich erblicken wir in Preußen eine Fortsetzung des Schaukelsystems zwischen Liberalismus und Absolutismus, jene traurige Mischung zwischen den engherzigsten Ansichten und den freisinnigsten Institutionen. Nach dem Tode Hardenberg's trat — wie Bülow-Cummerow in seinem vielbesprochenen Werke: „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung und sein Verhältniß zu Deutschland" (Berlin, 1842) sehr richtig bemerkt — eine völlige

---

*) Man vergleiche noch über Oestreichs geschichtliche Mission den trefflichen Artikel von Dr. Karl Riedel in der sonst höchst einseitig geschriebenen „Revue östreichischer Zustände." Leipz. 1842, 1. Hft.

Unterbrechung in dem bis dahin verfolgten Systeme ein; keiner der Minister erfreute sich des Vertrauens des Monarchen in dem Maaße, daß selbiger ihn zum ersten Minister erhoben hätte. Dies wirkte nachtheilig auf die Einheit in der Verwaltung, und gleichzeitig wurde manche Bemühung sichtbar, das bisherige System zu untergraben. Der König, — fährt Bülow-Cummerow fort — zu fest durchdrungen von dem wohlthätigen Einfluß der von ihm zum Heile Preußens errichteten Institution, erlaubte keinen direkten Eingriff in das Wesen derselben; dennoch wurden von mehrern Seiten her Rückschritte begonnen, die die Widersprüche vermehrten, welche ohnehin schon in der Nichtvollendung der Reform hervorgegangen waren. Unter diesen Umständen beschloß der hochseelige König (Friedrich Wilhelm III.), wie es scheint, dem Beispiel manches großen Baumeisters zu folgen, von der Arbeit auszuruhen und seinem Nachfolger die Vollendung des großartigen Baues zu überlassen, welchen er zur Befestigung seines Thrones und des Glücks seines Volks unternommen hatte.

Ueber die allgemeine Reichsverfassung vernahm man immer seltener die mahnenden Stimmen einzelner Provinzialständen (wie z. B. der rheinisch-westphälischen), bis man sich endlich allgemein mit den engbegrenzten Provinziallandtagen begnügte, die nun auch im Herzogthum Schlesien, in der Grafschaft Glatz, der Oberlausitz, der Provinz Sachsen, dem Großherzogthum Posen, den Rheinprovinzen und der Provinz Westphalen nach und nach eingeführt wurden. Fast durchgängig erhielten diese Stände von der Regierung das Lob einer weisen Mäßigung und Ruhe; adlige Gutsbesitzer, Deputirte der Städte, aus den Magistratspersonen oder Stadtverordneten gewählt, und Deputirte der Aemter, welche nach einer noch zu erwartenden Städte- und Gemeinde-Ordnung aus den Beamten oder Vertretern der Gemeinden ernannt wurden, bildeten die Provinziallandtage und rathschlagten über die Angelegenheiten des Kreises oder der Provinz, während die Kommu-

nal-Landtage das Interesse der einzelnen Regierungsbezirke vertreten sollten. Letztere traten jedoch auf den eigenen Wunsch der Stände erst später ins Leben. Nur die rheinischen Stände beharrten zuweilen in einer der Regierung unangenehme Opposition, wie sie unter Anderm auch die Einführung des neuen preußischen Landrechts in ihrer Provinz siegreich zurückwiesen. Der westphälische Landtag zeigte dagegen mehrfache Spuren von Uneinigkeit und Eifersucht unter den Ständen, gegen welche der Landtagsmarschall, Freiherr von Stein, vergebens warnte: „eine Spaltung in politische Parteien, in Liberale, Constitutionelle und Monarchisten und in ihre Unterabtheilungen und Schattirungen, sei weniger nachtheilig, als Trennung in Stände, wo Adelstolz, Bürgerneid und Bauernplumpheit gegen einander auftreten, mit aller Bitterkeit und Verblendung der gekränkten Eigenliebe, wo einer den andern niederzutreten suche, und zwar ohne alle Rücksicht auf Erhaltung der Verfassung und hierzu die Unterstützung der Bureaukratie zu erlangen strebe. Auch lehre die Geschichte, daß in allen Ländern, wo der Kampf zwischen den Ständen begonnen, zwischen Adel und Gemeinen (wie z. B. in Spanien, Frankreich und Deutschland), die allgemeine Freiheit untergegangen, und daß sie sich nur da ausgebildet, wo Einigkeit unter den Ständen geherrscht, wie in England.“ Und am Schlusse des Landtags im Herbste 1828 sprach derselbe Stein zu Münster die denkwürdigen Worte: „Gewiß verdient das von unserm geliebten Könige gebildete Institut der ständischen Versammlungen den innigsten ehrfurchtsvollsten Dank aller Preußen, da nicht die Schule allein, sondern Theilnahme an den Angelegenheiten des Ganzen, der sicherste Weg ist zur Vollendung der sittlichen und geistigen Ausbildung eines Volkes. . . . Die Ausbildung des durch Liebe für König und Vaterland belebten ständischen Instituts verlangt aber eine schonende, zarte Behandlung, sie wird gestört durch starres Kleben am Mechanismus veralteter centralisirender Formen, durch amtlichen Dünkel und

Ansprüche auf Unfehlbarkeit, durch leere Furcht vor revolutionären Gespenstern, die oft Feigheit hervorruft und Schlauheit benutzt."

Viel Aufsehen machte im preußischen Volke die Restauration des aufgehobenen Adels (1826), jener privilegirten Kaste, die schon nach der Bibel (1. Mos. 6, 4.) aus der Buhlschaft der Engel mit den schönen Menschenmädchen entstanden sein soll. Wenn auch die persönlichen Vorrechte, welche der Adel ehemals besaß, fast sämmtlich für erloschen erklärt wurden, so fand die Maßregel der Regierung doch wenig Billigung im Volke, indem dasselbe, vielleicht mehr als nöthig, den gefährlichen Einfluß dieser Kaste auf die bürgerliche Gesellschaft fortwährend befürchtete und die Schranken übersah, welche die Weisheit der Regierung zur Neutralisirung jenes Einflusses gesetzt hatte.

Mit redlicher Sorgfalt war die Regierung für schnelle und strenge Rechtspflege bedacht, wie es ihr auch sehr am Herzen lag, die Unzahl der Gesetze und die daraus entstehenden Controversen möglichst aufzuheben. Die für Revision der preußischen Gesetzgebung niedergesetzte Commission war zu Anfang des Jahres 1828 so weit vorgeschritten, daß sie einen Entwurf des Civil-Prozesses, der den Oberlandgerichtsrath Reinhardt zum Verfasser hatte, veröffentlichen ließ, in welchem zum großen Aerger der eingefleischten Aktenmänner selbst das mündliche Verfahren für einzelne Fälle festgestellt worden war. Allein bei der Discussion über die neue Gerichtsordnung im Staatsrathe fanden sich so heftige Gegner der öffentlichen Rechtspflege und der beantragten allgemeinen Organisation der Geschwornengerichte, daß das Werk des geistvollen Reinhardt endlich ganz von den Berathungen des Staatsraths ausgeschlossen wurde.

Die nach richtigen Grundsätzen eingeführte Central-Verwaltung rief zwar eine Menge nützlicher Verbesserungen ins Leben, litt aber an einer zu ausgedehnten Anlage des Ganzen und überließ der Administration einen zu weiten Boden. Der Bureaukratismus suchte immer mehr

sich geltend zu machen*). Mannichfache Veränderungen und neue Organisationen fanden in den obersten Stellen der Regierung statt; so im Staatsrathe und seinen verschiedenen Abtheilungen (1825), im Departement des Auswärtigen und des Kriegs, in der General-Controle der Finanzen (1826) u. s. w. Die Finanzverwaltung, an deren Spitze Männer wie Lottum, Motz und Maaßen standen, wurde mit Umsicht geführt; das Verwaltungspersonal war in mehrfacher Beziehung ausgezeichnet und ein großer Theil der Steuern wurde nach richtigen staatsökonomischen Grundsätzen auferlegt, dennoch fehlte es auch hier, wie in Oestreich, an einem durchgreifenden Finanzsystem und an einer zweckmäßigen Organisation der obersten Verwaltung, weßhalb sich auch Volk und Regierung in einer großen Täuschung über den Zustand der preußischen Finanzen befanden. Bis zum Mai 1824 wurden die dem Tilgungsfond überwiesenen Summen zum Ankauf von Staatspapieren verwendet, um auf diese Weise eine allmälige Amortisation derselben zu ermöglichen, in der Folge aber sollten die mittelst des Tilgungsfonds einzulösenden Staatsschuldscheine in halbjährige Renten durch öffentliche Verloosung ausgewechselt werden. Auch hatte man berechnet, daß bereits bis zum Sommer 1824 über 185 Millionen Staatspapiere öffentlich verbrannt worden wären, und allerwärts wurde der blühende Zustand der preußischen Finanzen herausgehoben und verkündigt. In neuester Zeit hat jedoch das schon angeführte Buch von Bülow-Cummerow einige sehr beachtenswerthe Aufschlüsse gegeben, welche den prunkenden Schleier, in den sich die

*) Man lese hierüber nach, was Bülow-Cummerow in dem angeführten Werke über die Fehler der preußischen Regierung rücksichtlich seiner Verfassung und Verwaltung geschrieben hat (Berlin 1842. 3. Aufl.). Ein zweites Werk desselben Verfassers: „über die Finanzen Preußens" (Berlin, 1841), liefert über diesen Gegenstand die interessantesten Nachweisungen.

preußische Finanzverwaltung gehüllt, ziemlich unsanft aufgehoben haben und denen wir Nachstehendes entnehmen:

Preußens Aktiva haben sich seit dem Jahre 1820 nicht vermehrt, sondern durch den Verkauf der Domainen bedeutend verschlechtert. Die Staatseinnahmen haben sehr zugenommen und betragen jetzt viele Millionen mehr, als 1820 angegeben worden sind, welche Angabe auch schon eine ungenaue war, und die jetzige Staatseinnahme (welche im Budget von 1841 zu 55,867,000 Thlr. angegeben wird), beläuft sich mindestens auf 70 bis 75 Millionen Thaler Brutto. Die Ursachen und der eigentliche Zusammenhang, warum bei einer so großen Zunahme der Staats-Einnahmen — die Folge eines langen Friedens, günstiger Conjuncturen und der so rasch zunehmenden Bevölkerung — doch so wenig erfreuende Resultate herbeigeführt sind, werden nun näher erörtert. Hier nur so viel:

Durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 wurde die Staatsschuld mit Einschluß unverzinslicher Schulden auf die Höhe von 191,334,067 Thlr. festgesetzt, wozu jedoch nachmals die ständischen Staatsschulden und eine zweimalige Ausgleichung der höheren Valuta kamen, so daß die Summe der Staatsschuld nach den letzten, den Provinzialständen gemachten Mittheilungen 217,975,516 Thlr. betrug.

Hiervon sind im Ganzen:	62,777,917	„ abbezahlt
verbleibt also:	155,197,604	Thlr.

Die Fonds zu diesen Abzahlungen sind aus dem Verkaufe der Domainen von 1820 bis 1840, welcher im Ganzen 35,678,953 Rthlr. betrug, genommen. Da die für verkaufte Domainen eingelösten Staatsschulden nur die Ausgleichung zwischen Aktiv- und Passiv-Vermögen bilden, so hat sich das Aktiv-Vermögen dadurch nicht verbessert, sondern sehr verschlechtert und es muß diese Summe daher von der obigen der Abzahlungen abgezogen werden; es bleiben daher als wirkliche Abzahlung nur 27,098,959 Thlr., um welche die Staatsschuld vermindert ist. Dagegen sind neue Schulden hinzugekommen durch die Prämien-Anleihe

und durch die Einziehung sämmtlicher Fonds der Wittwen-Kassen, durch die Annahme der Caution der Staatsdiener, der Domainen-Pächter u. s. w., welche sich zusammen auf 27,849,902 Thlr. belaufen. Anstatt daß sich also die Staatsschulden um 62,777,917 Rthlr. vermindert haben, sind noch 750,943 Thlr. hinzugekommen.

Betrachten wir nun, in wiefern das Aktiv-Vermögen des Staats durch den Verkauf der Domainen eine Veränderung erfahren hat, so treffen wir auf einen höchst unerfreulichen Gegenstand. Bis zum Jahre 1820 sind für 20 Millionen Domainen verkauft. Diese haben jetzt durchschnittlich einen vielfach höheren Werth, wie es sich nöthigenfalls leicht erweisen lassen würde. Seit dem Jahre 1820 sind für 35,678,953 Rthlr. verkauft, welche, obgleich unter diesen ansehnliche Summen für Ablösungen vorkommen, doch im Durchschnitt mehr als noch einmal so viel werth sein mögen. Wenn nun beide Summen zusammengeworfen werden, so hat die Regierung im Ganzen für 55 Millionen Domainen verkauft, und dabei nach dem niedrigsten Anschlag durch den Verlust ihres Besitzes 50 bis 70 Millionen an dem Staats-Vermögen verloren. Es giebt Fälle, besonders aus früheren Zeiten, wo Domainen mit gewissen Servitut-Rechten verkauft sind. Später erschien das Gesetz wegen Ablösung der Servituten, und da hat häufig der Fiscus eine höhere Summe für die Ablösung derselben den Domainenkäufern zurückzahlen müssen, als diese für die Domainen mit Einschluß der Servituten bezahlt hatten.

Durch die Abtragung der Staatsschuld in Folge der Domainen-Veräußerung und durch den Ankauf der Staatsschuldverschreibungen auf der Börse wurde wenigstens viel dazu beigetragen, den Cours dieser Staatspapiere in dem kurzen Zeitraume von einigen Jahren von 66 Procent auf Pari zu bringen, und hierdurch die Staatsschuld der That nach um 34 Procent zum Nachtheil der Regierung vermehrt.

Wenn wir nun die Resultate der Staatsschulden-Tilgung zusammenfassen, so ergiebt sich daraus:

Daß die verbriefte Staatsschuld sich zwar gegen 1820 und 1822, verglichen mit 1841, um 34,928,010 Thlr. vermindert, dagegen aber das Aktiv-Vermögen nicht nur den vorhin nachgewiesenen großen Verlust an den Domainen erlitten hat, sondern noch um 750,943 Rthlr. höher belastet ist.

Wenden wir uns nun nach dieser Auseinandersetzung der finanziellen Verhältnisse wieder zurück zur innern Geschichte des preußischen Staates.

Eine Hauptsorge der Regierung war die Beförderung des Handels; trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihr in den Weg gelegt wurden, errichtete sie eine Nationalbank und eine ritterschaftliche Privatbank in Pommern. Zwischen dem Grafen von Werther und den Herren Canning und Huskisson war ein Handelsvertrag Preußens mit England abgeschlossen worden, welchem bald darauf ein ähnlicher mit Rußland folgte. Auch mit Mecklenburg, Schweden und den nordamerikanischen Freistaaten fanden Handels- und Schifffahrts-Verträge statt und im Jahre 1828 gelang es dem Baron von Ilfers in dem mit dem Marquis von Queluz im vorigen Jahre abgeschlossenen Vertrage zwischen Preussen und Brasilien die Klausel einzuschieben: „daß alle Vortheile der Schifffahrt und des Handels, die von einen der contrahirenden Mächte irgend einem Staate, einer Nation, oder auch nur einer Stadt (mit Ausnahme der portugiesischen Nation) bewilligt werden dürften, gegenseitig den preußischen und brasilianischen Unterthanen gewährt sein sollten." Fortan deckte daher die preußische Flagge so gut, wie die hanseatische, Waaren jeder Art und verschaffte ihnen Vortheile des niedrigen Eingangszolles, welche selbst Frankreich und England nicht bieten konnten. Auch mit den Hansestädten kam ein vortheilhafter Handels- und Schifffahrtsvertrag zu Stande. Bald hob sich der preußische Handel, namentlich der überseeische, zu

einem ungewöhnlichen Flore und vorzüglich muß die rheinisch-westindische Compagnie genannt werden, deren Geschäftskreis sich mit jedem Jahre erweiterte. Aber auch für den Binnenhandel sorgte die umsichtige Regierung. Die industrielle Regsamkeit in den meisten Theilen der Monarchie, eine zweckmäßigere Besteuerung der Rheinprovinzen, der Schutz, welcher der Gewerbsfreiheit zu Theil ward und die nur aus später zu entwickelnden Gründen die erwarteten Früchte nicht so schnell zur Reife zu bringen vermochte, der Bau einer bedeutenden Anzahl von Chausseen und Canälen wie drgl. m. giebt hiervon das beste Zeugniß. — Mit großer Strenge wurde auf Ersparnisse im Staatshaushalte gesehen, wie überhaupt den an der Spitze der Regierung Stehenden das Streben nachgerühmt werden muß, mit größter Thätigkeit und Ordnung die möglichste Einfachheit zu vereinigen.

Ein sehr bedeutendes Hinderniß des deutschen, und namentlich des preußischen Handels bildete rücksichtlich der Rheinschifffahrt der holländische Transitozoll, dessen erzwungene Erlegung ein bleibendes Zeichen deutscher Schwäche und Schmach ist. Vergebens suchte die preußische Regierung den holländischen Krämerseelen haarklein zu beweisen, wie ihr eigenes wohlverstandenes Interesse eine Freigebung dieses größten deutschen Flusses erheische; die zähe holländische Regierung, überzeugt, daß das zersplitterte Deutschland außer Stande sei, mit Kraft und Nachdruck sein gutes Recht zu fordern und, falls Böswilligkeit oder Dummheit es ihm verweigere, mit gewaffneter Hand zu nehmen, die holländische Regierung, mit deutschem Blut und Gelde wieder in die Reihen der unabhängigen Mächte Europa's eingeführt, hielt nach wie vor den Rhein gesperrt und Preußen fand für gut, die Unterhandlungen fallen zu lassen, um die Freundschaft mit dem getreuen Nachbar nicht auf's Spiel zu setzen! — Armes, deutsches Vaterland! Die Knaben auf den Straßen singen vom „freien, deutschen Rhein!" und deine Fürsten freuen sich über den künstlich

hervorgerufenen nationalen Enthusiasmus; aber an der Mündung deines herrlichsten Stromes sitzen die Holländer und pfeifen ein anderes Liedlein. Armes, deutsches Vaterland! — Und wollt Ihr nicht die Achtung des eigenen Volkes und die der übrigen Mächte Europa's verlieren, so schafft uns endlich einen freien, deutschen Rhein; und vermag das ernste Männerwort nicht zum guten Rechte zu verhelfen, so wird es wohl die deutsche That vermögen, vor welcher nur die Feigen zurückbeben! —

Unablässig verfolgte die preußische Regierung den großen Gedanken eines allgemeinen deutschen Zoll- und Handels-Vereins, gegen welchen sich jedoch eine Menge Stimmen erhoben, die seiner Errichtung Gründe der Politik oder particuläre Handels- und Gewerbe-Interessen entgegensetzten. Der von dem würtembergischen Professor List angeregte Darmstädter Verein hatte ein ähnliches Ziel erstrebt, aber schon am 2. April 1823 seine Verhandlungen beendigt, nachdem er drei und zwanzig Conferenzen gehalten, ohne seinen Endzweck erreicht zu haben. Inzwischen waren unter den einzelnen Staaten wenigstens vorbereitende Schritte geschehen. Endlich im März 1828 glückte es jedoch der preußischen Regierung einen Zoll- und Handelsvertrag mit Hessen-Darmstadt abzuschließen, der für beide Theile, am meisten jedoch für Preußen, vortheilhaft war; daß auch Nassau zur Theilnahme an dem Vereine eingeladen worden sei, ohne jedoch die ständische Bewilligung zu erlangen, wurde von mehrern Zeitungen, selbst von der Frankfurter Ober-Postamts-Zeitung, verbreitet, von der preußischen Staatszeitung aber entschieden als falsch und unbegründet zurückgewiesen. Auch das ackerbauende Dessau machte seine Handelsinteressen gültig, als es zum Beitritte aufgefordert wurde; dennoch fuhr Preußen mit rühmlicher Ausdauer fort, an der Verwirklichung seiner großen Idee zu arbeiten; einzelne sächsische Herzogthümer (Meiningen und Coburg) und andere kleine Fürstenthümer

schlossen sich an; der Beitritt Würtembergs und Baierns im Jahre 1827 hatte aber bereits den tüchtigsten Grundstein zu jenem größeren Gebäude gelegt, das, ein neuer Schritt zur Einheit Deutschlands, später in seiner Bedeutsamkeit geschildert werden soll.

Wie sehr auch das Ablösungsgesetz, nach welchem sich die dienstpflichtigen Bauern mit ihren Gutsherrschaften auseinandersetzten, den Flor des Ackerbaus begünstigte, so muß doch gerügt werden, daß der Ackerbau im Allgemeinen, diese Hauptquelle der Macht und des Reichthums eines jeden Staates, von der preußischen Regierung ziemlich stiefmütterlich versorgt wurde. Bülow-Cummerow bemerkt hierüber in dem früher angeführten Werke: Zur Belebung der Gewerbe und des Handels werden jährlich wenigstens eine halbe Million Thaler verwendet. Zur Unterstützung des Ackerbaus sind, so viel bekannt, für die ganze Monarchie, von über 5000□ Meilen, 5000 Thlr. ausgesetzt, das macht auf die □Meile Einen Thaler. Eine Million und viermalhunderttausend Thaler dagegen stehen im Budget für den Handel und die Gewerbe. — So stiefmütterlich wird der Ackerbau behandelt, dessen Production, genau berechnet, auf sechs bis achthundert Millionen des Jahres angeschlagen werden kann, während die ganze Fabrikation vielleicht kaum den zwanzigsten Theil ausmacht. —

Trotzdem hob sich der Ackerbau von Jahr zu Jahre, obschon verheerende Ueberschwemmungen und die durch die Finanzkrisis im Jahre 1826 herbeigeführte Geldnoth vielfach störend auf die Ausfuhr mancher Produkte des Grund und Bodens einwirkte. Das Grundeigenthum in Ost- und Westpreußen sank übrigens bedeutend im Werthe und von Seite der Regierung geschah wenig oder nichts, um es wieder zu heben, ja die Verschleuderung der Domainen, von welcher schon früher gesprochen worden ist, trug eher dazu bei, es noch tiefer herabzudrücken.

Die geistige Bildung der preußischen Nation bildete ein Hauptaugenmerk der Regierung. Für Erweiterung und

Vervollkommnung des Volksunterrichts geschah Großes und Treffliches. Auch die Universitäten erfreuten sich vielfacher Unterstützung und blühten neu empor im Lichte der Freiheit, nachdem endlich die Gespensterfurcht vor demagogischen Umtrieben sich minderte. Die berühmtesten Namen in allen Fächern des Wissens verliehen den preußischen Hochschulen einen fernhin strahlenden Glanz. Die Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter der tüchtigen Leitung Wilhelms von Humboldt, das Museum in Berlin, der Ausbau des Kölner Doms und die Forschungsreisen eines Alexander von Humboldt, Ehrenberg, Schulz, Neumann u. A. sind Glanzpunkte dieser Zeit. Immer wird der Name des Cultusministers Altenstein mit ehrender Auszeichnung genannt werden. Nur die dramatische Kunst, durch den flachen Raupach vertreten, machte keine großen Fortschritte und ließ sich von der leichtfertigen Tanzkunst überflügeln. Dagegen hoben sich Malerei und Bildhauerkunst (Rauch, Tieck und Schadow) zu einer früher nicht erreichten Höhe.

Im Kirchenwesen fand in den Jahren 1823 bis 1830 eine gewaltige Reibung statt. Neben dem Agentenstreite, in welchem gegen das königliche Machtgebot der muthige Schleiermacher voranging, die allmälige Einführung des Episcopalsystems in der protestantischen Kirche der Gesammtmonarchie mit edler Beharrlichkeit zurückweisend, erblicken wir den ungleich heftigeren Kampf zwischen Supernaturalismus und Rationalismus, hier Wegscheider und Gesenius, dort Tholuck und Hengstenberg die Vorkämpfer. Es war klar, daß diese Gährungen der protestantischen Kirche momentan schadeten; Aberglaube und Unglaube suchten während des Kampfes Proselyten zu machen, die Secten mehrten sich heimlich und öffentlich und der Pietismus trug die reichlichste Erndte davon.

Preußen, der erste protestantische Staat des Continents, zählt zwei Fünftheil Katholiken unter seiner Bevölkerung. Auch in der Mitte dieser zeigte sich heftige Gährung, namentlich in Rheinpreußen und Westphalen, wo belgischer

und französischer Einfluß die Funken schürte. Vorzüglich suchte zu Aachen der Pfarrer Nellisen, ein Werkzeug des Generalsecretärs der französischen Congregation, des Herrn von Renneville, die Gemüther gegen die Regierung des protestantischen Staatsoberhaupts aufzureizen. Ueberhaupt bestand eine genaue Vereinigung zwischen Aachen, Münster und Köln, Lüttich, Brüssel und Gent, wo allerwärts Jesuitismus und Ultramontanismus darauf hinstrebte, die entrissene Herrschaft wieder zu erlangen. Die preußische Regierung zeigte sich ziemlich langmüthig gegen diese Obscuranten-Partei und trug daher selbst den größten Theil der Schuld, daß sie nachmals das Haupt immer kecker erhob und selbst den Landfrieden störte, den die Regierung mit allen Mitteln der Nachsicht und Langmuth zu erhalten gestrebt. Zum Glück saß auf dem Erzbischofsstuhle zu Köln ein würdiger Mann, der Graf Spiegel von Desenberg, der mit Umsicht und Takt die erhitzten Gemüther zu besänftigen und seine Würde als Prälat der katholischen Kirche mit seinen Pflichten als Unterthan und seiner Stellung als Geheimrath eines protestantischen Landesherrn zu vereinigen verstand. Das Feuer glimmte aber unter der Asche fort, bis es unter seinem Nachfolger in lichten Flammen hervorbrach.

Unter den Vermählungen, welche während dieser Zeit von Gliedern der königlichen Familie eingegangen wurden, machte die des König mit der Gräfin Auguste von Herrach, die alsbald zur Fürstin von Liegnitz erhoben wurde, das meiste Aufsehen im Publikum; eine seltene Liebenswürdigkeit schmückte die hohe Frau, welche bestimmt war, des Königs letzte Lebensjahre zu erheitern und ihm jenen großen Verlust vergessen zu machen, den er noch immer in seiner hochgefeierten Louise betrauerte.

Zwar hatte der Tod in dem bezeichneten Zeitraume manch berühmten Mann innerhalb der preußischen Staaten wieder abgerufen, — wir erinnern nur an den patriotischen Nettelbeck, an den kriegskundigen Thielemann, an den ersten

Philologen Wolf, an den berühmten Kanzler der Universität Halle, Niemeyer und an die verdienten Staatsmänner Kircheisen und Bülow — allein es blieben noch viele gefeierte Namen zurück, die den Ruhm Preußens bis in die fernsten Staaten verbreiteten. Männer, wie Humboldt, Stein und Niebuhr traten zwar nicht wieder in den aktiven Staatsdienst ein, aber ihre Talente nützten in anderen Sphären nach wie vor dem Vaterlande. Man braucht bloß einige der gefeiertsten Namen zu nennen, welche die preußischen Hochschulen zierten, um ein Bild von der seltenen Blüthe derselben zu erhalten: Schleiermacher, Neander, Gesenius, Wegscheider; Savigny, Grolmann, Mühlenbruch, Mackeldey, Gans, Hitzig; Lichtenstein, Dieffenbach, Kruckenberg, Sprengel, Gräfe, Hufeland, Heim; Hegel, Herbart; Niebuhr, Wachler, Stenzel, Voigt, Wilken, Ritter, Ranke, Raumer, Böckh, Lachmann, Graff, van der Hagen u. A. m. Um das Postwesen der preußischen Monarchie, welches auf Belebung und Erweiterung des Verkehrs vielfach einwirkte, hatte der Bundestagsgesandte und Generalpostmeister von Nagler die größten Verdienste; auch das Heerwesen erfreute sich mancher vortheilhaften Reform und wenn die neue Militärordnung von 1826 eben nicht als „Muster von Vollkommenheit" angesehen werden darf, so muß sie doch immerhin als die beste unter den gegebenen Verhältnissen gelten.

In seinen auswärtigen Beziehungen, namentlich bei der orientalischen Frage, die nach der Schlacht bei Navarin immer verwickelter für die Großmächte Europa's wurde, übernahm Preußen die Rolle eines Vermittlers und wirkte in derselben um so kräftiger, als es bei dem Streite selbst unbetheiligt und mit Rußland durch nahe Verwandtschaft verbunden war. Bei dem Besuche, welchen der russische Kaiser seinem königlichen Schwiegervater im Monat Juni 1828 zu Berlin abstattete, bildeten die politischen Fragen den Hauptgegenstand der Unterhaltung, und wenn auch Preußen, kurz nach der englischen Thronrede im Januar

1828, zu London kategorisch erklären ließ: es werde fest bei den Grundsätzen des Londoner Vertrags (vom 6. Juli) beharren, obgleich es demselben in diplomatischer Form nicht beigetreten sei; wenn es ferner den übrigen Mächten eröffnen ließ: daß es keine Beeinträchtigung Rußlands bei Geltendmachung seiner gerechten Forderungen dulden, vielmehr mit seiner gesammten Streitmacht nöthigenfalls diese Erklärung unterstützen werde, so trug es hierdurch wesentlich dazu bei, daß nicht, wie allgemein befürchtet wurde, der Türkenkrieg zu einem europäischen Kriege ausarte. Herr von Canitz, ein vielgewandter, geistreicher Offizier aus der Schule Yorks und Prinz Wilhelms, wurde nach Konstantinopel und dann auch in das russische Lager entsendet, wo er vergebens den Frieden zu vermitteln versuchte. In wie weit aber das Neutralitätssystem der preußischen Politik ging, bewies der Umstand, daß nicht nur General von Nostiz als bevollmächtigter Beobachter in das russische Hauptquartier geschickt, sondern auch mehreren Offizieren neuerdings wieder die Erlaubniß ertheilt wurde, den Feldzug gegen die Türken mitzumachen. Immer muß es aber anerkannt werden, daß Friedrich Wilhelm bei allen Fragen der Politik die Interessen Deutschlands und die Ruhe Europa's nicht aus den Augen verlor und mehrere Privatempfindungen vor jenen zurücktreten ließ. Doch mag ebenso wohl auch erwähnt werden, daß die preußische Politik Vielen als „gefahrvoll für die mittlern und kleinern Staaten Deutschlands und dieselben umschnürend" gehalten wurde.

Der deutsche Bund, der angebliche Vertreter Deutschlands in seiner Gesammtheit nach Innen und Außen, bietet in dem Zeitraume von 1824 bis 1829 und 1830 des Denkwürdigen und Erhebenden wenig oder gar nichts dar. Die Klagen über verzögerte Erfüllung der für das deutsche Volksleben bedeutsamsten Artikel der Bundesakte, über theilweise Verweigerung landständischer Verfassungen, über Büchernachdruck, Preßzwang und Handelssperren erklangen immer leiser und leiser, denn man verzweifelte endlich, durch Bitten und Vorstellungen zu dem angelobten und verbrieften Rechte zu gelangen. Nur einzelne kühne Männer erhoben noch von Zeit zu Zeit das Wort der Klage, das aber unbeachtet — eine Stimme in der Wüste — verhallte. Vergebens zürnte der mannliche Freiherr von Stein in seinen „Briefen" (103. 109 u. f.) über die „desultorische Rechtspflege in Streitigkeit der Bundesmitglieder bei einer Anzahl von 20 bis 25 Obergerichten," über den „Einfluß der Launen und der persönlichen Armseligkeit mancher Staatsmänner auf die Geschäfte in kleinen Ländern," über „Unthätigkeit und Scheinthätigkeit," über „Lähmung jedes Gesammtwillens der obersten Bundesbehörde durch eigene falsche Ansichten, oder Gleichgültigkeit, oder subjective Nullität einiger Repräsentanten ohne Einfluß, welche nichts desto weniger ihre Selbstsucht durch Verwirrung und Verschleppung der öffentlichen Angelegenheiten zu beweisen gesucht" u. s. w.

Wir übergehen die uninteressanten Reclamationen einzelner Individuen, wie die Irrungen der Bundesstaaten unter sich und mit Mediatisirten (z. B. Baiern und Baden, Preussen und Anhalt, Sachsen und Schönburg, Oldenburg und Knipphausen), welche letztere eine friedliche Ausgleichung fanden; dagegen nehmen die endlichen Resultate der Mainzer Untersuchungscommission und die damit zusammmenhängenden Verhaftungen in den einzelnen deutschen Bundesstaaten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Nachdem in der Plenarsitzung am 24. Februar 1826 der Freiherr von Anstett über die am 26. Dec. des vergan-

genen Jahres stattgefundenen Vorfälle zu St. Petersburg und Kiew Bericht erstattet hatte, welcher die lebhafteste „Sensation" der „europäischen Centralmacht," wie man jetzt den deutschen Bund benannte, hervorgerufen, begann das Ergebniß der Mainzer Central-Untersuchungs-Commission über die seit langer Zeit verfolgten demagogischen Umtriebe wieder lebhafter zu interessiren. Obschon die Akten bereits berghoch aufgethürmt und zwei eigene lithographische Ueberdruckpressen nebst zahlreichen Secretären zur Vervielfältigung der Protocoll-Exemplare und zur Beschleunigung der Expedition in ununterbrochener Thätigkeit waren, so war es der Commission doch erst nur einigermaßen gelungen, Zweck, Mitglieder und Verzweigungen des sogenannten „Bundes des Jungen" oder des Jünglingsbundes zu ermitteln, während der sogenannte „Männerbund," der an der Spitze sämmtlicher deutsch-demagogischen Umtriebe und in Verbindung mit den übrigen radicalen Parteien in Europa gedacht wurde, in undurchdringliches Dunkel gehüllt blieb. Die preußische Filial-Commission zu Köpenick, welche den großen Mainzer in die Hände arbeitete, hatte 1824 zu Halle eine aus den Acten gezogene „amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft" herausgegeben, die das ungläubige Publikum überzeugen sollte, daß die Burschenschaft eine „wissenschaftlich-bürgerliche Umwälzung" im Sinne gehabt habe. Der „geheime hochverrätherische Bund" von 1821 habe namentlich diesen Zweck verfolgt. Uebrigens sei in ganz Deutschland das revolutionäre Gift verbreitet. Der an der Spitze der großen Verschwörung stehende Männerbund habe den Bund der Jüngern geleitet, Deutschland in zwölf Bundeskreise (nach den alten Volks- und Stamm-Namen) getheilt und den Umsturz aller bestehenden Verfassungen beabsichtigt. Unter dem Bunde der Jüngern hätten wieder „die geheimen Vereine" auf den Universitäten gestanden, denen die Leitung der Burschenschaft anvertraut war. Diese vielverfolgte Burschenschaft war nach der „gedruckten Abschrift des von dem

königlichen Oberlandsgericht zu Breslau wider die Mitglieder des Bundes der Jüngeren wegen Hochverrath abgefaßten Erkenntnisses" in Folge der allgemeinen Untersuchungen im Jahr 1819 nur scheinbar aufgelöst worden, vielmehr hatten die Entschiedenen und Treugebliebenen das alte Band bald darauf wieder angeknüpft und nachmals die sogenannte „Germania," eine Verbindung mit den entschiedensten republikanischen Tendenzen, gegründet. Robert Wesselhöft, ein feuriger, für die Idee eines freien deutschen Vaterlandes schwärmerisch begeisterter Jüngling, thätiges Mitglied der früheren Burschenschaft und Sprecher bei dem Feste auf Wartburg, entwickelte auch jetzt wieder die meiste Thätigkeit und war die Seele des Ganzen. Zusammenkünfte von Abgeordneten der einzelnen Burschenschaften oder sogenannte Burschentage, welche auf verschiedenen Punkten Deutschlands von Zeit zu Zeit abgehalten wurden, sollten die Bestrebungen der einzelnen Verbindungen immer mehr in einen Punkt concentriren und waren bis zum J. 1823 bereits sechsmal abgehalten worden. Endlich wurden aber doch 26 Mitglieder des Jünglingsbundes zu 2 bis 15jähriger Festungsstrafe verurtheilt, die Angestellten aber abgesetzt und für dienstunfähig erklärt. Auch waren während der Untersuchung auf Antrag der Mainzer wie der Köpenicker Commission mehrere der Theilnahme an burschenschaftlichen oder, was jetzt schon gleichbedeutend war, an demagogischen Umtrieben Verdächtige in den einzelnen Bundesstaaten verhaftet worden; hierunter befanden sich der geistreiche Verfasser der deutschen Volksgeschichten, K. H. Hofmann aus Darmstadt, der Advokat Rühl und der französische Professor Cousin, der auf seiner Reise durch Deutschland mit den verschrieensten Demagogen in mehrfache Berührung gekommen war, allein nach einigen zu Berlin abgehaltenen Verhören wieder, als freigesprochen, in sein Vaterland zurückgeschickt wurde. Die in München verhafteten Individuen wurden zwar bald wieder entlassen, aber noch lange Zeit unter polizeilicher Aufsicht gehalten.

Dagegen traf 17 der Theilnahme an hochverrätherischen Verbindungen bezüchtigte und auf auswärtige Reclamation in dem würtembergischen Hohenasperg eingekerkerte Jünglinge das traurige Schicksal, zu viermonatlicher bis vierjähriger Festungsstrafe verurtheilt zu werden; allein die Gnade des Königs milderte bald das Urtheil. Auch im Großherzogthum Baden und einigen andern deutschen Staaten geschah Aehnliches.

Schon früher hatten jedoch die am meisten compromittirten Personen, wie die Gebrüder Follen und Snell, Prati u. A., das deutsche Vaterland verlassen und in der Schweiz, Griechenland, England und Nordamerika ein gastliches Asyl gefunden. Vergebens verlangten die deutschen Regierungen, namentlich von der Schweiz, eine Auslieferung der Verdächtigten; die Cantone, auf ihrem Asylrecht beharrend, widerstanden mit edlem Muthe den Anforderungen der Gewaltigen und hier muß vor allen das vielgeschmähte Basel genannt werden, dessen aristokratisch-patrizische Regierung diesmal ihre Ehre zu wahren wußte. Weniger verstand dies der damals vielberüchtigte Witt-Dörring, der jetzt die Rolle des Denuntianten spielte, wie er sich früher als Revolutionär lächerlich gemacht hatte. Seine Aussagen erschienen nachmals großentheils in Memoirenform und trugen das Gepräge einer grenzenlosen Eitelkeit und Selbstüberschätzung; sie überhäuften aber auch den Verfasser mit Spott und Schande, zumal als Wesselhöft den „Baron von Witt-Dörring" in seinem Schriftchen: „Deutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden" an den verdienten Pranger stellte.

Im Allgemeinen war das Resultat aller Untersuchungen ein höchst klägliches, denn Niemand wollte an das Dasein oder an die Wichtigkeit der mit so großem Pompe entdeckten Verschwörung glauben, da es auch den schärfsten und strengsten Nachforschungen nicht gelang, auch nur ein Mitglied des großen Männerbundes aufzufinden. Viele haben dagegen behauptet, es sei den Regierungen mehr darum zu

thun gewesen, den Thatbestand zu ermitteln und die Verzweigungen kennen zu lernen, als Strenge gegen die Schuldigen eintreten zu lassen; die Mehrzahl im deutschen Volke bezweifelte aber — und wohl mit Recht — diese den Richtern wie den Regierungen angemuthete Humanität und war im höchsten Grade ungehalten über die ehrenkränkende Verfolgungswuth, mit welcher einzelne Regierungen die geachtetsten Männer, die im Geruche der Freisinnigkeit standen, zu Demagogen und Mitgliedern jenes geträumten Bundes zu stempeln suchten. Von der öffentlichen Meinung mit mehr Spott und Hohn, als sie vielleicht verdiente, beladen, ging endlich im J. 1828 die Mainzer Central-Untersuchungs-Commission, ohne auch nur unter einander Abschied genommen zu haben, zu Grabe, um hoffentlich nie wieder aufzuerstehen.

Nur noch einmal gab der Bundestag bis zur Julirevolution ein Lebenszeichen von sich, in der dunkeln Geschichte des Herzogs Karl von Braunschweig mit dem Könige von England, nach den Händeln mit dem berufenen hannöverschen Minister Grafen Münster und der Verfolgung des braunschweigischen Geheimraths Schmidt-Phiseldeck, worüber das Nähere in der Geschichte von Braunschweig erzählt werden wird.

Die deutschen National-Interessen fanden am Bundestage nicht die geringste Begünstigung; wir verweisen aber unsere Leser, die sich näher über den hohen Areopag unterrichten wollen, auf die geistvolle Schrift von P. A. Pfizer, „über die Entwickelung des öffentlichen Rechts in Deutschland durch die Verfassung des Bundes" (Stuttg. 1835), da es die derzeitigen Censurverhältnisse nicht erlauben dürften, eine freimüthige Kritik über die Thätigkeit des Bundes und über das, was er eigentlich für Deutschland sein könnte, zu geben. Nur das sei noch bemerkt, daß der Bund aus leicht zu errathenden Gründen für gut befand, seine Protocolle nach 1823 nicht mehr zu veröffentlichen, sondern nur die Resultate seiner Conferenzen von Zeit zu Zeit bekannt zu machen.

Das Königreich Baiern bietet in dem Zeitraume von 1824 bis zur Julirevolution viel Denkwürdiges dar.

Die letzten Lebensjahre des greisen, vielgeliebten Königs Maximilian Joseph wurden noch durch den Tod seines Schwiegersohnes, des Herzogs von Leuchtenberg und ehemaligen Vicekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, getrübt, welcher gleich sehr in Baiern wie über die Grenzen Deutschlands hinaus die innigste Trauer hervorrief (d. 21. Febr. 1824). Eine Hauptsorge der Regierung waren Verbesserungen im Staatshaushalte, denn noch immer mangelte die nöthige Sparsamkeit in den öffentlichen Ausgaben, während die Pensionen allein gegen 4 Millionen verschlangen. Dabei mehrte sich jährlich die Staatsschuld, die seit dem Jahre 1819 bis 1824 von 94 Millionen auf 110,781,740 Gl. gestiegen war. Die im Februar 1825 eröffnete Ständeversammlung beschäftigte sich zunächst mit einem neuen Gesetzesentwurf zur Stiftung einer Pensions-Amortisationskasse, mit Vorschlägen zur Förderung der arg darniederliegenden Landwirthschaft, mit einem neuen Zollgesetze, dann mit einem Gesetze über Distriktsumlagen und endlich mit einem neuen Wechselgesetze. Die öffentliche Meinung, in der Kammer durch die damals noch conservativ-liberalen Grafen von Armansperg und von Seinsheim, wie von den Abgeordneten Mutzler, von Closen, von Holzschuher, von Utzschneider, von Dresch, Clarus, Merkel Häcker u. A. vertreten, verlangte nach Oeffentlichkeit der Rechtspflege und nach Aenderungen im Gesetze über die Lehensverhältnisse. Die unselige Spaltung zwischen Katholiken und Protestanten und die von ersteren beabsichtigte Unterrichtsreform rief viele Besorgniß hervor, welche auch in den nachfolgenden Jahren noch nicht beseitigt wurde.

Auf der Theresienwiese bei München war 1825 das baierische Nationalfest mit gewohnter Pracht begangen und durch die Anwesenheit des allverehrten Königs verherrlicht worden. Bald darauf am 12. Oktober feierte Maximilian Joseph im rüstigen Greisenalter seinen neun und siebzigsten

Geburtstag und wohnte einem glänzenden Bankette bei, das ihm zu Ehren von dem russischen Gesandten Grafen Woronzow veranstaltet worden war. Am nächsten Tage sollte das Stiftungsfest des nach ihm benannten Ordens gehalten werden, allein die vorhergegangenen Anstrengungen — nach Anderen der allzu starke Blumenduft im Zimmer — hatten den greisen König so angegriffen, daß er von einem Schlagfluß getroffen, am Morgen des 13. todt in seinem Schlafgemach gefunden wurde. Die tiefe Trauer um den Hingeschiedenen war so allgemein als aufrichtig, denn die Liebe seines Volkes begleitete ihn zur Gruft. Humanität und Gerechtigkeitsliebe, treue deutsche Sitten und ein offener biderber Charakter zeichneten ihn vor allen baierischen Fürsten aus und sichern ihm das dankbarste Gedächtniß in dem Herzen seines Volkes, das noch jetzt seinen Namen mit der rührendsten Pietät verehrt. Sein Nachfolger setzte ihm ein Denkmal mit der einfachschönen Inschrift: „das beste Herz."

Die Nachricht von dem Tode seines Vaters traf den Kronprinzen Karl Ludwig August in dem Bade zu Brückenau, und ehe er noch München erreichen konnte, hatte ihn der Reichsherold bereits als Ludwig I. zum neuen Könige von Baiern ausgerufen. Sein erstes Auftreten war mannhaft und würdig, und kaum hatte er am 19. October die Verfassung beschworen, als er auch sofort mit seinen lange vorbereiteten und durchgreifenden Reformen in allen Zweigen des Staatshaushaltes heraustrat. Nicht ohne Verletzung mancher Privat-Interessen einzelner Individuen und Stände konnte sein strenges Sparsystem durchgeführt werden, allein er ging selbst mit rühmlichem Beispiele voran, welchem alsbald auch sein Ministerium und die ersten Staatsbeamten nachfolgten. Sein ganzes Streben war dahin gerichtet: „den Staatsorganismus den Bedürfnissen und Verhältnissen des Reichs anzupassen und mit Beibehaltung alles bestehenden Guten die möglichste Einfachheit und Sparsamkeit im Staatshaushalte zu erzielen."

Das Ministerium, der Staatsrath und die Kreisregierungen wurden zweckmäßiger organisirt, überflüssige Truppengattungen aufgehoben und der Cultus der Katholiken und Protestanten, ja selbst der Israeliten, vereinfacht und würdig geregelt. Ein oberster Schul- und Kirchenrath leitete die Angelegenheiten der katholischen Kirche im ganzen Königreiche, während die „protestantische Kirche" ein Oberconsistorium erhielt. Zwar gestattete er den Ligorianern und Redemptoristen nicht, als solche öffentlich zu erscheinen, allein die Mehrzahl der aufgeklärten Baiern fürchtete schon jetzt — und nicht ohne Grund! — das Uebersiedeln und die Begünstigung dieser gefährlichen, mit den Jesuiten engverbrüderten Sekten. Eins der Hauptdenkmale seiner Regierung sollte die neuerrichtete, auf den Trümmern der abgelebten (Ingolstadt-) Landshuter gegründete Universität zu München werden, die, unter dem Namen der Maximiliano-Ludovica mit königlicher Freigebigkeit unterstützt wurde, um für den Süden Deutschlands einen „Mittelpunkt der Intelligenz und des wissenschaftlichen Lebens", wie Berlin im Norden, zu bilden. Viele der ausgezeichnetsten Gelehrten Deutschlands wurden an die neue Hochschule berufen, allein nur wenige — unter ihnen der hochgefeierte und unübertroffene Oken — folgten der ehrenvollen Einladung. Die feierliche Einweihung fand zu Michaelis 1827 statt; der Geschichtsschreiber Leonhard von Dresch war der erste Prorektor. Neben dem vielgefeierten, in neuster Zeit aber arg angegriffenen Schelling, der nach Kajetan von Weiler zum Direktor der Akademie ernannt wurde, fungirte auch der verrufene Verfechter des Mysticismus und Jesuitismus, Görres, — nicht ohne Bedeutung als Lehrer der Geschichte — an der neuen Universität. Anfangs schien es, als wolle man geistige Freiheit begünstigen, denn die Censur wurde für alle nichtpolitische Schriften aufgehoben; allein nur zu bald stellte sich die Täuschung, der man sich hingegeben, heraus.

Gesinnung und Anschauungsweise des Königs waren

durchaus mittelalterlich-deutsch und die Ideale der Kunst und des Alterthums begeisterten ihn in einer Weise, wie keinen zweiten Fürsten Deutschlands. Geschirmt und aufgemuntert durch königliche Freigebigkeit bildete sich unter der Leitung des trefflichen Cornelius eine Malerschule, die mit den ersten Deutschlands sich messen konnte und gleichzeitig nahm die Baukunst, zunächst in der Residenz, einen nie gesehenen Aufschwung. Der Architekt Klenze verewigte seinen und seines königlichen Gönners Namen durch die großartigsten Bauten, wie die Glypthotek und die Pinakothek zu München, die Walhalla bei Regensburg u. s. w. Ludwig selbst hat sich — wie man auch sonst über sein Regierungssystem urtheilen mag — durch die seltene Unterstützung, mit welcher er talentvolle Maler und Architekten erfreute, einen bleibenden, ehrenvollen Namen in der deutschen Kunstgeschichte für alle Zeichen gesichert. Nach dem tüchtigen und kenntnißreichen Grafen Armansperg, Vicepräsidenten der Deputirtenkammer, genoß vorzüglich der früher wenig bekannte Eduard von Schenk das meiste Vertrauen des Königs. Geachtet als wackerer Beamter versuchte sich Schenk auf dem Felde der romantischen Dichtkunst, konnte aber auch hier nicht eher Lorbeern erwerben, bis ihn des Königs Gunst zu einer der ersten Staatswürden erhob. Er war Convertit und einer der Lieblinge der Congregation, und seinem Einflusse ist es zunächst anzurechnen, daß das Unwesen des Mysticismus und Ultramontanismus immer weiter in Baiern um sich griff. Ueber ihn wie über Armansperg wird später Näheres berichtet werden.

Noch im Jahre 1825 hatte der neue König die Stände zusammenberufen, an deren Spitze diesmal der unter Maximilian Joseph vielfach zurückgesetzte Feldmarschall Wrede als Präsident der Kammer der Reichsräthe erschien. Die von dem Könige persönlich verfaßte Thronrede, womit er die Ständeversammlung eröffnete, verbreitete sich in prunkenden Worten über das Glück, Fürst eines unter constitutionellen Formen leben-

den Volkes zu sein Die Dankaddresse der zweiten Kammer war würdig gehalten, sprach sich jedoch ungeduldig über die Vorlage der Rechnungen, die sich auf den Finanzzustand bezogen, und über die nothwendige Erleichterung der Lage des Volkes aus. Dagegen beliebten die Reichsräthe in der Discussion der Dankaddresse mit auffallender Zögerung bei dem Bilde des verstorbenen Königs zu verweilen und während sie über bedeutsame Stellen der Thronrede, die als Gegenstände der früheren Opposition des Kronprinzen und des Grafen Armansperg ihnen längst verhaßt waren — das Institut der Landräthe, die Verbesserung einzelner Mängel des Staatsgrundgesetzes und die Oeffentlichkeit der Rechtspflege — schweigend vorübergingen, ließen sie laute Klagen über den beabsichtigten Zollvertrag mit Würtemberg und den Druck, welchen die baierische Industrie durch die Concurrenz benachbarter und vorausgeschrittener Staaten erlitten, laut werden. Der König, welcher hieraus Schlimmes für die Zukunft befürchtete, war über diese Opposition der höheren Stände ebenso aufgebracht, wie die öffentliche Meinung, die sich im Verein mit den wenigen tüchtigen Volksvertretern in der zweiten Kammer unverholen gegen die hohe Aristokratie der Reichsräthe aussprach. Am meisten war der letztern Graf Armansperg verhaßt, da sie — wiewohl mit Unrecht — in ihm einen Abgefallenen, ihren Kasteninteressen abholden, ja vielleicht gar bürgerlich oder liberal gesinnten Mann zu erblicken glaubte. Dagegen verstand es Schenk noch zur Zeit, zwischen der Kammer der Abgeordneten und der der Reichsräthe geschickt zu laviren.

In der Volkskammer kam es zunächst wegen Beanstandung einiger Deputirtenwahlen (Vetterlein, von Aretin und Behr) in Folge von Wahlmängeln zu heftigen Discussionen; wirklich wurde auch der freisinnige und ehrenhafte Behr durch Stimmenmehrheit von der Kammer ausge-

schlossen, wogegen er sich jedoch kräftigst in der Würzburger Zeitung vertheidigte und dabei selbst die übelaufgenommene Phrase gegen die Nationalrepräsentation gebrauchte: „Blitze aus solchen Händen vermögen nirgends zu zünden."

Unter den mit den Landtagsverhandlungen zusammenhängenden auswärtigen Verhältnissen Baierns verdient vorzüglich der mit der Krone Würtemberg am 18. Januar 1828 abgeschlossene und am 31. desselben Monats ratificirte Zoll-Vertrag genannt zu werden, welchem bald darauf ein zweiter Handelsvertrag zwischen Baiern und Würtemberg einerseits, Preußen und Hessen-Darmstadt andrerseits, nachfolgte. Er wurde am 27. Mai 1829 zu Berlin abgeschlossen und von Ludwig I. am 12. Juli desselben Jahres ratificirt. Die baierische Regierung erhielt dadurch den schwierigen Auftrag, die beiden zeither neben einander bestandenen Industriesysteme, die Gewerbfreiheit in Rheinbaiern und die Conzessionen in Altbaiern mit einander auszugleichen. Die stürmischsten Debatten rief auch die Einführung des baierisch-würtembergischen Zollsystems im Rheinkreise hervor.

Im Jahre 1828 beschäftigten sich die Stände mit mancherlei Beschlüssen und Abschieden über Steuer- und Zollwesen, Verfassung und Verwaltung. Am meisten zeichnete sich unter allen Volksabgeordneten der geistvolle Graf von Bentzel-Sternau, rühmlichst bekannt als Verfasser des goldenen Kalbes und der Insel Baratraria, aus; er verließ seine schöne Einsamkeit am Züricher-See, trat plötzlich zum Protestantismus über und glänzte in der Kammer durch haarscharfe, oft selbst verletzende Vorträge über den Mangel an Grundsätzen und systematischem Zusammenhange in der Gesetzgebung, über mehrere andere Maßregeln der Regierung und über den Geist und die Wirksamkeit der baierischen Stände im Allgemeinen.

Drei Gegenstände beschäftigten im Jahr 1829 zunächst die Aufmerksamkeit des Königs: ein durchgreifender Schul- und Unterrichtsplan, der griechische Freiheitskampf und — — die Herausgabe seiner Gedichte. Im Betreff des ersteren

hatten Thiersch, Schelling und Ringseis eine Consultativ-Junta gehalten, in welcher die nöthigen Reformen berathen worden waren. Thiersch galt als einer der ersten Philologen Deutschlands, als ein begeisterter Freund und Rathgeber der Hellenen und auch sonst als tüchtiger und freisinniger Mann, wie sein vielangefochtenes Werk über den öffentlichen Unterricht, dem er die größtmöglichste Freiheit gesichert wissen wollte, sattsam bewies. Schelling dagegen — wie ihn ein Geschichtsschreiber der neuesten Zeit sehr treffend schildert, — der große Denker seiner Zeit, von dem kühn aufstrebenden Genie seines ehemaligen Schülers Hegel allein ebenbürtig bekämpft, mit sich in einer Art von innerem Zwiespalt und zwischen der alten pantheistischen Selbstständigkeit und der freiwillig eingegangenen Knechtschaft eines mit reicher Poesie behangenen mystischen Katholicismus schwankend, aber immer noch groß, genial und fruchtreich, erregte abwechselnd die Bewunderung und das Bedauern der Zeitgenossen, da er für Plane einer Zunft zu arbeiten schien, in deren Reihen man ihn nimmermehr gesucht haben würde. Ringseis endlich war als Naturkundiger nicht unrühmlich bekannt, aber gefangen in mystisch-pietistischen Ansichten, für welche er auch, zur großen Besorgniß des baierischen Volkes, den König zu gewinnen strebte. Endlich hatten diese drei Männer den lang besprochenen Schulplan veröffentlicht und an die Akademie der Wissenschaften, an die Universitäten, die Kreisregierungen und Gymnasien vertheilt. Seine Haupttendenz war: eine festere Begründung des sprachlichen Unterrichts in Verbindung mit zweckmäßiger Anordnung des religiösen, geschichtlichen und mathematischen Unterrichts zu bewerkstelligen.

Was die Theilnahme des Königs an dem Schicksale der Griechen betrifft, so ist derselben schon bei Darstellung des hellenischen Freiheitskampfes rühmlichst gedacht worden und wir erwähnen nur noch, daß die thätige Unterstützung der Hellenen mit Geld, Lebensbedürfnissen und freiwilligen Streitern den Muth der Verlassenen bedeutend steigerte und

daß das königliche Beispiel auch anderwärts in hohen Kreisen Nacheiferung fand, ja daß es „das erste, wirksame Fürwort bei der Legitimität für den legitimen Aufstand der Griechen“ wurde. Wie sehr aber auch alle Freunde der Freiheit dem Könige von Baiern dafür zu Dank verpflichtet waren, so hatten sie doch bald Ursache, diesen Dank zurückzuhalten, da er ihm nicht auch für die Freiheit des eigenen Volkes gebracht werden konnte.

Ein ganz eigenthümliches Aufsehen machte noch die in der Cotta'schen Buchhandlung erschienene zweibändige Sammlung der Gedichte König Ludwig's von Baiern. Sie bestand aus Liedern, Chören, Sonetten, Epigrammen und Elegien über die merkwürdigsten Vorgänge der letztvergangenen zwanzig Jahre und machte der Kritik nicht wenig zu schaffen. Man wagte sich nicht an den „königlichen Dichter,“ und stellte ihn in den kritischen Journalen mit wenigen Ausnahmen über alle Großgeister unsres Jahrhunderts. Da nun unsre derzeitigen Censur-Verhältnisse einen Tadel, der über einen in Purpur gebornen Schriftsteller auszusprechen sein dürfte, nicht gestatten, so würden wir den „königlichen Dichter“ wahrscheinlich beleidigen, wenn wir ihnen loben wollten und enthalten uns um so mehr jedes Urtheiles, als sein neuestes Werk: „Walhalla's Genossen“ durch die in öffentlichen Blättern enthaltenen Auszüge zur Feststellung eines solchen geeignet zu sein scheint. Die allgemeine Zeitung äußerte sich: „Diese Erscheinung gewinnt noch mehr Celebrität durch ihre Seltenheit, weil zwar Friedrich der Große auch Schriftsteller gewesen ist, aber seine Werke erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben worden sind!“ Andere Schriftsteller, z. B. E. Münch, sprechen, daß die Zeitgenossen das Geschenk mit ehrender Anerkennung einer Selbstverläugnung angenommen hätten, mit welcher, in einer Periode der Parteiung und schonungsloser Kritikasterei, ein gekröntes Haupt seine Persönlichkeit und seine Privat-

empfindungen dem Publikum preis zu geben keinen Anstand genommen hätte.

Ein schönes Zeichen von der Anerkennung eines großen Genius gab übrigens der König Ludwig durch seine Reise nach Weimar, die er eigens deßhalb unternommen hatte, um unsern ersten Dichter Göthe an seinem Geburtstage mit einem seiner Orden zu beschenken.

Ludwig I. hatte die Freude, daß um die dritte Tochter seines Schwagers Leuchtenberg, Amalie, der Marquis von Barbacena für den Kaiser Dom Pedro von Brasilien warb; schon früher war die ältere Prinzessin, Josephine, an den Kronprinzen Oscar von Schweden, die zweitälteste, Eugenie, aber an den Erbprinzen von Hohenzollern-Hechingen vermählt worden. Auch die Verbindung der Schwester Ludwig's, Sophie, mit einem Erzherzoge von Oestreich erfreute das Herz des Königs.

Dasselbe Baiern, das man früher als das „deutsche Spanien" verschrieen, war im Laufe weniger Jahrzehnte bedeutend in der Achtung Deutschlands und Europa's gestiegen und nahm in Bezug auf Kunst und Wissenschaft eine ehrenwerthe Stelle neben den übrigen Staaten ein. Allein je größer der Einfluß war, welchen das Ministerium Schenk gewann und je mehr der Graf Armansperg bloß auf die auswärtigen Angelegenheiten beschränkt wurde, um so höher steigerte sich auch die Besorgniß aller Aufgeklärten im Lande, denn Cultus und öffentlicher Unterricht nahmen durch die reaktionären Bestrebungen des genannten Ministeriums eine immer bedenklichere Richtung. Das Dasein einer jesuitischen Partei und einer ultramontanen Congregation war außer allem Zweifel und die Art, wie das Concordat vollzogen, die Wiederherstellung vieler Klöster, die Sprache der Eos und des mit ihr engverbundenen Görres, die Bedrückungen der Presse und drgl. m. gaben die Beweise für die Umtriebe jener im Finstern schleichenden Parteien, über welche wir später ausführlicher berichten werden. Die baierische Politik, bis zur Julirevolution zwi-

schen Oestreich und Frankreich hin und herschwankend, wendete sich nach diesem Ereignisse entschieden nach dem stabilen Oestreich, und Preußen übernahm nach der funfzehnjährigen Restaurationsperiode das Protectorat über die geistigen Interessen Deutschlands, welches nach der Ansicht Vieler für Baiern bestimmt gewesen war.

Das Königreich Würtemberg erfreute sich in dem Zeitraume von 1824 bis 1830 der friedlichsten Ausbildung seiner innern Verhältnisse, wozu namentlich die weise Mäßigung und feste Verfassungstreue seines Königs wesentlich beitrug. Wenn auch langsamer, als Manche erwarteten, so wurden doch die Reformen fest, beharrlich und ununterbrochen fortgesetzt, das Volk aber vertraute auf den rechtlichen Sinn seines Monarchen, der den Forderungen des Zeitgeistes nicht so wie anderwärts entgegentrat. Zwar verursachten die auswärtigen Verhältnisse, durch welche die Entlassung zweier Minister bedingt wurde, einige vorübergehende Mißstimmung, allein die innern Zustände blieben davon unberührt. Das nächste Streben der Regierung ging dahin, die Finanzen, Handel und Gewerbe, Steuerverfassung und Gemeindewesen zu regeln. Die ständische Opposition hatte mehrere ihrer tüchtigsten Mitglieder, unter welchen hauptsächlich Uhland und Schott zu nennen sind, verloren, indem dieselben an der Durchführung ihrer politischen Grundsätze verzweifelten; aber demohngeachtet gab es noch immer eine die Regierung streng controlirende ständische Partei, welche, obschon nicht systematisch Opposition haltend, dennoch die unmittelbaren Bedürfnisse des Volkes nie aus den Augen verlor. Zwar fand die allmälige Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld bei den Staatsgläubigern mehrfache Schwierigkeiten, allein die Regierung überwand dieselben eben so geschickt,

als sie die Gegner des neuen Zollgesetzes, denen das System der Erhöhung der Zollsätze zuwider war, besiegte. Das darauf bezügliche Gesetz ging im Ganzen eben so wie das über den Hausierhandel durch.

Der Entwurf über die bürgerlichen Verhältnisse der Juden befriedigte zwar die Anforderungen des Zeitgeistes nicht und ließ dem armen, gedrückten Volke die Emancipation noch in weiter Ferne erblicken; aber es enthielt doch mehrfache Erleichterungen für die Unglücklichen. Auch die katholischen Kirchenverhältnisse wurden von der Regierung umsichtig geordnet; die katholische Facultät zu Ellwangen, jetzt zweckmäßig mit der Tübinger Hochschule vereinigt, wirkte segensreich und das neue Domstift, an dessen Spitze ein Prälat, gleich aufgeklärt als von gemäßigten Gesinnungen, stand, arbeitete Hand in Hand mit dem katholischen Kirchenrathe in Stuttgart auf möglichste Einigkeit und Verträglichkeit mit den anderen Confessionen hin.

Endlich wurde im Jahre 1827, durch den Beitritt der Standesherren zur Landesrepräsentation, die Organisation der ständischen Verfassung vollendet. Nach Reglung des dreijährigen Finanzetats wurden zwar die Stände vertagt, allein schon nach wenigen Wochen (im März 1827) wieder zusammenberufen. Die Regierung hatte sich jetzt gegen die mehrfach erhobenen Vorwürfe, als habe sie unmittelbare Staatslasten auf die Gemeindekassen gewälzt und somit die Centralstaatskasse auf Kosten der letztgenannten zu erleichtern gesucht, zu vertheidigen; sie that dies nicht ohne Würde, und blieb im Allgemeinen auch bei diesen wie den übrigen Angriffen rücksichtlich mehrerer Finanzpunkte siegreich. Am wohlthätigsten für das Land wirkte der um diese Zeit in's Leben gerufene Creditverein.

Das öffentliche Leben wollte weniger als das wissenschaftliche in Würtemberg gedeihen; der Mangel an Preßfreiheit wurde minder fühlbar, als sich die Censur zufällig jetzt in den Händen milder und nachsichtiger Männer befand, die den zunehmenden Buchhandel Stuttgarts berück-

sichtigten, der Regierung aber durch „allzugroße Nachsicht" manchen diplomatischen Kampf zuzogen. Auch hier zeigten sich, wie wir früher gesehen, einzelne Spuren der demagogischen Umtriebe, die jedoch von der Regierung milder als anderwärts unter dem Titel jugendlicher Verirrungen bestraft wurden.

Die Reorganisation der Landesuniversität Tübingen, welche unter den Auspicien des Ministers von Schmidlin vor sich gegangen, rief viel Aufregung hervor, die sich jedoch zunächst gegen den Kanzler von Autenrieth wendete. Auch der Justizminister von Maucler, ein von der Opposition hartangegriffener Mann, konnte sich kaum gegen die ihn gemachten Vorwürfe halten. Graf von Beroldingen, der statt des jüngeren, wegen Hinneigung zum Liberalismus schnell entlassenen, Grafen von Winzingerode den auswärtigen Angelegenheiten vorstand, behauptete sich im Allgemeinen wenig angefochten auf seinem wichtigen Posten und verstand Anfangs die schwere Kunst, es mit keiner von beiden Parteien zu verderben.

Noch verdient das milde, von den Ständen im Jahre 1829 angenommene Recrutirungsgesetz und die königliche Freigebigkeit gegen die Landesuniversität Tübingen einer rühmlichen Erwähnung. Auch mag als ein bedenkliches Zeichen der Zeit der fortdauernde Pietistenumfug, der namentlich in Würtemberg auf krasse Weise hauste, bemerkt werden.

Reglung des Staatshaushaltes und Ordnung der Finanzen, Unterhandlungen und Verträge mit Hessen-Darmstadt, den beiden Hohenzollern und der Schweiz über Ver-

besserung der Handelsverhältnisse und die beabsichtigte Centralisirung der landesherrlichen Domänen-Verwaltung beschäftigten vorzugsweise die Regierung des Großherzogthums Baden. Aber auch die kirchlichen Wirren, welche damals ganz Deutschland bewegten, der Kampf zwischen Rationalismus und Supernaturalismus, nahmen die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch und die von ihr getroffenen Disciplinarmaßregeln für die protestantische Geistlichkeit sollten zugleich das Eindringen des Rationalismus in den orthodoxen Glauben verhindern. Der Rationalismus hatte jedoch in Baden an dem berühmten und hochgelehrten Paulus zu Heidelberg einen seiner tüchtigsten Vorkämpfer, der unerschütterlich und mit der seltensten geistigen Ueberlegenheit in seiner Zeitschrift „Sophronizon" den Kampf gegen katholische Ultramontanen und Jesuiten wie gegen protestantische Pietisten und Mystiker führte. Redlich von seinen Freunden Schlosser und Voß unterstützt und von der deutschen Jugend wie von allen Aufgeklärten im Volke mit der ehrendsten Anerkennung erfreut, konnte sich der Treffliche leicht über die ohnmächtige Wuth der Dunkelmänner, die abprellenden Giftpfeile der Zeloten und die Mißgunst der Staatsgewalt hinwegsetzen, welche letztere nur geschmeidige Männer, wie Hebel und seines Gleichen, die ihren orthodoxen Ansichten huldigten, mit ihrer Gunst erfreute. Leider verlor aber Paulus im Jahre 1826 einen seiner rüstigsten Mitkämpfer, indem der würdige Voß, dem im hohen Greisenalter noch immer das jugendlichste, für Freiheit, Licht und Recht begeisterte Herz im Busen schlug, von dieser Erde schied.

Das Hauptstreben der Regierung war auf Centralisirung aller ihrer Institute gerichtet und zum Glück hatte sie tüchtige Beamte an der Spitze der einzelnen Departements, z. B. Winter aus Karlsruhe, als Direktor des Ministeriums des Innern und Stellvertreter des noch immer als Minister fortfigurirenden von Berkheim; Bökh als Chef des Finanzdepartements, Schäffer als Präsident des

Kriegsministeriums und Nebenius, welcher den Handelsinteressen vorstand. Die kirchlichen Angelegenheiten (eine Abtheilung des Ministeriums des Innern) und einen Theil des Schulwesens leitete großentheils der zum Geheimrath erhobene Pfarrer Engesser, ein talentvoller, aber stolzer und dünkelhafter Mann, gegen Höhere kriechend, anmaßend gegen Niedere. Dem Freiherrn von Berstett, dem die Leitung des Auswärtigen oblag, konnte man einen feinen Takt und ein geschicktes Laviren durch die Wogen der Zeit nicht absprechen. Noch verdient wegen seines Einflusses und seiner Verbindungen der Rittmeister und nachmalige Major von Hennenhofer genannt zu werden, der unvolksthümlichste und verachtetste Mann in ganz Baden, zumal nachdem er die zwei Lobschriften auf Dom Miguel oder vielmehr die Beschreibung seines Aufenthalts und seiner Thaten während der zweimaligen Durchreise durch Karlsruhe und das Werk über die großen Hoffnungen Portugals von diesem Prinzen veröffentlicht hatte.

Die eigentlichen Plane und Absichten der großherzoglichen Regierung traten erst im Jahre 1825 klar und deutlich hervor. Schon war die öffentliche Meinung durch mancherlei listige Mittel und Schliche abgemüdet und eingeschläfert worden, als die neuen ständischen Wahlen begannen. Die Regierung trug einen vollständigen Sieg davon, denn ihre Agenten war es gelungen, die Männer der Opposition bei dem leicht zu täuschenden Volke in ungünstigem Lichte darzustellen. Nur drei Candidaten der Opposition waren in die zweite Kammer gewählt und der französische Constitutionnel hatte sehr Recht, als er über dieses Wahlresultat bemerkte: Die Regierung schäme sich ihres allzu unbedingten, durch unverhofften Uebereifers allzu leicht gewordenenen Sieges, und habe jene drei bloß deßhalb zugelassen, um doch wenigstens einen Schein von Opposition für sich zu retten. Vergebens eiferte der treffliche Rotteck, dessen Ernennung zum Deputirten unter jeder Bedingung hatte verhindert werden müssen, gegen

Umtriebe und Verletzungen der Wahlfreiheit; die Kammer überbot sich in Zugeständnissen. Mehrere feile Beamte gingen in ihrer Gesinnung so weit, daß sie die Gemeinden einiger Wahlbezirke zur Unterzeichnung und Einsendung einer Addresse bewogen, in welcher der Großherzog geradezu um Suspension der Verfassung und Uebernahme der unumschränkten Regierung gebeten ward. Hierüber empfand der Hof doch selbst einige Verlegenheit und wies den übertriebenen Eifer seiner Beamten schonend zurück. Die Abänderung des Wahltermins und die Annahme sechsjähriger Integral-Erneuerung, wornach die Einberufung der Landstände nur von drei zu drei Jahren stattfinden sollte, war der wichtigste Beschluß dieser Legislation, an deren Spitze als Hauptvertheidiger der Regierung die bekannten Rechtsgelehrten Zachariä und Roßhirt standen. Nachdem das Budget und das gesammte Finanzwesen die ständische Zustimmung erhalten, entließ der Großherzog die geschmeidigen Jaherren mit äußerst wohlwollenden Worten, ihr Benehmen als die „Morgenröthe einer bessern Zeit" bezeichnend.

Zu den Hauptgegenständen, welche hierauf die Aufmerksamkeit der Regierung beschäftigten, gehörten vorzüglich Gewerbe und Handel, deren erfreulicher Aufschwung den vielfachen Anstrengungen Winter's und Nebenius' zuzuschreiben war. Auch wurden endlich die Verhältnisse zu den reichsunmittelbaren Standes- und Grundherrn geregelt und den Privilegirten, wenn auch nicht so viel als sie gefordert, doch mehr als das Land ihnen zugestanden hatte, bewilligt. Die Sponheimsche Erbschaftsfrage und die Ansprüche Baierns auf die Pfalz, sowie die Successionsfähigkeit der Linie Hochberg, endlich das gegen den zeitherigen Oberrechnungsrath Vowinkel ausgesprochene Urtheil, das „wegen versuchten Hochverraths und vollführten Verraths, wegen Verletzung des Huldigungseides und wegen pflichtwidriger Aktenverschleppung" auf zehnjährige schwere Zuchthausstrafe lautete, beschäftigten in den Jahren 1827 und 1828 zunächst die

Gemüther des badischen Volkes und namentlich trug das letztgenannte Complot, wozu sich der Unglückliche gegen versprochene Belohnung hergegeben, nicht eben dazu bei, das erschütterte Vertrauen zu dem nachbarlichen Staate wiederherzustellen.

Noch verdient die Errichtung des Erzstiftes Freiburg erwähnt zu werden, an dessen Spitze der würdige und gelehrte Dr. Bernhard Boll berufen wurde, nachdem die erste Wahl, die auf den trefflichen Freiherrn von Wessenberg gefallen, vom Großherzoge, welcher ihm persönlich abgeneigt war, nicht bestätigt und Wessenberg zur freiwilligen Verzichtleistung genöthigt worden war. Mit rührenden tiefergreifenden Worten schied Wessenberg von der nunmehr aufgelösten Diöcese Konstanz, während im October 1828 Boll zu Freiburg durch den Erzbischof von Köln consecrirt wurde. Dr. Leonhard Hug, welcher bei den derzeitigen katholischen Fragen eine bedeutende Stimme hatte, wußte durch feine Berechnung der Umstände seine Beibehaltung „bis auf ein Weiteres" zu erlangen. Gewaltiges Aufsehen rief noch die von vielen Professoren und anderen Angestellten zu Freiburg unterzeichnete und von Duttlinger der zweiten Kammer überreichte Petition hervor, in welcher die Verwendung der Regierung dafür angesprochen wurde, daß die den katholischen Geistlichen auferlegte Vorschrift des Cölibats im Großherzogthum auf gesetzlichem Wege aufgehoben werde. Die Kammer erklärte sich jedoch in der Schlußsitzung vom 13. Mai 1828 in Bezug auf den fraglichen Gegenstand für incompetent.

Die Opposition im Lande zeichnete sich durch monarchisch-constitutionelle Gesinnung wie durch ein kräftiges und muthvolles Auftreten aus, sobald es die Wahrung freisinniger Institutionen oder geistiger Interessen galt. Im Volke selbst herrschte bis zur Julirevolution ein weitverbreiteter Mißmuth, welcher jedoch mehr auf einzelne Persönlichkeiten, als gegen die Ordnung der Dinge oder das eigentliche Staats-

system gerichtet war. Mit freudigen Hoffnungen blickte man aber allgemein auf den Thronfolger, von welchem man die Heilung so mancher stillblutenden Wunde erwartete.

Im Großherzogthum Hessen fand sich in den Jahren 1824 und 1825 eine äußerst hartnäckige, ständische Opposition, welche am entschiedensten bei den Debatten über Steuern und Privatzehnten auftrat und gegen welche alle Beredtsamkeit der Regierungsmänner, namentlich die bewährte des Ministers Grolmann, nicht aufzukommen vermochte. Mußte doch dieser Minister selbst beim Schlusse des Landtags zugestehen: „daß man allen intellectuellen Wünschen unmöglich Genüge leisten gekonnt, und weder die Staatsbeamten, noch die Volksvertreter darauf rechnen dürften, durch den Beifall Aller belohnt zu werden; es sei hinreichend, daß geschehen sei, was nach umsichtiger Prüfung für das Bessere erkannt worden.“ Außer der Noth mit den störrischen Landtagsdeputirten hatte aber auch noch die Regierung mit der Noth im Volke selbst zu kämpfen, denn Ober- und Rheinhessen litt furchtbar unter Steuerdruck, Ueberschwemmung und Wildschäden, während die moralische Kraft des Volkes durch tägliche Zolldefraudationen und Schmugglerversuche bedeutend geschwächt wurde. Zunehmende Auswanderlust war die Folge dieser traurigen Zustände, bis endlich auch hier die Regierung gegen die häufigen „heimlichen Züge“ nach fremden Ländern oder Welttheilen einschreiten mußte. Die Finanzen des Staates lagen arg darnieder und selbst die im Jahre 1825 bei Rothschild und Söhnen contrahirte Anleihe von 6½ Million Gulden entriß den vielfachen Verlegenheiten nicht.

Viel Aufsehen machte im nächsten Jahre der Proceß, welchen die Regierung gegen den Commerzienrath Ernst

Emil Hoffmann von Darmstadt, einen entschieden freisinnigen Mann von großem Unternehmungsgeiste und bewährter Gewandtheit, einzuleiten für gut fand. Wegen Verbreitung lithographirter Schreiben, in denen er die Wahlmänner des Großherzogthums zur Ernennung unabhängiger Deputirten für die nächste Ständeversammlung aufgefordert hatte, wurde Hoffmann von der Regierung der Einmischung in die Abgeordnetenwahlen, ja selbst der Majestätsbeleidigung angeschuldigt und in eine Criminalunterfuchung verwickelt, durch welche zunächst seine Theilnahme an den ständischen Verhandlungen verhindert werden sollte. Man hatte übrigens auch Ursache, Hoffmann's geistige Ueberlegenheit zu fürchten. Die öffentliche Meinung nahm entschieden Partei für den Angeschuldigten; viele Wahlmänner, entrüstet über „das Gaukelspiel des Repräsentativsystems," verweigerten jetzt alle Theilnahme an den Wahlen, während andere ihre Stimmen nur Männern von der entschiedensten politischen Gesinnung gaben. Selbst Hoffmann wurde gewählt, allein bei Prüfung der Vollmachten durch eine Majorität von zwei Stimmen ausgeschlossen. Der Rechenschaftsbericht über den Staatshaushalt fand von Seiten der Opposition, namentlich von den Deputirten Tromler, Elwert, Brunk u. A., vielfache Anfechtung; auch wurden die meisten auf das Staatsschuldenwesen bezüglichen Vorschläge der Regierung von der Kammer zurückgewiesen, bis die Regierung endlich zur Vertagung der Ständeversammlung schritt. Allein kaum waren die Verabschiedeten wieder zusammengetreten, als sich auch vom Neuen jener Oppositionsgeist geltend machte, welcher bei den früheren Verhandlungen sich herausgestellt hatte. Mit bittern, tiefverwundenden Worten wurde der Landtag daher am 12. Juni 1827 geschlossen. Im Lande selbst machten die Festsetzung der Staatsausgaben für 1827 bis 1829 und das Finanzgesetz den unangenehmsten Eindruck.

Der am 14. Febr. 1828 abgeschlossene und am 6. Mai officiell publicirte Zoll- und Handelsvertrag zwischen Hessen-

Darmstadt und Preußen wurde vom Volke ziemlich beifällig aufgenommen, obschon sich auch Anfangs in der aufgeregten Handelswelt viele bedenkliche Stimmen dagegen erhoben. Doch schon im nächsten Jahre zeigten sich die mannichfachen Vortheile, welche für Hessen aus dem Anschlusse erwuchsen. Noch verdient die Ernennung des Bischofs in partibus infidelium Burg von Freiburg zum Bischof von Mainz erwähnt zu werden, da hierdurch die katholischen Kirchenangelegenheiten ihre Erledigung fanden.

Ernst Emil Hoffmann, durch das Hofgericht zu Darmstadt in der früher genannten Hochverrathssache durchweg freigesprochen, trat jetzt als Mitglied der zweiten Kammer in die Ständeversammlung ein, die am 3. November 1829 eröffnet wurde. Er galt fortan für eins ihrer eifrigsten Mitglieder und von den zwölf ersten Anträgen, die in dieser Kammer eingebracht wurden, bevor das Ministerium Gesetzentwürfe zur Berathung vorgelegt, nahm er an neun derselben den thätigsten Antheil. Sein Antrag für Abschaffung des Cölibats bei der katholischen Geistlichkeit scheiterte zwar in gleicher Weise, wie der in der badischen Kammer gestellte, machte aber gewaltiges Aufsehen, zumal da er von einem Manne ausging, der als eifriger Protestant bekannt war. In beiden Kammern, deren Thätigkeit sich zunächst den Finanzfragen und Handelsverhältnissen, der Gesetzgebung, Verwaltung und dem öffentlichen Unterricht zugewendet war, zeigte sich eine entschiedene Opposition gegen viele Maßregeln der Regierung, weßhalb auch der greise Großherzog, dem bereits der Tod im Herzen saß, den Landtag mit einer Rede schloß, der man die innere Verletztheit sehr deutlich anmerkte.

Ein ungleich traurigeres Bild bietet das Fürstenhaus und das Land von Kurhessen dar. Am 20. Juni 1823 hatte man der Post einen anonymen Drohbrief übergeben, in welchem der Kurfürst bei Verlust seines Lebens aufgefordert wurde, binnen Jahresfrist seinem Lande die im 13. Artikel der Bundesakte versprochene Verfassung zu geben, seine

Geliebte, die einflußreiche Gräfin Reichenbach, zu entlassen oder wenigstens von aller Theilnahme an den Regierungsangelegenheiten zu entfernen und überhaupt ein milderes Benehmen gegen seine Umgebung anzunehmen. Dieser Drohbrief setzte die Polizei in allgemeine Bewegung und sofort wurde eine von sämmtlichen Ministern unterzeichnete Bekanntmachung erlassen, in welcher gewissermaßen das ganze Volk der Theilnahme an dem hochverrätherischen Attentate beschuldigt und statt der ordentlichen Gerichte eine Specialcommission zur Untersuchung des Frevels eingesetzt wurde. Nach Art despotischer Regierungen hatte man als gewiß vorausgesetzt, was erst eines Beweises bedurfte, daß 1) eine Verschwörung bestanden, daß 2) diese Verschwörung mit den verfolgten demagogischen Umtrieben im Zusammenhange stehe, daß 3) ein Gekränkter oder Zurückgesetzter oder 4) ein von höheren politischen Interessen Geleiteter das Haupt dieser Verschwörung sei. Die Polizei verfuhr bei der Untersuchung äußerst brutal, verletzte das Briefgeheimniß und entblödete sich nicht, Männer, die im Geruche der Freisinnigkeit standen, ohne irgend einen andern Grund, wie den geheimen Cabinetsarchivar Müller, den Hofrath Friedrich Murhard, den Artillerielieutenant Robert u. A. m. gefänglich einzuziehen. Aber alle Untersuchungen waren vergebens, bis endlich das Schriftchen eines gewissen Johann von Horn: „Die Verschwörung wider den Churfürsten Wilhelm III. von Hessen ꝛc." die Regierung auf den Gedanken brachte, den bei Ermittlung der Thäter überaus thätigen Chef der Polizei, Herrn von Manger, nebst einer Anzahl anderer in seinem Departement angestellter Personen, in Untersuchung zu ziehen. Der Scandal wurde immer größer, die Untersuchung verwickelter und die ganze Sache dunkler als vorher. Mit dem gesteigerten Argwohn des finstergrollenden Kurfürsten nahm auch der Druck, der auf dem öffentlichen und Privatleben in Hessen lastete, mehr und mehr zu. Wer fliehen konnte, floh aus der drückenden Atmosphäre des Hofes und verbarg sich in stiller

Zurückgezogenheit oder in fremden Ländern. Selbst die Kurfürstin, eine Schwester des Königs von Preußen, flüchtete sich in das Reich ihres Bruders, obschon sie auch bis dahin das Mißverhältniß zu ihrem düstern und argwöhnischen Gemahl beunruhigte. Die Gräfin Reichenbach stand an der Spitze des Staates und wußte ihren Einfluß allerwärts geltend zu machen. Gensd'armen durchzogen von einem Ort zum andern das unheimliche und unwirthliche Land, dessen Residenz mit jedem Tage mehr herabkam. Drückende Steuern, Taxen und Auflagen vollendeten den unerfreulichen Zustand des Volkes, welches aber schon jetzt bedeutsame Spuren einer dumpfen Unzufriedenheit mit der Verwaltung und der Staatsbehörde, wie der Regierungs- und Lebensweise des Kurfürsten selbst, wahrnehmen ließ.

Nassau verwaltete im Namen des Herzogs der Minister von Marschall, der mit strenger Hand jeden ständischen Einfluß zu schwächen, die ständischen Wahlen nach Willkür zu leiten und die Wahlfreiheit überhaupt zu unterdrücken wußte. Darum erklärte auch der Freiherr von Stein in den schon angeführten Briefen den ganzen Landtag für „eine sehr fehlerhafte Maschinerie, bei welcher der Maschinenmeister, statt bemüht zu sein, durch Liebe, Wohlwollen, Sinn für Gerechtigkeit, Achtung für die Constitution zu verbreiten, mit Trockenheit diese letztere zu untergraben trachte." Zwar beantragten die Stände, daß der deutschen Reichsverfassung gemäß die Domainen zur Mitleidenheit an den Staatslasten und zum Ersatz der der Steuerkasse eigenmächtig und einseitig abgedrungenen Aequivalente für die aufgehobenen gutsherrlichen Rechte der Domainenkasse, gezogen würden; allein der Herr von Marschall verweigerte ihnen alle Discussion über diesen delikaten Gegenstand. Man beschuldigte ferner den Herrn Minister einer verschwenderischen Verwaltung, die ihre Grenzen nach allen Seiten hin zu überschreiten pflege, einer großen Uebereilung und Launenhaftigkeit im Pensionswesen, eines kleinlichen Despotismus und einer für alles Hohe und Schöne

erstorbenen Gesinnung. Dagegen rühmte sich der Freiherr „der strengsten Oekonomie in allen Zweigen, der Einfachheit im Staatshaushalte, der Erleichterung der Steuerlast, und der glückseligen Entfernung jedes demagogischen Gährungsstoffes und jeder Zwietracht zwischen Landesherrn und Unterthanen." Derartige Betheuerungen erfolgten jedesmal bei Eröffnung der Landtage.

Das Königreich Sachsen erfreute sich während der letzten Regierungsjahre Friedrich August's nur sehr weniger Reformen, obschon es dieselben äußerst nöthig bedurfte. Es wurde zwar im Einzelnen manch kleine Verbesserung versucht, allein die veraltete Landesverfassung hinderte jede durchgreifende Reform, der übrigens auch der König und sein Ministerium keineswegs zugethan war. Die Elb-Amerikanische Compagnie suchte die industriellen Interessen Sachsens zu fördern, war aber nicht im Stande, die allgemeine Geschäftslosigkeit und Stockung der Gewerbe zu vermindern. Rings von Zollschlagbäumen umgeben, fand das fabrikreiche Sachsen keinen Markt für seine Waaren und mußte ruhig ansehen, wie Preußen so manche hemmende Maßregel zum Nachtheile seines Handels ergriff. Proselytenmacherei und ultramontanische Umtriebe unter der katholischen Minderzahl der Bevölkerung, ignorirt von dem frommen und altersschwachen Könige, unterstützt aber und treu gepflegt von dem hochbegünstigten apostolischen Vicar, Bischof B. J. Mauermann, erweckten in den auf ihre theuererkaufte protestantische Freiheit Eifersüchtigen gerechte Besorgnisse und ließen das Schlimmste befürchten, als der Bischof immer kecker heraustrat und sich die offenbarsten Verletzungen der protestantischen Nationalkirchenfreiheit erlaubte. Seinem mächtigen Einfluße war es auch zuzuschreiben, daß neben augenscheinlicher Begünstigung des Katholicismus selbst hochgestellte Theologen der Protestanten angefeindet wurden.

Die beiden letzten Mandate, welche Friedrich August erließ, betrafen die Ausübung der katholisch-geistlichen Ge-

richtsbarkeit — der jedesmalige apostolische Vicar sollte hinfort den Unterthanen- und Diensteid leisten — und den Uebertritt von einer christlichen Confession zur andern, wobei zugleich angemessene Strafe gegen jede Proselytenmacherei und gegen Verheimlichung des Uebertritts angedroht wurde. Am Ende seiner Tage erlebte der greise König noch die Freude, den Streit zwischen seinen Agnaten in den drei sächsischen Herzogthümern über die Gotha-Altenburgische Erbschaft gütlich ausgeglichen zu sehen. Ein rheumatisches Fieber, das ihn am 1. Mai 1827 überfiel, endete schon nach drei Tagen sein vielbewegtes Leben. Die Thränen vieler seiner Unterthanen folgten ihm in die Gruft, denn war er auch nicht ausgezeichnet durch große Regententalente, hing er auch mit spanischer Etiquette am todten Formenwesen und war daher allen Forderungen des Zeitgeistes abhold, so schmückte ihn doch neben anderen Tugenden die aufrichtigste Frömmigkeit und ein unauslöschliches Rechtlichkeitsgefühl, das ihn unter seinen treuergebenen Sachsen den Beinamen des Gerechten erworben hat. Ihm folgte in der Regierung sein hochbetagter Bruder, Prinz Anton Clemens Theodor, als König Anton I. Mit dem beibehaltenen Ministerium änderte sich auch nichts in dem zeither befolgten Systeme und nur der Einfluß Mauermann's steigerte sich noch mehr, da der König ein unbegrenztes Zutrauen zu diesem Prälaten gefaßt hatte.

Der neue Monarch bereiste noch im Jahre 1827 sein Land, um sich in den Hauptstädten huldigen zu lassen, und empfing allerwärts Beweise der treusten Ergebenheit. Wurde auch die Hoffnung des sächsischen Volkes, daß der von der Last der Jahre niedergebeugte Fürst seinem im blühenden Mannesalter stehenden Neffen, dem im ganzen Lande hochverehrten und geliebten Friedrich August, die Regierung oder wenigstens einen Antheil an derselben abtreten möchte, nicht erfüllt, so wurde doch einigen der drückendsten Beschwerden des Bauernstandes abgeholfen, auch Ermäßigungen in der alten Hofetiquette getroffen und die Person des

Monarchen nicht mehr so unzugänglich wie früher. Der Ruf nach Reform des Staatssystems, wiewol er jetzt immer häufiger ertönte, fand jedoch beim Könige und bei seinem ersten Cabinetsminister, Grafen von Einsiedel, einem Manne von ehrenwerther Persönlichkeit, aber streng-aristokratischen Grundsätzen und mystisch-pietistischen Glaubensansichten, nicht das geringste Gehör. Aber bei aller Scheu, welche die im gewohnten Schlendrian hinschleichende Regierung von der kräftigsten Stütze des Staatslebens, vor Oeffentlichkeit empfand, regten sich doch immer mehr freimüthige Stimmen, welche das Volk über seine Bedürfnisse aufklärten und die Mißbräuche der Administration, wie die Mängel der Landes- und Gemeindeverfassung enthüllten. Hier muß vor allen des trefflichen, von Richter in Zwickau herausgegebenen Journals, die Biene, gedacht werden, welches trotz aller Verfolgungen von der mächtigen Gegenpartei die Interessen des Volkes mit seltener Kraft und Wärme verfocht und es sogar (1829) wagte, eine „Addresse des sächsischen Volkes an seinen König bei Eröffnung des Landtags im Januar 1830" zu veröffentlichen, worin die zeitwidrigen Prärogative des Adels und der Dikasterien, ja die Organisation des Hofstaates selbst freimüthig beleuchtet und die Gebrechen der Staatsverwaltung offen und ehrfurchtsvoll gerügt wurden*). Aber schon fanden sich viele

---

*) Wir theilen nur Eine Stelle aus dieser berühmten Addresse mit: „Was die Völker wollen und erstreben, ist nichts, was ein guter und kluger Regent ihnen nicht gewähren könnte. Es ist ja nichts Andres als ein mittelbarer Einfluß auf die wichtigsten Angelegenheiten und Beschlüsse des Staats durch ächte Volksrepräsentation und eine gleichmäßigere Vertheilung der öffentlichen Lasten unter die privilegirten und nicht privilegirten Klassen der Staatsgesellschaft. Unter dem Worte Constitution begreift aber der jetzt herrschende Sprachgebrauch Alles, was der Gesammtheit des Volkes, dem Herrscher gegenüber, — seine Rechte und die Gleichheit vor dem Gesetze, wie auch das Befreitsein von der Willkür der Gewalt — sichern kann. — Wir verblenden uns nicht über die Schwierigkeiten, denen die Entwerfung einer,

hochgestellte Männer, welche über diese Keckheit eines Provinzialblattes erstaunten und die Meinung verbreiteten, daß es Zeit sei, der Biene den Stachel zu nehmen. Allein der zündende Funken war bereits in's Volk geflogen und hatte daselbst reichlichen Brandstoff gefunden. Die politische Gährung hatte sich von Tag zu Tage mehr mit der kirchlichen gemischt. Mit der steigenden Heftigkeit der Proselytenmacherei und des Ultramontanismus war auch der frische Muth der protestantischen Stimmführer gewachsen und als der apostolische Vicar zu Dresden sich erfrechte, mitten in einem protestantischen Lande, in der Wiege des Lutherthums, an die Schloßkirche zu Dresden einen Aufruf zur Ausrottung der Ketzerei und zur Ausbreitung der alleinseligmachenden Kirche anschlagen und Gebete ähnlichen Inhalts in den katholischen Kirchen Sachsens vorschreiben zu lassen, da zeigte sich unter dem sonst so ruhigen Völkchen eine allgemeine Indignation, welche für die theuererkaufte und von den Vätern ererbte Gewissens- und Glaubensfreiheit Alles einzusetzen bereit schien. Unter den muthvollsten und begeistertsten Sprechern für die heiligsten Güter der Menschheit stand obenan der vielgefeierte Dr. Heinrich Gottlieb Tzschirner, Superintendent zu Leipzig, ein Mann voll Feuereifer und Glaubensmuth, unermüdlich im Kampfe für Licht, Wahrheit und Freiheit, und gleich ausgezeichnet als Kanzelredner wie als theologischer Schriftsteller. Leider ging der kühne Held schon am 17. Februar 1828 zum ewigen Frieden ein und überließ seinem treuen Kampfgenossen, dem

---

auf Volksvertretung gegründeten Verfassung in einem monarchischen Staate unterliegt, wir wünschen auch nichts Folgereiches und Hochwichtiges übereilt zu sehen. Aber wir wünschen in reiner Ehrfurcht — einen festen, unabänderlichen Willen zu erblicken, eine dergleichen Constitution in möglichst kurzer Zeit nicht nur entwerfen, sondern auch einführen zu lassen. Wir wünschen, daß die Erfüllung des hier ausgesprochenen Verlangens der Stempel sei, welcher allen Decreten Sr. königl. Majestät an die getreuen Stände bei der bevorstehenden Landesversammlung, aufgedrückt worden!" —

Prof. Wilhelm Traugott Krug, den Streit zum glücklichen Ende zu führen. Als aber die Apostolischen in ihrer blinden Wuth immer zahlreichere Schmähschriften gegen die Eiferer der protestantischen Glaubensfreiheit veröffentlichten und einige der letzteren den Kampf mit gleichen Waffen zu führen begannen, untersagte die Regierung beiden Theilen jede Polemik in kirchlichen Materien. Allein sie hatte sich während des ganzen Streites ziemlich zweideutig benommen und konnte den Vorwurf von geheimen Schloßeinwirkungen nicht gänzlich von sich abweisen. Während des Jahres 1829 wurde in Sachsen bereits das Meiste zu der denkwürdigen Katastrophe des nächstfolgenden Jahres vorbereitet. —

Die sächsischen Herzogthümer der Ernestinischen Linie nehmen unser Interesse nur in geringem Maße in Anspruch. Schon ist des unblutigen Erbfolgestreites, welcher nach dem am 11. Febr. 1825 erfolgten Tode des Herzogs Friedrich IV. zu Gotha-Altenburg unter den nächsten Agnaten über das hinterlassene Besitzthum entstanden, wie der Vermittlung des Königs von Sachsen gedacht worden, welcher die Länder der drei auf das Erbe Anspruch machenden Herzoge zusammenwarf und nach drei geographischen Stücken vertheilte, so daß die Unterthanen des einen Landesherrn sich über Nacht plötzlich an einen andern abgetreten sahen. Weimar-Eisenach nahm unter den ernestinischen Ländern den ersten Rang ein. Sein trefflicher Großherzog Karl August waltete mit Mäßigung und Freisinnigkeit über dem glücklichen Lande, das sein hoher Kunstsinn in der Geschichte der deutschen Poesie und Literatur mit unsterblichem Ruhme geschmückt hat. Nach fast drei und funfzigjähriger Regierung entschlummerte der Großherzog sanft am 14. Juni 1828. Sein Leichnam ruht — nach seiner Bestimmung — auf dem Weimarischen Todtenacker in der fürstlichen Begräbnißkapelle zwischen Schiller und Goethe. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Karl Friedrich, der gleich nach seiner Thronbesteigung in des

Vaters Geiste zu herrschen versprach. Wirklich blieb auch das Meiste in dem alten Zustande.

In Sachsen-Gotha-Altenburg leitete der allgemein verehrte und vielgepriesene Freiherr von Lindenau mit Geist und Umsicht die öffentlichen Angelegenheiten und erwarb sich im reichen Maße die Liebe des Volkes. Die Regierung, von patriotischen Landständen unterstützt, hatte jedoch bis nach dem Jahre 1830 zu viel mit Ausgleichungen und Einrichtungen zu thun, um so segensreich, wie Lindenau es wünschte, für des Landes Wohlfahrt wirken zu können.

Der Herzog Ernst von Sachsen-Koburg und Saalfeld vertauschte nach der Theilung seinen Titel mit dem von Koburg und Gotha und nahm sich der Regierung seines neuen Landes mit großer Sorgfalt an. Humanität und Wohlwollen, welches ihn selbst für den Niedrigsten seines Volkes zugänglich machte, zeichneten neben inniger Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten den Herzog aus. Der ehemalige königlich sächsische Gesandte am Bundestage, von Carlowitz, stand an der Spitze der Verwaltung im Herzogthume und war jedenfalls hier besser am Platze, als dort.

Eine schwierige Aufgabe lag dem Herzoge Bernhard Erich Freund von Meiningen ob, in dessen neuzusammengelegten Ländchen nicht weniger als fünf Verfassungen von verschiedenen Daten bestanden, die er nunmehr zu einer einzigen verbinden sollte. Der tüchtige Geheimrath Schmid von Jena, sein früherer Lehrer, welchen er in seine Dienste berief, ging ihm rüstig helfend zur Seite und das neue Grundgesetz vom 23. Aug. 1830, das jedoch nur der erste Grundstein zum weitern Aufbau werden sollte, hatte ihn zunächst zum Verfasser. —

Hannover's Regierung strebte zwar ihren Staatshaushalt zu verbessern und wirklich gelang es ihr auch im Jahre 1829 ihre Staatspapiere al pari zu bringen; allein alle Anstrengungen konnten das Hauptübel nicht beseitigen, das zunächst in der Rechtsungleichheit lag und am grellsten

bei der Grundsteuer und der Art ihrer Vertheilung heraustrat. Das planlose Steuersystem drückte gleich sehr wie die unverhältnißmäßige Bevorzugung des Adels und der Beamten auf dem gemeinen Volke, dessen Elend gewaltig gegen den steigenden Luxus der Großen abstach. Andrerseits vermochten aber auch die Stände nicht, den allgemeinen Klagen abzuhelfen; die erste Kammer, durch die Verfassung parteiisch bedacht, trat im engen Vereine mit allen Privilegirten jederzeit der zweiten Kammer entgegen, wo es sich um gütliche Ausgleichung der öffentlichen Lasten handelte. Eine neue Städteordnung, welche jedoch fast Alles zu wünschen übrig ließ, die endliche Ordnung der kirchlichen Verhältnisse nach der Ankunft der Bulle „**Impensa Romanorum Pontificum**“ und die Aufhebung des Unterschieds zwischen herrschender und nur geduldeter Kirche, (was in Folge des Concordates stattfand) — das waren die einzigen Lichtblicke, welche sich dort darboten. Graf von Münster, beehrt mit dem ganzen Vertrauen des Königs, aber ungünstig beurtheilt von der öffentlichen Meinung, wachte mit unumschränkter Macht über der Ruhe des Landes und wußte alle Ausbrüche gerechter Unzufriedenheit im Keime zu ersticken. Die Presse wurde in unwürdige Fesseln geschmiedet; im Herzen des Volkes aber verbreitete sich der Geist des Mißmuths und der Unbehaglichkeit immer weiter und ließ einen gefährlichen Ausbruch befürchten. —

Der junge Herzog Karl von Braunschweig, dessen Thronbesteigung bereits erzählt worden ist, mischte sich bis zum Jahre 1826 wenig oder gar nicht in die Regierung seines Landes, vielleicht in Folge vernachlässigter Bildung und versäumter Studien, vielleicht auch von den Männern, in deren Händen sich zeither die Zügel des Staates befanden, absichtlich von aller Theilnahme an den Staatsgeschäften fern gehalten. Dagegen regierte neben einem Ausschusse des hohen Adels im Lande der Geheimrath von Schmidt-Phiseldeck, ein Mann von tüchtigen Kenntnissen, aristokratischen Grundsätzen und gutem Willen für die Wohlfahrt des

Herzogthums. Als aber im Jahre 1826 auch in Braunschweig der Ruf nach Einberufung der Landstände und Verbesserung des Staatsgrundgesetzes erscholl, der Herzog aber diesem Wunsche die Gewährung verweigerte, da er in seinem ungestümen Charakter die Controle keiner andern Staatsgewalt anerkennen wollte, so bat Schmidt-Phiseldeck wiederholt um seine Entlassung, zumal nachdem er immer deutlicher die schlecht verhehlte Abneigung des Herzogs gegen seine Person bemerkte. Allein seine Bitte fand kein Gehör und diente nur dazu, die Verfolgungen zu steigern, welche die Partei des Herzogs sich jetzt gegen den in Ungnade gefallenen Minister erlauben zu können glaubte. Gleichzeitig hatte Karl einen unglücklichen Streit mit seinem ehemaligen Vormunde, dem Könige von England, seinem Oheime, begonnen und diesem ungebührliche, altem Rechte zuwiderlaufende Ausdehnung der Dauer der Vormundschaft vorgeworfen. Diese Klage war schon früher von dem Herzoge erhoben, durch den Fürsten Metternich jedoch, an welchen er sich gewendet hatte, ausgeglichen worden. Der Ruf nach einer verbesserten landständischen Verfassung rief jedoch die Leidenschaften des Herzogs wieder wach, er erklärte seine entschiedene Abneigung gegen die in den Constitutionen verfügte Contrasignatur aller Verordnungen durch einen Minister und verfolgte den Geheimrath Schmidt-Phiseldeck mit täglichen Quälereien und Beleidigungen, da er ihm vorzüglich die Verlängerung der vormundschaftlichen Curatel zuschrieb. Als sich dieser nun den ihm drohenden Gewaltmaßregeln durch die Flucht nach Hannover entzog, ließ ihn der Herzog wie einen Verbrecher mit Steckbriefen verfolgen und ging so weit, allen Anordnungen der vormundschaftlichen Regierung nur eine bedingte Gültigkeit zuzugestehen, von Beeinträchtigung wohlerworbener Regenten- und Eigenthumsrechte zu sprechen und die Verlängerung der Vormundschaft über sein achtzehntes Jahr hinaus für eine förmliche Widerrechtlichkeit zu erklären. Sein königlicher Oheim, Georg IV., wurde hierauf auf Veranstaltung des Herzogs in mehrern

Schmähschriften angegriffen und sein hannöverscher Minister, Graf von Münster, zum Zweikampfe gefordert. Vergebens waren alle Vorstellungen vermittelnder Höfe. Der Herzog ging in seiner Wuth immer weiter, umgab sich mit Männern von zweideutigem Rufe und führte ein wildes, ausschweifendes Leben. Vor allem quälte er den Adel mit kindischer Wuth und sein Haß fiel vorzüglich auf zwei Männer, die sich durchaus Nichts hatten zu Schulden kommen lassen, auf den Herrn von Cramm und den Oberjägermeister von Sierstorpff, deren erster als Liberaler, letzterer als Aristokrat bekannt war und die nun an das Forum der öffentlichen Meinung appellirten und Dinge vor das Publikum brachten, welche allgemeine Indignation hervorriefen. Der Herzog kümmerte sich jedoch wenig darum, die Rechtspflege im Lande war förmlich unterdrückt und die von ihm errichtete geheime Polizei spähte mit Argusaugen nach jedem Verdächtigen, der vielleicht eine leise Mißbilligung über die despotische Regierung auszusprechen wagte. Die Landstände, in welchen der gedrückte Adel die Hauptstimme führte, sahen sich endlich zur Selbstvertheidigung genöthigt, aus eigener Machtvollkommenheit im Mai 1829 zusammenzutreten und von dem deutschen Bundestage Schutz für die bedrohte Verfassung und Beistand gegen die willkürliche Behandlung des Herzogs nachzusuchen. Auch der König von England betrieb seinen Ehrenhandel wegen persönlicher Beleidigungen so thätig, daß der hohe Bundestag den Herzog endlich mit Execution bedrohte, worauf sich dieser zu fügen schien. Es kam zu neuen diplomatischen Unterhandlungen. Bevor aber diese noch ihr Ende erreichten, suchte der Herzog, als habe er eine Ahnung der nächsten Zukunft, seine Staatsverwaltung möglichst lukrativ einzurichten, so viel Schätze als möglich aufzuhäufen, Domainen zu verkaufen, Dienste, Zehnten und Gefälle gegen Abzugsgelder zum Besten der herzoglichen Privatkasse abzulösen und Stellen an die Meistbietenden zu verkaufen. Da nahte aber die Septemberwoche des Jahres 1830, das gedrückte Volk,

von dem zürnenden Adel noch mehr aufgehetzt, erhob sich im wilden Aufstande, in welchem der Herzog Karl seine schöne Krone verlor. Die Flammen seines von Pöbelwuth angezündeten Schlosses zu Braunschweig beleuchteten den Weg, auf welchem er aus dem Lande seiner Väter flüchtete.

Das denkwürdigste Ereigniß in den Anhaltischen Fürstenthümern war der im Jahre 1826 erfolgte Uebertritt des Herzogs von Köthen und seiner Gemahlin Julie, einer gebornen Gräfin Brandenburg, natürlichen Schwester des Königs von Preußen, zur katholischen Kirche. Er war das Werk der römisch-jesuitischen Propaganda und während der Anwesenheit des herzoglichen Paares zu Paris zu Stande gekommen. In Deutschland erregte dieser Schritt ein gewaltiges Aufsehen und selbst der König von Preußen sprach sich in einem nachmals der Oeffentlichkeit übergebenen Briefe an seine Schwester bitter tadelnd über die längere Geheimhaltung des Uebertritts aus. Leicht möglich war es, daß dem Könige hierdurch die Augen über die Bestrebungen der Ultramontanen und Proselyten geöffnet wurden; wenigstens zeigte sich um diese Zeit in Preußen eine entschiedene Reaction gegen derartige Richtungen, zumal als man erfuhr, daß ein hochgestellter Staatsbeamter, dem kirchliche Amtsverrichtungen übertragen gewesen, von Bekedorf, und ein protestantischer Hofprediger zu Darmstadt, Stark, vor längerer Zeit heimlich zum Katholicismus übergetreten waren. Trotz seines Uebertritts behielt der Herzog von Köthen nicht nur das **Jus circa sacra**, sondern ließ sich dasselbe auch noch in solcher Ausdehnung erweitern, daß seine protestantischen Unterthanen lebhafte Besorgnisse hegten und Verwahrungen gegen ihre bedrohte Gewissensfreiheit einlegten. Bald hatte sich auch in Köthen ein jesuitischer Clubb gebildet, welcher unter dem Schutze des Herzogs immer weiter um sich griff. Der Herr von Pfeilschifter, als ultramontaner und absolutistischer Publicist bekannt, fungirte als Historiograph am Hofe des Abgefallenen.

Von den übrigen deutschen kleinen Fürstenthümern ist

Nichts zu melden, was für die allgemeine Geschichte von einigem Interesse wäre. Alles ging seinen stillen Gang und das Volk überließ der Zeit und seinen Fürsten die Sorge für nothwendig werdende Reformen. An Steuerdruck, Polizeihudeleien und Beamtenwillkür seit langen Jahren gewöhnt, blieb es bis zum Jahre 1830 in lethargischem Schlafe, bis es die großen Ereignisse Frankreichs aus seinem Schlummer rissen, worauf es dann, noch taumelnd und mit sich selbst unklar, einige kleine Nachahmungsversuche wagte. Daß sich die Bauern im Reußischen einmal zum Widerstande gegen die Verfügungen ihres Gewaltherrschers rüsteten, war bloß eine Folge der höchsten Noth und des unerträglichsten Druckes, keineswegs aber von politischen Ursachen herbeigeführt. Auch die sogenannten freien Städte beschäftigten sich bis zum Jahre 1830 nur mit Börsen- und Bankspeculationen, mit Lotterien und Staatsanleihen, mit Judenschaft und Pietismus und sannen höchstens auf Erweiterung ihres Handels und ihrer Schifffahrt. Die Forderungen des Zeitgeistes verhallten in ihnen ebenso wie in den reinmonarchischen Staaten und sie genossen nur den Vortheil, daß sie sich hinter den deutschen Bund versteckten, der, wie bekannt, kein allzugroßer Freund von Nachgiebigkeit gegen Zeitforderungen und Volksbedürfnisse war.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.